
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 00372618 9


Schriften der Goethe-Gesellschaft zu Weimar.
7.

Schriften

der

Goethe-Gesellschaft.

Im Auftrage des Vorstandes

herausgegeben

von

Bernhard Suphan.

7. Band.



Weimar.

Verlag der Goethe-Gesellschaft.

1892.



Das

Journal von Tiefurt.

Mit einer Einleitung

von

Bernhard Suphan

herausgegeben

von

Eduard von der Hellen.

Mit vier Lichtdrucken.

Weimar.
Verlag der Goethe-Gesellschaft.
1892.

Ihren Königlichen Hoheiten

dem Großherzog Carl Alexander

und

der Großherzogin Sophie

von Sachsen

zum 8. October 1892.



Dem Herrscherpaare von Weimar ist dies Buch geweiht zum schönsten häuslichen Feste.

„Von Tiefurt bring' ich Ihnen das Myrthenreis und die Orange." Goethe hat das einmal in der frühen Weimarer Zeit geschrieben, und seine Worte mögen jetzt, bildlich gewandt, Glückwunsch und Gabe bedeuten, mit denen sich, zur Feier der goldenen Hochzeit ihres Schirmherrn und seiner hohen Gemahlin, die Goethe-Gesellschaft huldigend einfindet, und mit ihr die Anstalt, aus deren stillen, der Goetheforschung gewidmeten Räumen die Arbeit hervorgegangen ist, welche die Gesellschaft durch ihren Vorstand darbringt.

Das Journal von Tiefurt hat für Weimars Fürsten einen häuslichen, örtlich-persönlichen Werth, als schriftliches Denkmal jener geistigen Hofhaltung, die mit den Zeiten Anna Amalia's anhebt, als Urkunde der gemeinsamen Thätigkeit und Wechselwirkung, worin, unter dem Einflusse der Fürstin, die litterarischen Größen mit der „Herrschaft" und ihrer persönlichen Umgebung, soweit sie geistig in Betracht kam, vereint waren. Wie eine Vorbedeutung erscheint es nun, daß in der Mitte dieser, zuerst für einen engen Kreis Auserwählter bestimmten Schrift das Wort steht, das seinen vollen Inhalt erst

durch die Folgezeit bekommen sollte: „O Weimar, dir fiel ein besonder Loos“.

Tiefurt selbst in seiner bescheiden ländlichen Anmuth, mit seinen Denkmälern, Tafeln und Inschriften, mit dem unscheinbaren Hause der Fürstin (vormals des Gutspächters Wohnung), Tiefurt ist jedem, der in Weimars Vergangenheit weilt, ein lebendiges Wort. Alles erinnert daran, daß an dieser Stätte einst Natur und Geist verehrt worden sind, und kein anderer Schmuck einen Werth gehabt hat, als geistige Bildung. Noch umschweben den Wandrer die Geister des Hains und die Nymphen des Flusses, zu denen einst Goethe gebetet hat, ihrer Entfernten gedenk, ihren Nahen zur Lust zu sein. Und wenn jeder, der hier eintritt, ihre Nähe spürt, so doch keiner inniger, als der Fürst, den eine treu gehegte Tradition mit diesem Orte verbindet. —

Die schönste Zierde unsres Bandes ist das Porträt der Fürstin, die Tiefurt zu einer klassischen Stätte erhoben hat, ihr Bildniß eben aus den ersten Jahren, wo ihre thätige Muße dem Orte zu Gute kam*), der Park (in erster Anlage Knebels Schöpfung) sich unter ihrer

*) Nach einem früher in Tiefurt, jetzt im Witthumspalais in Weimar bewahrten Ölbilde, das um 1780 von einem unbekannten Künstler gemalt ist. „Auf jeden Fall ist dieses Bildniß der hohen Frau das angenehmste, das wir besitzen: erfreulicher als das von W. Tischbein acht oder neun Jahre später gemalte und wohl auch porträtähnlicher als das künstlerisch bedeutendere von der Hand Angelica’s.“ (C. Ruland.)

Hand erweiterte und verschönte, und das litterarische Schaffen anhob, dessen Ergebniß wir hier vorlegen. Zwei weitere Beigaben bringen die Örtlichkeit, „Schloß" und Park, zur Anschauung.*) Die Umstände aber, unter denen das Journal zu Stande kam, die Mitwirkung der Beitragenden und den Verlauf und Erfolg des merkwürdigen Unternehmens wollen nun die folgenden Blätter in kurzen Zügen darstellen.

1.

Der Erntemond des Jahres 1781 hat dem heurigen, so scheint es, wenig nachgegeben. Derselbe Glanz des wolkenlosen Himmels, dieselbe sengende Tagesgluth, und wohl auch am hohen Nachthimmel derselbe Reigen der Sterne, „die so schön sind und so herrlich scheinen". Es war der erste Sommer, den Anna Amalia in ihrem lieben Tiefurt zubrachte. „Rusticirte", sagt Wieland. Sie hatte ihre dame d'honneur in der Stadt gelassen, „ihr warmes

*) I. Ansicht des Schlößchens. Nach dem Bilde in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst" (1840), das der Theatermaler Holdermann in den dreißiger Jahren gezeichnet und C. Hummel radirt hat. Noch ziemlich der Anblick also, wie ihn funfzig Jahre früher das Haus dem Besucher bot. Davor noch „schlanker Bäume grüner Flor". Jetzt verdecken diese Bäume, stattlich erwachsen, das Gebäude derartig, daß eine befriedigende photographische Aufnahme desselben, in der Sommerzeit wenigstens, unmöglich war. II. Das sogenannte „Theehäuschen", nahe der Ilm; der Anlage nach, mündlicher Überlieferung zufolge, aus Anna Amalia's Zeit, offenbar aber mehrfach restaurirt. Etwas rechts davon nach dem Vordergrunde die Stelle, wo im Juli 1782 das Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin" aufgeführt wurde.

Blut mit Wassertrinken abzukühlen", und „nur die Fräulein Thusnelda allein" (Luise v. Göchhausen) bei sich behalten. Zwei Bediente dazu, das war der ganze Hofstaat. Das Leben „ohne Hofmarschall und Casino" behagte ihr außerordentlich. „Gewiß, man lernt unendlich viel dabei", schreibt sie Anfangs August an Freund Merck, der im heißen Darmstadt fest saß. Sie ladet ihn in ihre „Einsiedelei" ein, aber es konnte ihn kaum locken, wenn sie hinzufügt: „Obwohl wir mit unsern Weintrauben nicht so wie Sie prahlen können, kann ich Sie doch versichern, daß sie beinahe reif sind und daß bei uns in höchster Hitze der Thermometer auf 35 Grad gestanden hat.*) Was sagen Sie nun zu unserm Klima?"

Mit den Trauben sind wohl der Gutsherrin von Tiefurt allerhand gute Ideen gereift. „Es scheint beinahe", scherzt sie, „daß ich etwas von dem Stein der Weisen gefunden habe". Jedenfalls hatte sie das Mittel gefunden, die Menschen in ihrer Umgebung „froh und fröhlich" zu machen, mit Frau Aja zu reden, die das ja auch meisterlich verstand. „Die Frau ist würklich eine der besten auf Gottes Boden", rühmt Wieland, der in diesen Wochen häufig ihr Gast war, „und ich zweifle sehr daran, daß es unter ihrem Stande eine geben kann, deren Kopf und Herz besser wäre, und mit welcher Leute unsers Gelichters auf einem honnetteren und angenehmeren Fuß

---

*) „Der 17. August 1892 mit 35° Celsius im Schatten war der heißeste Tag des Jahrhunderts", las man unlängst in den Zeitungen. — Das Journal de Paris von 1781 notirt als höchste Temperatur 25° R den 31. Juli und 12. August, 24° R den 27. August. Auch im September herrschte große Hitze.

existiren könnten". Am 11. August war die Weimarer Gesellschaft, auch Goethe, zum Erntefest in Tiefurt eingeladen, am 12. gab es noch ein „ländliches Fest". Am 15. ist das Avertissement des „Journals von Tieffurth" ausgetheilt worden, dessen erste Nummer schon von jenem Feste berichtet, das (auch nach Goethes Urtheil) „zu Jedermanns Vergnügen begangen war".

Ob nun der Plan zu dem Journal an dem Erntefeste gemacht worden oder, was ich eher glaube, etwas älteren Datums ist, es gehört jedenfalls mit unter die Anstalten zur Beförderung der Fröhlichkeit und guten Laune, mit denen sich die Fürstin damals beschäftigte. „Es ist ein kleiner Scherz, den ich mir diesen Sommer gemacht habe — so kündigt sie selbst Ende November ein ganz Packet Journale der Frau Rath Goethe an — „der so gut reussiret hat, daß es noch bis jetzt continuiret wird; vielleicht wird es Ihnen auch einige gute Stunden machen". Und Goethe bestätigt das im Wesentlichen wörtlich, noch zwei Jahre danach, indem er bei Übersendung einer größeren Partie seiner Mutter mittheilt: „Es ward als ein Wochenblatt zum Scherze angefangen, als die Herzogin Mutter vorm Jahre" (er irrt sich in der Zeit) „in Tiefurt wohnte, und wird seit der Zeit fortgesetzt. Es sind recht artige Sachen drinnen und wohl werth, daß Sie es durchblättern." Auf heitere Unterhaltung einer erlesenen Gesellschaft war dies Unternehmen gestellt — so läßt sich schließlich noch ein drittes Zeugniß auslegen, das bisher wohl kaum beachtet, sich im ersten Theil von Herders Zerstreuten Blättern findet. In dieser Sammlung (1785) stehen bereits mehrere Beiträge Herders, die

erst dem Journal zugeführt waren, gedruckt. Über den Inhalt des Bändchens läßt sich Herder in einem Gespräch (Demodor und Theano) aus, das er statt Vorrede vorausschickt. Theano (d. i. Caroline Herder) fragt nach der Geschichte des Göttergesprächs über die Wirkung der Malerei und der Tonkunst (47. Stück, S. 336). Und Demodor (Herder) hebt an: „Es war einmal eine Blumengesellschaft ... in dieser wurden allerlei Spiele des Geistes getrieben und unter andern auch Fragen aufgegeben. Diese Frage war Eine der ausgestellten*), und ich buhlte um den Preis." „Ein Märchen also aus den Zeiten der Provenzalen", fällt ihm Theano in die Rede, und ihm wird es zweifelhaft, ob sie als „Blumenkönigin" ihm den Preis würde zuerkannt haben. Ein Märchen doch nur der Einkleidung nach. Was Anna Amalia in ihrem Kreise pflegen wollte, war in der That „gaya sciencia", wie sie die Provençalen trieben; und daß Herder dies gemeint hat, kann man unter anderm in seinen Briefen zu Beförderung der Humanität (VII, 78) lesen. Die Fürstin weilte mit ihren Gedanken in heitern Regionen, als sie die Idee zu dem Journal ihrer Sommer-Residenz faßte. Wenn der Geist anmuthiger Geselligkeit, der sozusagen örtliche Humor sich nur durch die ersten Nummern des Journals erhält und in der Folge nur dann und

*) Während ich diese Blätter durchsehe, erhalte ich Bernhard Seufferts erfreulichen Aufsatz „Musik und Malerei". Sonntagsbeilage Nr. 35 zur Vossischen Zeitung, 28. August 1892. Seuffert behandelt die drei Beiträge zum Journal, welche unsre Preisfrage (5. Stück, S. 45) hervorgerufen hat, und theilt Wielands Lösung nach dem Originalmanuscript mit.

wann wieder ganz vernehmlich ist, so bleibt doch die Kunst, die ewig heitre, das Element, aus dem die besseren Beiträge sich emporheben. Und die schönsten, wie gleich im fünften Stück die Ode „Welcher Unsterblichen“ — ja sie woben doch um die ersten Genießenden so wie heute noch um uns den Schleier der Göttin: „Und wenn es dir und deinen Freunden schwüle Am Mittag wird, so wirf ihn in die Luft.“

2.

Ein gedrucktes Avertissement verkündigte mit komischem Ernst die Gründung der Gesellschaft. „Der hochpreißlichen Tieffurther Gesellschaft (oder Akademie) der Wissenschaften“, wie Mephistopheles-Merck alsbald spöttelte. Verfasser ist ohne Zweifel Friedrich Hildebrand v. Einsiedel, der Kammerherr der Herzogin-Wittwe, er war damals eben frisch aus Karlsbad heimgekommen. Die kleine Urkunde ist nur noch vor zwei Exemplaren des Journals erhalten, und wir haben sie deshalb im Facsimile unserm Texte vorangesetzt; sie ist das einzige s. Z. im Druck hergestellte Blatt, und aus schalkhaft übertriebener, wichtigthuender Vorsicht sind zur Eintragung des Ortes, die Einsiedel eigenhändig zu vollziehen hatte, Lücken gelassen. Einsiedel fungirte als gnädigst verordneter Redacteur, und als Secretär stand ihm (wie der Herrin) die „Gnomide“ Göchhausen zur Seite; sie schickte sich ausgezeichnet zu der Stellung mit ihrer „mobilen“ Feder, und ihrem durchaus zuverlässigen Wesen. Bisweilen übermittelt sie die eingegangenen Beiträge (auch die von Einsiedel selbst) an die Herzogin, welche sich, wie es

scheint, die letzte Prüfung und Sentenz über die Aufnahme der Artikel vorbehalten hat. Dann gingen sie an den Redacteur zurück, und von ihm, zur Vervielfältigung, an die Abschreiber.

„Dem bekannten und beliebten Journal de Paris" war der Titel des Blattes nachgebildet, es sollte ihm auch, wie das Avertissement besagt, in der Einrichtung vollkommen ähnlich gemacht werden. Das Journal de Paris, begründet 1777, war ein Intelligenzblatt belletristischen Charakters; täglich, auch Sonntags, erschien eine Nummer, vier Seiten Großquart. Es erfreute sich in der That außerordentlicher Beliebtheit: im Jahre 1789 veranstaltete man zu Gunsten der zahlreich hinzugetretenen Abonnenten ein Abrégé der früheren Jahrgänge, vier stattliche Quartbände, ein Werk (durften die Herausgeber sagen) non-seulement intéressant par l'abondance et la variété des objets, mais encore utile à consulter pour tous ceux qui aiment à suivre les progrès de l'histoire littéraire de notre temps*). Noch jetzt durchblättert man das äußerst geschickt redigirte Journal (so auch den Auszug) mit Vergnügen. Zwischen den einleitenden astronomisch-meteorologischen Tabellen und den Börsen-Nachrichten, mit denen es regelmäßig schließt, bringt es in freier Folge eine Reihe trefflich geschriebener, knapp gehaltener Artikel unter allgemeinen Überschriften (Botanique. Médecine. Gravure pp. Administration. Evénement), auch

*) Das Journal de Paris, das ich benutzen konnte, befindet sich vollständig auf der Herzoglichen Bibliothek in Gotha, der Abrégé vom Jahre 1789 ‚Ex libris Friderici Jacobi' auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Familien- und örtliche Nachrichten aus der vornehmen Gesellschaft. Einen ansehnlichen Raum nehmen immer die Artikel Belles-Lettres und Spectacles ein, auch die Zuschriften an die Redaktion, Aux auteurs du Journal. Poetisches ist reichlich eingestreut: meist leichte Waare, wie sie damals in Masse fabricirt wurde: epîtres, airs, chansons, énigmes und die beliebten Epigramme und Epitaphe. Vergeblich sucht man den Artikel „Politik", den die Tiefurter Redaktion gleichwohl im 1. Stück zum Scherz einzuführen versucht hat. Zur „vollkommenen Ähnlichkeit" gehörte es, daß Einsiedel die geschäftliche Schlußnotiz On s'abonne tous les jours au Bureau . . . pour le Journal de Paris am Fuße des ersten Stückes (S. 4) getreulich nachahmt.

Doch darf hier noch an ein anderes, berühmteres litterarisches Vorbild erinnert werden. Von Paris wurde seit der Mitte des Jahrhunderts eine handschriftliche Correspondenz versandt, deren Zweck es war, eine Zahl von fürstlichen Auftraggebern mit regelmäßigen Berichten über die neueste Litteratur zu versehen*). Schriften von Diderot, Voltaire und Anderen, die man weiteren Kreisen vorzuenthalten Grund hatte, sind auf

*) Wir besitzen sie jetzt in der vortrefflichen von M. Tourneux besorgten Ausgabe: Correspondance Littéraire, Philosophique et Critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc., Paris, Garnier Frères. 1877. 16 Bände. Tourneux hat das Pariser Exemplar und das der Gothaer Bibliothek benutzt. Vier vollständige Jahrgänge, 1775. 1784. 1786. 1787, habe ich in Herders Nachlaß aufgefunden, aus deren Collation gewiß noch mancherlei zu gewinnen ist. Herder verdankte die Bände jedenfalls der Freundschaft des Prinzen August von Gotha.

diesem Wege zuerst wenigen Bevorzugten bekannt gemacht worden. Unter den deutschen Höfen, die sich dieses Vortheils erfreuten, stand Gotha voran; ja von hier aus war, durch die Herzogin Dorothea, Friedrichs des Großen Freundin, diese Correspondenz angeregt worden, die der Abbé Raynal 1747 begann; mit ihm, dem Begründer wie mit Grimm, dem begünstigten Fortsetzer, blieben auch die Söhne Dorotheas, Herzog Ernst und Prinz August, in naher Verbindung. Im Herbst 1781 weilte Grimm, im Frühjahr 82 Raynal am Gothaer Hofe, und Prinz August brachte Raynal, seinen Gast, im April 82 nach Weimar, wo man den Abbé mit großer Auszeichnung behandelte*). Die feuilles du Baron de Grimm oder, wie sie damals, nach Grimms Nachfolger genannt wurden, „die Meister'schen Pariser handschriftlichen Blätter" waren in Weimar nicht unbekannt. Man hielt hier die Correspondenz nicht, aber man bekam, dank den freundnachbarlichen Beziehungen zu Gotha und der Dienstwilligkeit des Prinzen August, manches wichtige und pikante Stück sub rosa zugesandt. Abschriften und Auszüge anzufertigen war verboten, und man nahm es damit in den ersten Jahren sehr genau**). Mit verstärktem Interesse genoß man solche litterarische Contrebande, wie Diderots Jacques le Fataliste, der im April 1780 mitgetheilt wurde. Man ergötzte sich am Geheimniß, an der Exclusivität. Und

---

*) Carl August an Merck, 24. April 82 (Mercks Briefe I, 327). Ludecus an Knebel, 3. Mai und 5. Juni 82 (Düntzer, Zur D. Lit. und Geschichte I, 90. 104).

**) Weiteres in meinem Aufsatz „Goethe und Prinz August von Gotha", Goethe-Jahrbuch VI (1885) S. 28 fg.

wie hätte man sich diesen Genuß nun nicht auf andere Art, mit dem eigenen Reichthum, bereiten sollen? Der Gedanke lag so nahe, daß nur die heitere Stunde zu kommen brauchte, die ihn zur That zeitigte.

Eine weitere Betrachtung ist hier am Orte. Im Beginn des Jahres 1781 hatte die Schrift des großen Königs De la littérature allemande (erschienen December 1780) die Gemüther erregt. Goethe dictirt im Januar und Februar an einer Gegenschrift, einem Gespräch über die Deutsche Litteratur. Wenn Friedrich von der Zeit, wo das Deutsche die Sprache der Höfe sein würde, als einer einstigen, fernen, die ihm zu erleben nicht beschieden sei, gesprochen hatte*), so war ihm freilich unbekannt, wie es in Weimar und an einigen andern Höfen stand, wo man die vaterländische Litteratur in Ehren hielt, zu genießen und zu nutzen wußte. Aber er hatte doch, in Anbetracht der Gegenwart, auch nicht ganz Unrecht. Auch in Weimar berührte man sich noch nahe und eng mit der französischen Bildung. Man befand sich in einem Übergang, blickte noch nach französischen Vorbildern und richtete sich gern nach ihnen. Die Form der höheren Geselligkeit war noch vorwiegend französisch. In Anna Amalia's französischer Correspondenz fließt der Ausdruck leichter und gefälliger, als in der deutschen. Prinz August von Gotha nennt sich ehrlich einen Deutsch-franzosen, und er macht aus seiner Vorliebe für die französische Litteratur kein Hehl, noch am Ende des Jahrhunderts. Ich habe früher bereits, in einer der

*) Nos voisins apprendront l'allemand, les Cours le parleront avec délice.

Schrift Friedrichs gewidmeten besonderen Arbeit*) über das Verhalten der deutschen Höfe (Braunschweig, Gotha, Weimar) Betrachtungen angestellt, und darf mich hier auf einen Hinweis beschränken. Das Wesentliche ist, daß in Weimar sich die entschiedene Wendung zum Deutschen, und zwar in productiver Weise, vollzog. In Gotha begnügte man sich, die Dichtungen und Schriften Goethes, Wielands und Herders, frisch wie sie von den Autoren mitgetheilt wurden, vorzulesen, und allenfalls, im Cirkel der Oberhofmeisterin (Frau v. Buchwald) zu besprechen; in Weimar aber ging man fröhlich strebsam zu eigenem Schaffen über und suchte es den Meistern nachzuthun, so gut man es verstand und vermochte. Die bescheidenen Versuche, die nachmals auch in Gotha gemacht wurden, gingen an das „Bureau" in Tiefurt. Prinz August gesellte sich, jedenfalls auf persönliche Ansprache, zu den Mitarbeitern, zuerst mit unbedeutenden Reimereien, dann mit Prosa-Beiträgen von erheblichem Umfang, die den Liebhaber der französischen Litteratur verrathen. Auch Karl Theodor v. Dalberg, der Statthalter von Erfurt, gehörte zu den Abonnenten, die „mit beschriebenem Papier" zahlen wollten; sein Beitrag, das Gespräch über Verstand und Herz (10. Stück, S. 85), an dem auch Louise von Werthern (Neunheiligen), die „schöne Gräfin", betheiligt ist, war ein Tribut der Artigkeit gegen die Fürstin von Weimar. Fräulein Thusnelda hat denn auch wenigstens seinen „guten Willen" geziemend anerkannt, als sie, vom

*) B. Suphan, Friedrichs des Großen Schrift über die Deutsche Litteratur. Berlin 1888. S. 20 fg. S. 36 fgg.

Gnomiden-Geiste getrieben, die Mitarbeiter des Journals mit ihrem „Zauberspiegel" beleuchtete 24. Stück, S. 185).

3.

„Die Verfasser sind Hätschelhanz, Wieland, Herder, Knebel, Kammerherr Seckendorff und Einsiedel", schreibt Anna Amalia in dem oben schon angeführten Briefe vom 23. November 1781 an Goethes Mutter. Sie fügt die Neckerei hinzu: „Der Frau Räthin weltberühmte Kennerschaft wird ihr leicht die Stücke von jedem Autor errathen lassen."*) Ihren Hätschelhans konnte ja Frau Elisabeth ohne viel Kopfzerbrechen erkennen. Das Verzeichniß war aber doch nicht vollständig. Die gute Mutter sollte wohl den Verfasser des ersten Artikels über das Schattenspiel Minervens Geburt (3. Stück, S. 16) nicht heraus bekommen. Denn keiner von den Genannten, sondern Carl August war es, der da im Namen Aller „diese Wohlthat erkennenden" den im Schattenspiel Gefeierten, seinen Freund, „für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller" erklärt hatte. Auch von Mercks Antheil verrieth die Herzogin nichts; er konnte ja selbst, nach Belieben, sich vor Frau Aja demaskiren.

Merck war in ehrenvollster Weise zum correspondirenden Mitgliede der Gesellschaft gemacht worden. Wir besitzen den Brief nicht, der ihn zur Theilnahme einlud, aber seine Antwort an die Fürstin, datirt den 15. September 1781, liegt vor: „In der großen Dürre und Trockenheit, woran jetzo die deutsche Litteratur so gut wie die andre Feld-

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft I, 124.

ökonomie laborirt, bin ich durch den Anblick des naissante-Grüns dieser neu aufblühenden Gesellschaft der Wissenschaften zu einem der glücklichsten Beobachter gemacht worden. Es wird dadurch der große Satz der Moral und Politik bestätigt, daß dasjenige, was man nicht sieht, immer mehr werth ist, als das, was man sieht." In diesem verbindlich-anzüglichen, neckischen Tone geht es noch eine Weile fort. Daß die „Schriften" der Gesellschaft nie gedruckt werden sollten, gebe ihnen einen besonderen Werth, u. s. f.*) Der „Hochpreißlichen Gesellschaft" selbst war ein Stück im gleichen Geschmack zugedacht: „Anonymi Zweifel und Fragen über eine . . . Preißfrage: wie ist eine unoccupirte Gesellschaft für Langeweile zu verwahren?" Es ist aber in einer ungünstigen Stunde, vielleicht bei 35° C., zu Stande gekommen, und der Redacteur des Journals hat den richtigen Takt bewiesen, als er das witzleere Product, dem auch durch kräftiges Streichen nicht aufzuhelfen war, in seinem Pulte verschloß. Er hätte es nur bei Zeiten in das Archiv der „Prinzessin Langeweile" (S. 16) abliefern sollen. Nun ist es leider im Großherzoglichen Hausarchiv aufbewahrt geblieben zum Zeugniß, daß auch Merck seine „schlappe Stund" haben konnte. Es sei ferne, daß wir dieses sein Manuscript (8 Spalten Folio!) invitâ Minervâ oder, ebenso richtig in diesem Falle, invitâ Amaliâ heute noch publiciren. Viel besser ist ihm, trotz der beseufzten Hitze, der Beitrag gerathen, den das vierte Stück brachte: „An die Heraus-

*) Grenzboten 1871, III, 285. (Das Tiefurter Journal. Literarhistorische Studie von C. A. H. Burkhardt. S. 281 fgg. Zum Tiefurter Journal. Nachtrag. 1872, II, 261 fgg.)

geber des T—r Journals" — denn ihm wird man dieses Stück wohl zuweisen dürfen. Wie Merck wenigstens, tröstet sich der Verfasser dieser Zuschrift mit den „Pfirsichen und Trauben" (S. 40), die ihm den Gaumen letzen, und in Mercks Art spöttelt er über die „noch in den Windeln liegende Wochenschrift".

In einem späteren Briefe (20. October) dankt Merck der Herzogin für „die Nahrung, die ihm aus der Manufactur des Tiefurter Wochenblattes assignirt werde". Einen nicht geringen Reiz habe das Incognito der Autoren. „Die schlankeste Taille des Orients muß eben unter dem dreifachen Schleier einen zehnfach tiefern Eindruck auf den lüsternen Beobachter machen." Er lobt die Mannichfaltigkeit des Dargebotenen. Die Ernsthaften und Empfindsamen fänden ihr Theil; „wir andern Leute, die wir des Lebens satt sind, mögen gern lachen und daher eigne ich mir alle die komischen Stücke insbesondre zu".*) Die Herzogin erwidert am 6. November: „Ich freue mich sehr, daß das Tiefurter Journal seinen leiblichen Weg auch bei Ihnen macht; nächstens soll wieder etwas erscheinen zu beliebigem Amüsement des Herrn Kriegsraths. Das Incognito hat gewißlich seine köstlichen Vorzüge und kann unter diesem Mantel auch noch zuweilen etwas Mephistophelisches den Nächsten zur Erbauung mit untergehen, das von nah und von fern den Herausgebern willkommen seyn wird."

---

*) Burkhardt a. a. O. S. 287. Auf die „Originalspäße" hat denn auch Goethe noch später, als er sein Journal an Fritz Jacobi sandte (1793) Werth gelegt. Er empfiehlt sie ihm „zu beliebiger Beherzigung". Werke IV, 10, 57.

Man dürfte fragen, ob das Incognito in einzelnen Fällen etwa auch der Herzogin selbst gegenüber gewahrt blieb. Wenn sie der Frau Rath Goethe unter den „Verfassern“ auch Knebel namhaft macht, so hatte dieser doch bis dahin keinenfalls zu den Fleißigen gehört.*) Wir sind geneigt, uns Knebel wie ein Stück lebendigen Inventars von Tiefurt vorzustellen, dessen Parkanlagen er, seit er mit dem Prinzen Constantin dort wohnte (1776) geschaffen hat. Aber gerade in der Zeit der Begründung des Journals fühlte Knebel sich dem Hofe entfremdet. Mißlaunig verläßt er Weimar, November 1781, und lebt die nächsten Jahre entfernt bei seinen Verwandten in Franken. Die herzlichen Einladungen zur Rückkehr, oder doch zu zeitweiligem Aufenthalt, die aus Tiefurt von der Herzogin selbst und von seiner Freundin Göchhausen an ihn gelangten**), blieben wirkungslos. Aber nicht vergeblich begrüßten sie ihn darum, das Journal, das den lieben Namen trug, zu unterstützen. Für mehrere Beiträge, die ihr viele Freude gemacht, läßt ihm die Herzogin am 27. März 1782 durch ihren Secretär Ludecus danken, und die Göchhausen versichert ihm von Zeit zu Zeit in

---

*) Burkhardt giebt Stück 7 „Pindars Ode an die Grazien“ (S. 58) und Stück 8 „Glasers Grabschrift“ (S. 73) mit Knebels Namen. In Frage kommt bei dem ersteren Stück noch Joh. Christof Tobler, dessen problematischen Antheil am Journal von der Hellen in den Anmerkungen zum 7. und 25. Stück, und R. Steiner in dem Aufsatz über das Fragment Natur am Schlusse dieses Bandes erörtert.

**) Anna Amalia an Knebel, den 23. März und 23. Juni 1782. Knebels Litt. Nachl. I, 189. 190. Göchhausen an Knebel, 26. Juni, 23. August, 16. Sept. 1782. Europa, 1840, II, 584. 1843, II, 543.

den wärmsten Ausdrücken, wie hoch und werth seine Blätter aufgenommen werden. Übersetzungen aus den Alten, wie sie Knebel darbot, standen ja damals noch wie Originalpoesie im Preise; auch lehrhafte Stücke aus englischer Poesie (S. 291) und Prosa (S. 325) gehörten zu den gewählteren Genüssen. Es waren Gaben, die man, wie auch die übersetzten Sonette Petrarca's, dankbar annahm.

Der Kammerherr v. Seckendorf, ein Mann von vielen Talenten und ausgebreiteten Litteratur- und Sprachkenntnissen — er wurde als der eigentlich „schöne Geist" bei Hofe nur durch Goethes Erscheinen in den Schatten gestellt*) — hat neben Einsiedel seine Feder am eifrigsten für das Journal gerührt. Mehr ist hier nicht zu sagen; denn wider den Zweck dieser Einführung wäre es, das Incognito der Autoren, soweit es sich um die Einzelheiten ihres Antheils handelt, im voraus aufzuheben. Wen es mehr zu wissen verlangt, als Anna Amalia der Frau Rath hat offenbaren wollen, der blicke zunächst in Thusneldens Zauberspiegel, S. 184 fg. Er findet da die active Gesellschaft um etliche Namen erweitert und wird bald gewahren, daß unter allerlei durchsichtigen Umschreibungen die Thätigkeit der Genannten für das Journal angedeutet wird. Wem es aber, aus wissenschaftlichem

*) Goethe hat den Mann, dessen glücklicher Nebenbuhler er wider Willen geworden ist, in bekannten Versen des Gedichts „Ilmenau" verewigt. „Wer ist der Andre, der sich nieder" u. s. w. Monsieur Seckendorf qui a tant et si bien vu et observé, et qui possède si bien la littérature ancienne et l'Allemande, l'Angloise, la Françoise, l'Italienne, l'Espagnole et la Portugaise. Villoison an Knebel, 22. Mai 82.

Interesse, um das Einzelne zu thun ist, dem sagen die Anmerkungen des Herausgebers, wie viel er bei emsigem Nachforschen zu ermitteln im Stande gewesen ist. Manches wird noch gelegentlich zu Tage kommen, Anderes blieb von der Untersuchung ausgeschlossen; denn es lohnt nicht, Fährten zu verfolgen, die sich im Sande des Unbedeutendsten verlieren.

Hier soll aber noch ein Mal an das Avertissement angeknüpft werden. „Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten beyderlei Geschlechts zusammengetreten." Bezeichnend für Weimar, daß sich hier zuerst die Frauen in litterarischer Thätigkeit zu den Männern gesellen, als verstehe sich das von selbst. Henriette von Egloffstein, die 1787 als junges Mädchen nach Weimar kam, nennt in ihren Memoiren die dortige Gesellschaft „einen Kreis, wo Frauen das Regiment führten, ohne es zu mißbrauchen". Weimar sei reich gewesen an gebildeten und geistvollen Frauen, und „an einzelnen gelehrten Männern". Das sei denn immer so geblieben. Man lese, um das nicht einseitig zu finden, in einem Briefe Villoisons an Knebel (22. Mai 1782)*), welchen Eindruck die Hofgesellschaft in den ersten Wochen seines Weimarer Aufenthalts auf ihn gemacht hat. Hier nur einige Sätze: Madame la Duchesse mère . . . rien n'égale son génie et ses lumières, si ce n'est son amabilité, son affabilité et sa bonté. Mademoiselle Giechhausen (sic!) qui a tant de grâce et de

*) Düntzer, Zur Deutschen Litteratur und Geschichte I, 93. Villoison war seit dem 7. Mai in Weimar.

délicatesse dans l'esprit, une si belle âme .... Mad. Stein et Mad. Schardt .... avec lesquelles on peut s'entretenir des choses les plus sérieuses et les plus profondes. Quelle cour instruite, et dans les lettres et dans les arts! Où a-t-on vu les premières femmes de qualité aller dessiner avec leurs enfants, avec leurs filles? Schließlich das treffende Wort über die regierende Herzogin: sie sei eben so besorgt darum, den Reichthum ihrer Kenntnisse zu verbergen, als andre, ihn zu zeigen. Anna Amalia zwar parodirte den verzückten Scholiasten: „Ich bin aber auch une Princesse pleine de génie. Knebel, was sagen Sie dazu?"*) Aber Villoison, den Carl August „honetter" nennt, als seinen Vorgänger (im Besuch Weimars) Raynal**), meinte es mit seinen Elogen ganz ehrlich. Von einem ungenannten deutschen Reisenden (der Angabe nach einem hannöverischen Grafen), der die Weimarer Hofgesellschaft um dieselbe Zeit (vor 1784) kennen gelernt hat, haben wir ausführliche Schilderungen einzelner weiblicher Mitglieder, die sich in demselben Tone der Bewunderung halten. Ich kann den begeisterten Auslegungen, zu denen ihm die Silhouetten der Frau v. Werthern und Frau v. Schardt den Text liefern, hier keinen Raum mehr geben.***) Nur einen Satz hebe ich heraus. „In ihrer (Frau

---

*) Knebels Litt. Nachl. I, 190.

**) Knebels Litt. Nachl. I, 133.

***) Sie sind, nebst den Silhouetten, von neuem bekannt gegeben durch K. Th. Gaedertz in Westermanns Illustrirten Monatsheften, 1892, Januar. „Zwei Damen der Weimarer Hofgesellschaft zur Zeit Goethes."

Emilie v. Werthern) Gesellschaft herrscht Ungezwungenheit, Natur, Wohlwollen und freundschaftliche Unterhaltung. Das ist auch so fast der Ton in ganz Weimar." Kein Zweifel also, es fiel den Auswärtigen auf, daß die Frauen hier den Ton angaben. Nur in diesem Sinne auch ist das Bisherige angeführt, da es der Zeugnisse sonst nicht bedarf: sind es doch die Frauen, an deren Unterhaltung und Umgang Goethe, Herder und Wieland ihr Genüge fanden.

Auf dem Boden einer von den Frauen veredelten Geselligkeit steht das Journal. Von der Antheilnahme der Frauen erwartete man, und mit Recht, „daß sie die poetische Existenz des schwerer organisirten männlichen Geschlechts erheblich vermehren würde". (S. 40.) Und so wahrten sie auch in der fröhlichen Akademie die Grenze des Geziemenden; es durfte freilich vor 110 Jahren mancher freie, derb natürliche Scherz diese Grenze passiren. Aber es kann nicht ferner davon die Rede sein, was sie als Hüterinnen, Anregerinnen, Seelenführerinnen in ihrem Kreise bedeutet haben, wie sie sich ja, Charlotte von Stein voran, die schönsten Stücke des Journals in diesem Sinne zueignen sollten; hier handelt es sich allein um ihre active Betheiligung.

Die Fürstin selbst steht da voran mit ihrem großen, durch Wielands Zuthun formal gehobenen Beitrag aus dem Italiänischen: „Amor und Psyche", und einzelne Nummern sind wirklich von der Art, daß die „schönere Hälfte" der Redaction auf den Antheil des Geschlechts stolz werden konnte. „Ein recht artiges Journal" schickt die Göchhausen am Martinstage 1783 an Knebel, sie

meint, es könne „neben allen jetzt florirenten Musenalmanachs bestehen".*) Es ist das 39. Stück. „Das erste, an die Erinnerung, ist von der kleinen Schardten, das Alphabet der Liebe von der Werthern (Emilie), und das Übrige von Herder."*) Caroline Herder faßte sich ein Herz, zu einigen Paramythien ihres Gatten die Nebenstücke zu dichten; so kam auch sie in das Tiefurter Musenheiligthum (S. 185). Das schönste Talent aber bewies Sophie von Schardt. Ihr Beitrag erregte Goethes Aufmerksamkeit. „Im Tiefurter Journal zeichnet sich ein Gedicht an die Erinnerung aus. Weißt du den Verfasser?" schreibt er an Knebel, den 14. November.

In einem vertrauten Cirkel also und unter der Hülle der Anonymität machten die Damen ihre ersten schüchternen Versuche — wie weit war man doch noch von dem „Können" unsrer Tage entfernt an diesem Hofe, cette cour si instruite et dans les lettres et dans les arts. Das „wollen sich der Menge zeigen" kam den „Gelehrten, Künstlern und Poeten" des andern Geschlechts noch gar nicht in den Sinn. In der That waren es auch, alles in allem, noch bescheidene Leistungen. Man muß Briefe von denselben Frauen lesen, um zu gewahren, mit welcher Frische und Freiheit sie die Sprache handhabten. Ich bedaure, daß ich es mir versagen muß, reichlichere Proben davon zu geben. Hier erkennt man denn so recht, daß es von der unbefangenen Bethätigung einer schönen, durchgebildeten Innerlichkeit noch ein weiter

*) Europa 1840 II, 586.

Weg ist bis zur berufsmäßigen Schriftstellerei.*) Eine Betrachtung, die sich freilich auch bei gar manchem Beitrag der Dilettanten männlichen Geschlechts anstellen läßt.

4.

So „erschien" nun das Journal stattlich „in Groß-Median-Quart in fein Pappier" (S. 284). „Das berühmte Journal von Tiefurt", so präsentirt es Anna Amalia in guter Laune dem schmollenden Knebel**); und scherzweise auch ist es gemeint, wenn sie es mit zu den Instituten rechnen will, die zu der „großen Papier-Consumtion" von Weimar beitrügen.***) Burckhardt, dem wir die ersten Untersuchungen über das Journal verdanken, hat berechnet, daß es in elf Exemplaren von Copistenhänden hergestellt worden ist. Das Publicum bildeten, außer den Mitarbeitern und den Nächststehenden in Weimar, nur ein paar Auserwählte: die Frau Rath und Goethes Züricher Freundin Bäbe Schulthess; aber

---

*) Besonders auf die Briefe der Göchhausen an Knebel, die ich öfters citirt habe, möchte ich die Leser aufmerksam machen. Sie hat ein Gefühl von jenem Abstande, auch beim Briefschreiben. „Der Buchstabe wird kalt und todt gegen das lebendige Bild in der Seele .... Ach Gott! ein einziger guter Abend hier beim Kamin in Ihrem Eckzimmerchen, wenn man durchs Fenster den Wind die hohen Pappeln wehen sieht, und die gelblichen Zweige der Weiden wie Blitze durch die Büsche fahren; ach so ein Abend! und alle mein Briefpapier sollte die Flamme im Kamin heller brennen machen." Tiefurth, den 16. Sept. 82. Europa 1843. II, 543.

**) Knebels Litt. Nachlaß I, 187 (7. Dec. 1781).

***) An Merck 8. Oct. 82 (Merck I, 351).

für diese begünstigten Auswärtigen brauchte kein besondres Exemplar beschafft zu werden.*) Ein Pracht-Exemplar hat Anna Amalia dem Grafen Moritz Brühl verehrt, doch wohl erst nach Abschluß des Unternehmens.**) So blieb die Kette eng geschlossen, und vom Erscheinen könnte, genau genommen, partiell erst geredet werden, seitdem einzelne Stücke von den Autoren selbst (Seckendorf, Herder, Goethe) der Öffentlichkeit übergeben wurden.

Man hatte frisch begonnen, im Vertrauen auf das Kapital der Gesellschaft. Aber die geniale Wirthschaft hatte doch ihre Schwierigkeiten, die Zufuhr blieb manchmal aus. Bei den ersten Stücken wurde die Zusage des Avertissements leidlich eingehalten. Im sechsten schon erlaubte sich Wieland einen kleinen Spott über die Verlegenheiten der Redaction (S. 53), und je nach Umständen hielt diese einen Aufruf an den „Patriotismus", eine „conventionelle Bitte", oder wenn diese zarteren Mittel nicht wirkten, einen „Nothschuß" (S. 187 Charade) für angebracht. „Die Zeiten sind klemm", pflegte dann Thusnelde zu sagen. Und Merkur (Wieland) machte sich wohl ein

*) Der Frau Rath soll „Gevatter Wieland ein ganz paquet" im Auftrage der Fürstin übermitteln, November 81 (s. oben S. XI), später sendet ihr Goethe das seinige (Werke IV, 6, 223): „Wenn Sie es genug haben, schicken Sie es nach Zürch an Frau Schultheß" (7. Dec. 83). Goethe-Jahrbuch XIII, 154.

**) Von vorzüglicher Schreiberhand, auch das Avertissement ist copirt (Schon hieraus spätere Anfertigung zu erschließen) Sechsundvierzig Stücke. Ich habe das Exemplar, einen Folioprachtband, im Brühlschen Familien-Archiv aufgefunden. Für die Textkritik kommt es nicht in Betracht.

Vergnügen daraus, den armen Ephemerographus (Einsiedel) zu schrauben: „Ich habe lange nichts von dir gehört". (S. 281). Bedenklich vollends klingt Carl Augusts Bericht über den Nothstand im October 82: „Von Tiefurt sind ganz betrübte Nachrichten eingelaufen", schreibt er an Merck. „Man sagt nemlich, daß die amateurs, Kenner und gens de lettres so karg würden, daß sie auf 30 Meilen weit einen Geruch von sich gäben. Adieu!"*) Das sollte aber doch zunächst ein kräftiger Wink nach Darmstadt sein.

Wir besitzen Data genug, theils in Briefen, theils in Knebels Tagebüchern, um den Fortgang des Unternehmens zu übersehen. Es hat sich, was bisher nicht bekannt war, gehalten bis in den Juni 1784. Aus einer unregelmäßig erscheinenden Wochenschrift verwandelt es sich zeitweilig in eine Monatsschrift, und hat es in drei Jahren auf 49 Nummern dem Titel nach, in Wirklichkeit auf 47 gebracht. Man hätte übrigens, wäre es auf die Äußerlichkeit angekommen, aus demselben Material leicht die doppelte Zahl von Stücken herstellen können. Niemand hatte nach dem Termin zu fragen.

Zeiten der Stockung und des Stillstandes sind eingetreten, doch den gens de lettres in Tiefurt und Weimar fällt das wenig zur Last. Die großen Pausen erklären sich meist aus äußeren Anlässen. Bis in den Sommer 82 hinein machten sich die Folgen der Influenza**) geltend,

*) Mercks Briefe I, 363.

**) Knebels Litt. Nachl. I, 131. Düntzer, Zur Litt. u. Gesch. I, 91. Göchhausen an Knebel, 30. Mai 82. Europa 1840. II, 581 f. „Ich wandle unter kaum Erstandenen, Kranken, oder im Begriff

die vom Februar an bis zum Mai bösartig hauste und die Hofgesellschaft übel mitnahm. Unter beweglichen Klagen über dies Elend stehen die (nur im Zusammenhang mit diesen verständlichen) Worte Thusneldens: „Bald wird das Tiffurther Journal blos fehlerhafte Abschrift seyn von dem, was die Herausgeber Ihrer Güte, lieber Knebel, zu danken haben". Auch durch längere Abwesenheit der Fürstin wurden zeitweilig Unterbrechungen verursacht; mit ihr war ja dann auch das Redactionspersonal dienstlich „im Auslande". So ist die Reise nach Dessau im September und October 1782 zu erwähnen, die für Tiefurt auch sonst bedeutsam wurde; denn von Wörlitz brachte die Herzogin neue Ideen für ihre Parkanlagen mit, an deren Verwirklichung sie bis ins Spätjahr arbeitete.*) Im Herbst des nächsten Jahres verlebte sie sechs Wochen am Hofe ihres Bruders.**) Erst seit der Rückkunft aus Braunschweig begann das Journal wieder, „das löbliche Institut" (Göchhausen an Knebel, 10. Nov.). So hebt denn mit Stück 39 eine neue Folge an, deren Nummern sich mehr an das in den ersten Zeiten beobachtete Maß halten. Diese letzte Dekade enthält manches Werthvolle; ihr Stern ist die Ode „Edel sey der Mensch". Einen Niedergang könnte man erst gegen Ende gewahren, wo anscheinend Einsiedel allein den Bedarf gedeckt hat. Es war kein gutes Zeichen, daß

---

kränklich zu werdenden Schatten umher." Ihr Stil ist sichtlich von der „verruchten Seuche" mit ergriffen.

*) Europa 1843. II, 544. 546. Knebels Litt. Nachl. I, 192f. (Anna Amalia an Knebel). Düntzer a. a. O. 112. 115.

**) Knebels Litt. Nachl. I, 194. Europa 1843. II, 548.

die Preisfrage, mit der er im 35. Stück die Theilnahme zu beleben versucht hatte, keinen Bewerber gefunden hat.

Vielleicht hat das frische Interesse, welches Bellomo's Truppe der Herzogin nicht minder als dem ganzen Hofe abgewann,*) dem Journal allmählich Eintrag gethan. Indessen man braucht, um sich dessen Eingehen zu erklären, nicht nach äußeren Ursachen zu fragen. Ist's nicht aller Ehren werth, daß ein zum Scherz begonnenes Unternehmen bis in den vierten Sommer continuiret ward? Wie das Wetterglas im Juli 84 gestanden hat, habe ich nicht ermitteln können.

5.

Als Goethe, nach fast zwanzig Jahren Weimarer Lebens, einen Überschlag seiner „hiesigen Thätigkeit" machte — Spätsommer 1795 — zum Zweck eines Vortrags in engerem Kreise, und zu einer Aufzeichnung über alle die wissenschaftlichen, technischen und geschäftlichen Unternehmungen schritt, die er theils selbst hervorgerufen, theils mit andern gefördert hatte,**) vergaß er im Zusammenhang dieser Versuche und Bemühungen das Journal von Tiefurt nicht. Zwei Mal findet sich der Name notirt in dem schematischen Entwurf, und nachbarlich steht dabei

*) Schriften der Goethe-Gesellschaft VI, 16 f. Knebels Litt. Nachlaß I, 140. 194.

**) „Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit". Der Aufsatz soll den Mitgliedern der Gesellschaft im nächsten Jahrbuche vorgelegt werden. Vorläufig s. Werke IV, 342. 419 zu Nr. 3206. Ein Stück daraus, das Theater betreffend, Schriften VI, 71.

die Betrachtung: „Manche Unternehmungen und Anstalten dauern nur eine Zeit, aber auch sie verdienen bemerkt zu werden; denn nichts was wirkt, ist ohne Einfluß und manches folgende läßt sich ohne das vorhergehende nicht begreifen.“ Das klingt lehrhaft allgemein, hat aber doch einen actuellen Bezug. Wie das Liebhabertheater für die Bildung des Geschmacks und Urtheils in der höheren Gesellschaft gewirkt hat, so das Journal der amateurs an seiner Stelle. Denn Übung, eigenes productives Bemühen, macht ja wohl im günstigen Falle den Meister, häufiger aber doch wenigstens den sachverständigen Beurtheiler. Dieser aber, als der wirklich gebildete Vertreter und berufene Wortführer des Publicums, bringt auch dem ausübenden Künstler unmittelbaren Gewinn. Von Einfluß für die Folgezeit ist es sicherlich, hier wie dort, gewesen, daß die „Oberen“ sich bescheiden neben den Meistern versucht haben. Will man von dem vielseitigen Bildungsstreben, das sich in dieser Gesellschaft regte, und von der Weite und Mannigfaltigkeit ihrer Interessen eine Vorstellung gewinnen, so darf man die „Werke und Tage“ der fröhlichen Akademie in Tiefurt nicht übergehen. Auch was darin bloß Übung und Ansatz ist, verdient in diesem Sinne Beachtung. Denn nur um eine relative und geschichtliche Würdigung kann es sich handeln, und nur der von der Gesellschaft selbst gewählte Maßstab hat dabei Gültigkeit. Ein Geist geselliger Bildung geht hindurch und so auch ein Localgeist leutseliger Humanität, der scherzhaft auch den Gärtner und Pächter mit in den Kreis zieht, und im tiefen Ernst dann auch den Theatermeister — denn

die Blüthe solcher Gesinnung ist es, die in „Miedings Tod“ erscheint.

Spiele des Witzes und der Einbildung, wie sie der Geist der Geselligkeit hervorlockt und wohl oder minder gerathen läßt, Vollgehaltiges und Wohlfeiles steht neben einander. Meisterstücke und wieder Andres, was uns daran erinnert, daß auch der vorzügliche Mensch, wie Goethe sagt, nur vom Tage lebt. Goethes Antheil giebt doch allem, was hier versammelt ist, einen Werth für uns. Seine Dichtungen, zu denen ich auch den Prosahymnus „Natur“ zähle*), ragen zwischen all den niedern Gewächsen empor, so hoch — ich gebrauche das Wort des alten Dichters, den man in Tibur-Tiefurt verehrte —

Quantum lenta solent inter viburna cypressi.

Nur Weniges noch, den persönlichen Antheil und die Ausarbeitung dieser Schrift betreffend, ist hier anzufügen.

Ich habe im Auftrag des Vorstandes die Anlage bestimmt**) und besonders das handschriftliche Material, aus dem der Text herzustellen war, besorgt. Der Direction der Königlichen Bibliothek zu Berlin und der des Großherzoglichen Haus- und des Sächsischen Staatsarchivs hierselbst bin ich für die liberale Darreichung dieses

*) Bei völligem Einverständniß mit der Auffassung von Conception und Concept dieses Stückes, die R. Steiner S. 393 f. entwickelt.

**) Ich gebe die nämliche Erklärung nachträglich hier bezüglich des vorigen Theils der Schriften ab, an dem ich als Leiter und mitarbeitender Redactor auch im Einzelnen viel stärker Antheil zu nehmen hatte, als an dem vorliegenden Bande.

Materials für die ganze Zeitdauer der Arbeit zu ergebenstem Danke verpflichtet, desgleichen den Fräulein Bertha und Clara Froriep für die Beisteuer aus dem Bertuch'schen Archiv. Auch der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha habe ich Dank zu sagen für nachbarliche Beihülfe.

Die Obliegenheiten der Herausgabe übertrug ich Dr. Eduard von der Hellen, meinem nächsten Mitarbeiter am Goethe- und Schiller-Archiv. Es ist mir eine Freude gewesen, seine sorgsame Arbeit mitthätig zu begleiten und die letzte Revision des Textes mit ihm gemeinschaftlich zu lesen.

Den erläuternden und kritischen Anmerkungen des Herausgebers (S. 358—392) schließt sich ein Beitrag unsres Archivgenossen Dr. Rudolf Steiner an, dem Bereich seiner besondern Studien entwachsen, eine Untersuchung über eins der wichtigsten Stücke des Journals, das Fragment „Natur".

Bei den Bestimmungen, die bildlichen Beigaben betreffend, hat mir Carl Ruland, wie sonst, freundlich als Sachverständiger seinen Rath geliehen; mit Dank wurden auch seine Mittheilungen zu den Notizen genutzt, die in den zugehörigen Anmerkungen oben S. VIII. IX. gegeben sind.*) —

So möge nun dies Buch, vom Genius des Ortes geweiht, huldvolle Aufnahme finden an der Stelle zunächst, wo wir es mit ehrerbietigem Glückwunsch nieder-

*) Die Lichtdrucke sämmtlicher vier Beigaben sind in der Anstalt von M. Rommel & Co. in Stuttgart hergestellt.

legen. Möge es dann, als ein Bote des schönen Festes, zu den Genossen der Goethe-Gesellschaft gehen und ihnen willkommen sein. Möge es, als Erinnerungsgabe dargeboten, aller Orten begrüßt werden mit dem Wunsche, daß dem fürstlichen Jubelpaare der „8. October" noch manches Mal sich erneue in andächtig heitrer Feier —

„der häuslichen Freuden ein Jahrstag."

Weimar, am Sedantag 1892.

Bernhard Suphan.

Avertissement.

Es ist eine Gesellschaft von Gelehrten, Künstlern, Poeten und Staatsleuten, beyderley Geschlechtes, zusammengetreten, und hat sich vorgenommen alles was Politick, Witz, Talente und Verstand, in unsern dermalen so merkwürdigen Zeiten, hervorbringen, in einer periodischen Schrift den Augen eines sich selbst gewählten Publikums, vorzulegen.

Sie hat beliebt gedachter Schrift den allgemeinen Tittel: **Journal oder Tagebuch von** Tiefurth zu geben, und selbige in ihrer Einrichtung dem bekannten und beliebten Journal de Paris vollkommen ähnlich zu machen; nur mit dem Unterschied, daß davon nicht von Tag zu Tag, sondern nur wöchentlich ein Bogen ausgegeben, auch darauf nach Willkühr, entweder mit baarem Geld — das auf das mindeste ein Goldstück seyn muß — oder mit beschriebenen Papier als Beyträgen, abonnirt werden kann. Zu Ende der izt laufenden Woche wird der erste Bogen ausgegeben. Tiefurth den 15 August 1781.

Erstes Stück.

d. 16. Aug. 1781.

Schöne Wissenschaften.

Ein paar Tröpflein aus dem Brunnen der Wahrheit.

Ein Werk den Herrn Grafen Caljostros betreffend, worinn die Möglichkeit gezeigt wird, daß auch in unserm Philosophischen Jahrhundert die Leute für den Narren gehalten werden können.

Künste.

Ein Liebhaber der Künste hat die Zeichner auf eine angenehme Art durch eine Erfindung von geräuchertem Pappier auf welches sich ganz vortreflich, mit Biester, Tusche, schwarzer und weiser Kreide zeichnen laßt, beschenkt. Der Ballen solchen Pappiers kostet Sechs Thlr. Zwölf Gr. allhiesigen Curses, woraus man den Preis eines einzelnen Bogens selbst berechnen kan. Bey denen beyden Hof Caminfegern Hauf und Beber sind Probe Bogen zu bekommen.

Schauspiele.

Den 11ten dieses wurde das Ernde Fest hier gegeben. Illumination und Decoration thaten außerordentliche Wirkung, und machten dem Geschmack des Erfinders viel Ehre. Der Beyfall des Publicums war sehr laut und Tags darauf wurden die Akteurs mit einem ländlichen Fest regalirt.

Musik.

Da man noch nicht über den Platz des Opern Theaters einig geworden, so wird unter der Zeit blos Akademie de musique vor dem Clavier gehalten, wo letzthin die Demoiselle Corona Schroeder einige Arien von J. J. Rousseau mit vielem Beyfall abgesungen hat.

Außerordentliche Begebenheiten.

Ein Perl-Huhn legte neulich Zwanzig Eyer, einige Zeit darauf legte ein Zweytes Vier und Zwanzig, welche alle glücklich ausgebrütet wurden.

Preis Frage.

Da man seit einiger Zeit die unglücklichen Einflüsse der Langeweile, in grosen und kleinen Gesellschaften so merklich spürt; so haben sich einige Personen gefunden, die aus Menschenfreundlichem Herzen einen Preis für denjenigen ausgesetzt haben, welcher folgende Frage am Besten zu beantworten im Stande seyn wird

> Wie ist eine unoccupirte Gesellschaft für die Langeweile zu bewahren?

Man bedingt sich aber aus, daß die etwan anzugebenden Mittel nichts gegen die Religion, die guten Sitten und die Gesetze enthalten. Was den dafür zu ertheilenden Preis anlangt, so soll derselbe unpartheyisch und nach reiflicher Überlegung in einer diesfalls besonders zu haltenden Session, durch die Mehrheit der Stimmen zuerkannt werden und darinn bestehen: daß derjenige welcher ihn durch seine Beantwortung davon trägt, auf eine Woche lang zum Maitre und Directeur de Plaisir angenommen, per Diploma dazu bestätigt, und mit einem proportionirlichen Gehalt versehn werden soll.

Scharade.

Das Wort besteht aus drey Silben, die erste ist ein französisches Wort, die zweyte ein corrumpirter deutscher Dialekt, und die letzte ein ächtes hochdeutsches Substantivum. Die erste Silbe ist gehaßt von allen Dieben, oft

günstig den Liebhabern und unerträglich Minervens Vogel. Die zweyte ist eine plebege und kindische Art eine Verneinung auszudrücken. Die dritte wird, wenn man einen, unter den Landleuten am meisten gewöhnlichen Vor- und Taufnahmen dazu zu setzen pflegt, der Nahme eines berüchtigten Diebes, Straasen und Kirchenräubers, der zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte. Auserdem ist das Wort selbst auch noch dadurch zu charakterisiren daß es eine allen Hof- und Staatsleuten unentbehrliche Qualitaet anzeigt. Alle diese drey Silben als ein einziges Wort und Bedeutung genommen, bezeichnen, wiewohl etwas ungrammatisch, einen launischen Menschen der nicht alle Tage gleichen Humors ist, usueller wird ein Mann, der unter die Classe der Schriftsteller gehört, und minder nach Ruhm als nach Gewinn strebt, dadurch angedeutet, und um es noch genauer zu bestimmen, so ist das ganze Wort eigentlich französisch und blos in unsere Sprache recipirt.

Politik.

Es meldet das Hamburger politische Journal vom Monat Jul. pag. 95 daß Ihro des Kaysers Majestaet zu Spaa angekommen, und noch an demselben Tage mit dem Prinz Heinrich eine drittehalb Stunde lange Conferenz gehabt. Unsere Correspondenten bestätigen dies nicht nur, sondern berichten auch noch überdies, daß gedachte Ihro Majestaet an der Tafel des Prinzen, auser der grosen Menge von Schüsseln und auserlesenen Weinen, noch vorzüglich dadurch herrlich bewirthet worden: daß der Abbé Raynal und der Sachsen Gothaische Legations Rath Grimm dazu eingeladen und mitspeisende Personen waren. Des ersten Schriften sind in Jedermans Hand, letzterer hat sich auser einem Roman le petit Prophet de Boehmisch brodé betittelt durch sein deutsches Trauerspiel Banise ehedem merkwürdig gemacht.

Kräuterkunde.

Es hat der allhiesige Hof- und Lustgärtner Eisenhut eine sehr interessante Schrift unter der Feder: worinnen er deutlich zu beweisen und auseinander zu setzen gedenkt,

daß die zeitherige Meinung der Botaniker: als ob es bey Bäumen und Pflanzen ebenfalls so wie bey den belebten Creaturen zweyerley Geschlechter gäbe, nicht allein höchst unnatürlich und Gotteslästerlich, sondern auch vorzüglich grundfalsch und ein bloses Hirn Gespinst der Gelehrten sey. Da der Verfasser nach Ausweis der Note am Ende des Bogens der Spediteur gegenwärtigen Journals ist, so suspendiren wir unser Urtheil über den Werth dieser Schrift und begnügen uns mit der blosen Anzeige davon.

Man unterzeichnet sich für dieses Journal bey
B. N. Eisenhut, Gärtner zu Tiefurth.

Zweites Stück.

den 24. August.

Litteratur.

Eine neue Kinderlehre auf dem Lande 1781.

Der anonyme Verfasser hat zur Absicht, seinen Landsmann den apostolisch=römisch katholischen Bauer wie er ihn nennt zu erleuchten. — Auch außer dem Bayerland giebts Wälder und unter allerley Meridianen Mond und Sonnenfinsternisse.

Mineralogie.

Eine gewisse junge Dame welche sich seit kurtzem mit großem Succeß auf die Mineralogischen Wissenschaften legt, und ein vollständiges Cabinet von Steinen Erztstuffen und Fossilien zu sammeln im Begriff ist, wünscht ihre bereits sehr ansehnliche Sammlung nur mit einem kleinen Exemplar von dem berühmten aber bekantermaßen äußerst seltenen Stein der Weisen bereichern zu können.

Sollte ein edelmüthiger Mitgenosse des Mineralogischen Studii sie mit einem solchen versehen wollen, so verspricht sie solches mit allmöglichem gebührenden Dank (jedoch ihren jungfräulichen Ehren in allewege unbeschadet) um denselben zu verdienen und dagegen wieder mit so viel Exemplarien von hiesigen Quarzen, Basalten und Feuer Steinen aufzuwarten als derselbe nur immer verlangen wird.

Eine Anekdote.

König Alphonsus der Dritte war ein sehr eifriger und arbeitsamer Herr. Einsmals hatte der König bis spät in die Nacht mit seinem Minister, mit Ausarbeitung eines mühsamen Geschäftes zugebracht. Als sie damit fertig waren nahm der Minister das Dintenfaß und begoß damit statt des Streusandes, das ganze Papier.

„Nun wollen wir von neuem anfangen" sagte der König.

Schauspiel.

Da es Geschäfts und Staatsleuten vergönnt ist bey gegenwärtiger warmen Witterung ihren Ämtern und Verrichtungen einen Stillstand zu geben und die sogenannten Hunds Tage in Ruhe und Unwürksamkeit zuzubringen; so hoffen unsere Schauspieler um so eher Nachsicht zu erhalten, wenn sie noch vor jezt ihre Bühne zu eröffnen Anstand nehmen. Unter andern Constellationen wird dieser Articul für die Herausgeber dieses Journals hoffentlich fruchtbarer seyn.

Scharade.

Das Wort der gegenwärtigen Aufgabe, welche den sämtlichen hoch- und werthgeschätzten Gliedern der unoccupirten Gesellschaft hiemit zu beliebiger Beschäftigung und Übung ihres wohl ausgeruhten und also desto rüstigern Verstandes demüthigst vorgelegt wird, besteht aus zwey trochäischen Füßen und theilt sich gleichsam in zwey andere für sich beständige Wörter.

Das erste derselben bezeichnet

1) wenn jemand es von sich selbst sagt, eine Handlung, welche von Menschen ordentlicherweise nur im Traum unternommen wird und außerordentlich angenehm seyn soll.

2) eine Art von Geschöpfen die ihrer Unbescheidenheit wegen in sehr bösem Ruf stehet und nirgends wohl gelitten ist.

3) wenn man den ersten Buchstaben weg läßt und das Wort nach Obersächsischer Mundart ausspricht etwas sehr garstiges, welches viele wohlerzogene und gesittete Leute nie ohne ein salva venia hinzuzusetzen, aus ihrem Munde gehen lassen.

Das zweyte Wort, woraus das Ganze bestehet, bezeichnet

1) einen seiner Schönheit wegen sehr beliebten Jüngling, der zugleich ein berühmter Sänger, wiewohl (unsers Wissens) kein Castrato ist.

2) einen gewissen Theil des Leibes, der einigen Geschöpfen zum nöthigen Gebrauch, andern blos zur Zierde und noch andern zu gar nichts gegeben seyn soll.

3) Wenn man den ersten Buchstaben weg läßt, eine gewisse Qualität, welche, nach der vulgaren gewöhnlichen Bedeutung meist in der Einbildung bestehet, denen welche sie um sonst haben öfters sehr viel einträgt, auch die wunderbare Kraft besitzt, den langweiligsten oder schlechtesten Menschen zu guter Gesellschaft zu machen.

Das Gantze bezeichnet ein Werkzeug, das ein Product der Kunst, im Nothfall aber auch ein bloßes Naturwerk ist.

Räthsel.

Der Vater hat einen andern Nahmen, die Mutter einen andern, das Kind einen andern.

Wenn ich heiße wie keines von den dreyen, dann bin ich am nützlichsten und dann ist mein Nahme ein Schimpfwort. Das meiste Gute der Erde wird durch mich hervorgebracht und dafür werd' ich gepeinigt. Wenn ich todt bin, nimmt man mir mein Kleid und tritt darauf in der Könige Pallästen. Dann wird stückweise von mir

für Geld verkauft was man an andern verabscheuet und an dem Rest ergözen sich die Künstler.

Landwirthschaft.

Gegenwärtiges Journal hat außer denen, durch das vorläufige Avertissement bereits bekannt gewordenen wissenschaftlichen Zwecken, annoch die besondere Absicht: diejenigen unserer Miteinwohner, welche sich durch neue Entdeckungen, gemeinnützige Erfindungen oder sonst, hervor zu thun und verdient zu machen bestreben, der Welt bescheidentlich anzurühmen; wie wir denn bereits im vorigen Stück der botanischen Bemühungen unsers Hof- und Lustgärtners in Ehren erwähnt und ein Beyspiel unsers Patriotismus dadurch an den Tag gelegt haben.

Dermalen theilen wir eine nicht minder wichtige oeconomische Erfahrung des allhiesigen Cammer Pachters Herrn Starkens, mit, für deren Bekanntmachung er den Beyfall und Dank eines jeden ächten Haus- und Landwirths zu erlangen sich schmeichelt.

Es ist nurerwähnter Pachter seit lang convinzirt gewesen, daß es ein Hauptgrundsatz einer wohleingerichteten Oeconomie sey: das meiste seiner erzeugten Producte zu verkaufen und das wenigste davon selbst zu verzehren, und er hat es an nichts ermangeln lassen denselben bey seiner Haushaltung in Ausübung zu bringen; dem ohngeachtet ist ihm die Wahrnehmung immer höchst verdrüßlich gewesen: daß sowohl zu seinem als der Seinigen Lebensunterhalt ein beträchtliches erfordert und consumirt worden, auch hat er aller angewandten Nachforschungen ohngeachtet geraume Zeit kein auslangend Mittel diesen Unstatten vorzubeugen ausfindig machen können; bis ihn erst gantz neuerlich ein Natur Phänomen, das sich an seinem und seiner Eheliebsten beyderseitigen Körpern veroffenbahret, einen Fingerzeig zu vortheilhafterer Handhabung seines Hauswesens gegeben.

Es sind nemlich erwähnte beyde Personen durch Seegen und gutes Gedeyhen tüchtiger Nahrungsmittel dermalen zu einer ansehnlichen Corpulenz an Leibesdicke und Fettigkeit gelangt und sie haben seit diesem inter-

essanten Perioden eine so merkliche Abnahme des Appetits — mit Beybehalt eines stattlichen Wohlbefindens — verspührt, daß dadurch und seitdem das Consumo ihrer Küche um ein sehr beträchtliches verringert und beynahe zu einer Null in ihrem Haus Manual worden.

Diese außerordentliche Erscheinung hat den Herrn Pachter Starke bewogen, selbige, nebst denen daraus ihm beygegangenen ersprießlichen Wahrnehmungen und Folgerungen, andern Landwirthschaft treibenden Personen zum Besten bekannt zu machen, und sie zu ermahnen, fürohin nicht allein sorgfältig dahin zu trachten, daß ihr eigener Körper ein für allemal in einen wohlgenährten Zustand gesetzt werde; sondern auch und vorzüglich bey Annahme ihres Gesindes, es sey Knecht oder Magd, minder auf deren Qualitäten und Geschicklichkeiten, als vielmehr auf deren Dicke, Schwehre und behörige Repletion, zu sehen, und darauf besonders Rücksicht zu nehmen.

Er schlägt dabey ohnmaßgeblich vor, einen Dienstbothen weiblichen Geschlechts nie unter hundert und achtzig und einen männlichen nie unter zweyhundert und vierzig Pfund an Gewicht, in Kost und Lohn zu nehmen, welche Proportion, da sie nach seiner und seiner Frauen Schwehre abstrahirt ist, ihm praktisch und empfehlbar zu seyn dünkt.

Beytrag,

als Beantwortung der im vorigen Stück aufgegebenen Preis Frage: Wie ist eine unoccupirte Gesellschaft vor der Langenweile zu bewahren? eingeschickt.

Die im letzten Journal von Tieffurth aufgegebene Preis Frage ordentlich zu beantworten, wollen zwar meine currente Arbeiten, als da sind Essen, Trinken, Schlafen, Reiten, Fechten und Tanzen — nicht verstatten; da ich aber so eben bey der großen Bild Säule des güldenen Neptuns gegenwärtiges Manifest der Langenweile angeschlagen gefunden habe und es mich dünkt,

daß nach dem Grundsatz des großen Friedrichs in seinen Avis à ses Generaux das beste Mittel den Feind zu besiegen, sich blos darauf einschränkt Alles das zu wollen was der Feind nicht will; so nehme ich keinen Anstand besagtes Manifest mit dem wohlmeynenden Rath zu übersenden, schnurstraks dagegen zu handeln. In dieser Rücksicht dürfte Endes Unterschriebener durch die Bekanntmachung einer so wichtigen Schrift sich vielleicht schmeicheln wo nicht den Preis doch wenigstens ein beträchtliches Accessit zu erhalten. Von Hause den 20. August 1781.

Bruder Lustig.

Manifest der Langenweile.

Es ist Uns durch Unsern gähnenden Geh. Referendar zu Ohren gekommen, es habe sich in einer kleinen Waldhütte Tieffurth genannt, eine Gesellschaft von so genannten Gelehrten und Künstlern beyderley Geschlechts in der schändlichen Absicht zusammen gerottet, zu Unserm größten Nachtheil und zu Verschmälerung Unsers beträchtlichen Einkommens, gewisse Preis Fragen aufzustellen, zu beurtheilen und beträchtliche Prämien demjenigen zuzuerkennen, der am besten und gründlichsten die Mittel an Handen geben würde, wie Wir aus Unsern Domainen und ruhigen Besitzthümern verdrängt, an Unserer Stelle aber Unsere leibliche Feindinn die Freude mit ihren verhaßten Schaaren aufgenommen und in Unsere bisherige Gerechtsame und Würden eingesezt werden könnte.

Nun leben Wir zwar der gewissen Zuversicht, daß Uns in diesen so wie in den meisten Provinzen Deutschlands der größte Theil der Einwohner treulich zugethan ist, und können Uns auch so ziemlich schmeicheln, daß die mehrsten, Unsers Regiments nunmehr gewohnt, wenn sie auch nach fremder Herrschaft sich sehnen, dennoch der Art und Weise, wie sie der Unsrigen sich entziehen könnten, vollkommen unkundig sind, so daß Wir von dieser Seite wenig oder nichts zu besorgen haben: da es aber doch geschehen könnte, daß entweder durch Unsern Einfluß selbst oder durch die leidige Gewinnsucht bewogen — obschon

dem Vernehmen nach und zu Unserm großen Troste die zu erlangenden Preise so beschaffen sind, daß die wenigsten dadurch gereizt werden möchten, — Ein und Anderer sich beygehen ließe, auf Mittel und Wege zu Unserm Nachtheil zu sinnen, und Wir zu Erhaltung Unsers Reichs allerdings jeder Art von Anstrengung und Thätigkeit von weitem vorzubeugen, für unumgänglich nöthig achten: So haben Wir nachfolgende Gesezze zur genauen Observanz und Richtschnur Unsern gesammten Unterthanen nicht allein kund machen und durch deren Befolgung allem etwa zu besorgenden Nachtheil zeitlich vorbeugen, sondern ihnen insgesammt und jedem insbesonders hiemit auf das ernstlichste anbefehlen sollen und wollen:

Erstens, daß Jeder in der bereits gewohnten vollkommenen Unthätigkeit fortwandle, alle und jede Abwechslung in seiner Lebens-Art sorgfältig meide, sich mit der unleckerhaftesten Kost begnüge, und jeden in ihm etwa aufwachenden Wunsch zur Verbesserung seines Zustandes aus Patriotischem Herzen erstické; und da Uns

Zweytens nichts so schädlich ist, als Verträglichkeit der Menschen untereinander, so gebieten Wir hiemit, daß jeder sein Herz vor dem andern verschließe, mit den Fehlern und Schwachheiten seines Neben Christen oder Hayden genau sich bekannt mache, bey jeder Gelegenheit seine Einsicht hievon ihm deutlich zu erkennen gebe und (ohne jedoch zu unsittsamen Handlungen oder gar zu öffentlichen Scenen — die Uns im Grunde, weil sie immer eine Art von Unterhaltung fürs Publikum sind, keineswegs behagen — Anlaß zu geben) sich dennoch so betrage, daß wenn auch einmal eine Zusammenkunft unter ihnen statt hätte, sie sich doch einander mit der Uns so angenehmen Herzenskälte solcher gestalten empfangen und verlassen, daß in den nächsten 14 Tagen durchaus keine zweyte mehr gewünscht werde.

Drittens ist gleichermaßen jedermänniglich bekannt, daß Unserm Regimente nichts nachtheiliger seyn kan, als wenn die Menschen sich beygehen lassen, auf irgend einen Zweck in ihrem Leben zu arbeiten, oder etwa gar ergründen zu wollen, warum sie existiren? Es ist dieser geheime

Trieb um so gefährlicher, da Unsere lästige Herrschaft gleichsam solchen in ihnen erzeugt und es beynahe unmöglich ist, daß der Mensch, der ohnehin in seinem Herzen den verborgenen Wunsch zur Verbesserung seines Zustands trägt, nicht über kurz oder lang auf diesen vermaledeyten Gedanken verfalle; Wir befehlen demnach jedwedem insbesonders an, sich mit der Eitelkeit der Welt und der Nichtig und Flüchtigkeit aller irrdischen Dinge bekannt zu machen, den schädlichen Einfluß aller moralischen Anspannungen aus denen heut zu Tage zu Unserm Gedeyhen bekannt gewordenen vielfältigen Nervenkrankheiten, Beklemmungen der Eingeweide, Schwindel, Kopfwehe, Aufschwellungen des Unterleibs, ja sogar aus denen nicht selten bis zur Raserey ausartenden Überspannungen und Verrückungen des Gehirns wahrzunehmen, und wenigstens einmal die Woche sich bey Schlafengehen die Liste aller verunglückten Staatsministers, des Hochverraths beschuldigten Feld Marschälle, cassirten Generals und Ober Officiere, in Banqueroute verfallnen Güter Besizzer und Wechselherren, incarcerirten Schönen Geister, verhungerten Gelehrten, enthaupteten Prediger, sich selbst erschossenen oder sonst entleibten Liebhaber und kurz die Reihe aller derer sich vortragen zu lassen, die durch zweckmäßiges Leben um Blut und Ehre, Leib und Leben, Haab und Gut gekommen sind; damit durch diesen goldenen Spiegel der Abscheu vor alles was im Leben wichtig und würksam genannt wird, erweckt werde und jeder künftighin zwischen Tag und Nacht keinen Unterschied als den Wechsel des Lichts und der Finsterniß wahr nehme. Da es aber

Viertens beynahe nicht möglich ist — obschon Uns solches am angenehmsten wäre, — immer auf einem Punkt der Erde zu leben, und Zeit und Umstände bey Einem und Andern durchaus einen Wechsel seines Stand Orts nothwendig machen könnten, so rathen Wir doch einem jeden wohlmeynend an, so bald ihn das Schicksal oder auch seine eigene Wahl — die Wir, insoferne nachstehende Reguln dabey zum Grunde gelegt werden, im Voraus gähnend approbiren — bewegen sollte seine Heimath zu verlassen und fremde Länder zu besuchen; daß er sich mit

denen bey ihm bereits vestetablirten Grundsäzzen, Meinungen, Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheilen, sorgfältigst verwahre, allen sinnlich und geistigen fremden Eindrücken tapfer widerstehe, und besonders sich gegen sein eigenes Gefühl dermaßen verstocke, daß der einmal bey ihm zur Natur gewordene Lieblings-Saz: Nichts außer seinen Ring-Mauern gut zu finden, nicht allein auf keine Weise verlezt werde, sondern auch und vielmehr das Verlangen wieder dahin zurückzukehren, mit jedem Tag dermaßen in ihm wachse und zunehme, daß, von der Unnüz- und Zwecklosigkeit seiner Entfernung überzeugt, er so bald als es nur immer Zeit und Anstand erlaubt, sich zurück in Unsern langweiligen Schoos begebe.

Fünftens sind Wir zwar sehr entfernt, weil Wir's am Ende doch immer mit Menschen zu thun haben, ihnen ihre Leidenschaften und Passionen zu verbieten, obschon solche leider! zu der Art von Thätigkeit, die Wir so gern verbannen möchten, mit der Zeit nothwendig führen könnten; um Uns aber aus eben dieser Ursache sicher zu stellen, daß Unser Einfluß ohnfehlbar wieder bey Ihnen eintreffen müsse, so gestatten Wir solche durchaus nur in so ferne als sie mit den angebohrnen Talenten und Neigungen eines Jeden ganz und gar nichts zu thun haben. Nehmen sonach keinen Anstand ihm alles das zu erlauben, wozu er keinen Beruf fühlt, Künste zu treiben, zu welchen ihn Mutter Natur verdorben hat; nach Dingen zu trachten, deren Erlangung seiner Lage nach unmöglich ist; nach gewissen geborgten Grundsäzzen zu handeln, die ganz wider seinen Charakter streiten, und endlich nach jedem Ziel zu laufen, wozu Beine und Athem ihm fehlen. Bey dieser staatsklugen Einrichtung gedenken Wir nicht, daß irgend ein Schäfchen aus Unserm Stall verlohren gehen werde, wenn es sich auch dem Anschein nach auf einige Zeit verirrt hätte. Und eben so billig sind Wir auch

Sechstens In Ansehung des Genusses selbst, den Wir hiemit Unsern sämmtlichen Unterthanen feyerlich und im reichsten Maße gewähren; es sey nun in Absicht der sinnlichen oder geistischen Erquickungen, was Nahmens sie sich auch bekennen. Nur müssen Wir nach

dem ohnehin in Teutschland eingeführten Gebrauch, und so wie ein jeder freygebiger Hauswirth es zu thun pflegt, Uns ausdrücklich ausbitten, daß kein Becher unausgeleert stehen bleibe, und Unsere sämmtlichen Gäste sich bey Unserm Mahle so lange wohl seyn lassen, bis sie samt und sonders unter den Tisch fallen. Wir können hierinnen keine Mittelstraße zugeben, weil es einmal wider Unser System läuft, mit einer gewissen Ordnung zu Werke zu gehen, es sey denn daß solche von Uns selbst, zu Erlangung Unsers Entzweckes beliebt würde. Findet einer demnach Vergnügen an der Morgenluft, oder gar an dem Aufgang der Sonne, so mag er sich mit dem ersten Krähen des Hahns aus seinem spät bestiegenem Lager wecken lassen, und nüchtern solang an diesem glänzenden Schauspiel sich weiden bis er vest überzeugt ist, daß er sich dadurch unausbleiblich den Rest des Tages verdorben hat. Fühlt er zur andern Zeit einen Beruf seine Freunde mit einem Dejeuner zu bewirthen, so fülle er sie mit Speis und Trank dermaßen, daß ihnen das noch bevorstehende unvermeidliche Diner zur Last werde, und lasse sie die Gesellschaft nicht eher verlassen, bis von dem Druck der Sonne ermattet sie kaum noch Kräfte genug haben sich nach Hause zu schleppen. Giebt er eine freundschaftliche Mahlzeit, so überfülle er sich und seine Gäste mit allem was gut und nicht gut ist ohne Unterschied, und bleibe so lang am abgeleerten Tisch sizzen, bis das Opfer das er Uns bringt zu einer förmlichen Colica ausartet, auf welche, so wie auf jede unbedeutende Unterhaltung die dazu Anlaß giebt, Wir ohnehin demnächstens einen besondern Preis zu sezzen gedenken. Beliebt ihm ein Spaziergang, so besteige er athemlos unwegsame Felsen und Hügel, weide sich an Aussichten, die er mit Verkältungen und Entkräftungen erkaufen muß, und versage sich besonders bey solchen Parthien alle Bequemlichkeiten, die zu ihrer Annehmlichkeit beytragen könnten. Findet er Geschmack am Spiel, so wähle er sich eine Gesellschaft, von der er sicher ist, daß sie die Karte erst alsdann niederlegt wenn Augen und Hände erstarrt sind. Trägt er Neigung zur Lekture,

so lasse er sich solche Dinge vortragen, die er ohne Wunder nicht begreifen kan, oder wären sie der Art, daß sie ihn unterhalten könnten, so spanne er seine Ohr Pauken an, bis sie schlaff werden, und er in Unsere vor ihn immer offene Arme zurück sinkt. Hat er Lust an Schauspielen und Theatralischen Aufführungen, so wiederhohle er jedes Stück so lange, bis Akteurs und Zuschauer mit der stillen Convention, Uns allein Ihr Opfer zu bringen, auftretten. Ist das Stück bös, so spielen wir ohnehin die Hauptrolle, und ist es gut so bahnt er Uns wenigstens dadurch den Weg, mit der Zeit das Amt des Souffleurs zu übernehmen. Will er sich endlich in das weitläuftige Feld der Liebe und Empfindsamkeit wagen, so sehe er sich wohl vor, daß der Gegenstand seiner Neigung vollkommen nach seinem Sinne sich leiten und behandeln lasse; das ist, daß er keinen eigenen Willen habe; oder er zwinge solchen allmählich durch seine Launen und Unbehaglichkeiten, seinen angebohrnen Charakter zu verlassen und sich mit dem seinigen dermaßen zu bekleiden, daß er in seinem Abgott sich selbst vollkommen abgespiegelt sehe. Er behandle sonach seine Geliebte wie rohe Leinwand die mit eben der Bereitwilligkeit Licht und Schatten empfängt, und mache sich ein Geschäfte daraus ihren Humor in wenig Wochen dergestalt zu verstimmen, daß ihm der Besizz derselben von jedermänniglich ruhig zugestanden und ihre Silhouette der Unsrigen in jedem Zug vollkommen ähnlich werde. Und daß Wir alles in Einem fassen: Er betrage sich bey jedem Vergnügen so, daß ihm nach dem Genuß kein Wunsch zur Wiederhohlung übrig bleibe, und er das heut zu Tage ohnehin leere Feld der Menschenfreuden so schnell durchrenne, und die Produkte desselben so heißhungrig durchkoste daß ihn jede derselben in Zukunft anekele, und er in dem glücklichen Zustande der Sättigung bis an sein Ende beharre. Da nun aber

Siebentens und Leztens die besten und strengsten Gesezze unter einer nachlässigen Aufsicht nach und nach ihre Kraft verliehren und Uns daher bey sichtlich obschwebender Gefahr Unsers Trohnes obliegt, hierauf ein wachsames Auge zu haben, Wir selbst aber zu dergleichen

Unserer angebohrnen Trägheit zuwidern Bemühungen, Uns vollkommen untüchtig glauben; Als bestellen und bestätigen wir andurch aufs neue Unsere bisherigen aller Welt bekannten Priester zu Wächtern und Aufsehern in all und jedem, was zur Beförderung und Erweiterung Unsers ohnehin schon so weitläuftigen Staates dienen und nüzzen mag, also und dergestalten, daß wo sie nur erscheinen und sich blicken lassen Sie von jedermänniglich mit den gewöhnlichen Ehrenbezeugungen empfangen und begrüßt und ihnen wie sichs ziemet und gebühret schon von ferne entgegen gegähnt werde. Dagegen haben sie sich allstündlich Ihrer Pflichten treulich zu erinnern, da, wo sie am wenigsten erwartet werden, fleißig sich einzustellen, bey jeder Gelegenheit es sey auf welche Art es wolle, durch lange und weitschweifende Erzählungen, besonders zur Unzeit, unbedeutende Ausfälle und Unterbrechungen wichtiger oder sonst interessanter Gespräche, immer fertige Klagen über Witterung, niedrige Frucht-Preise, böse Zeiten, Mißhandlungen ihrer Verdienste, gefährliche Aussichten in die Zukunft, oder auch durch Anekdoten, die kaum sie selbst, noch weniger andere glauben können, sogenannte bon mots und unreife Saillien, Mordgeschichten die sie selbst betreffen, Verlegenheiten wegen ihrer Landgüter und Luft Schlösser, elende Erfindungen und Windbeuteleyen die weder Wiz noch Laune verrathen, item Zoten und böse Anspielungen und endlich durch Scherze und platte Neckereyen besonders gegen Personen, die ohnehin jedermanns Mitleiden erwecken, hauptsächlich aber durch Mode Gespräche, Alletags Geschwäzze und eigentliche Stadt Klatschereyen, sie mögen nun seyn wizzig oder nicht wizzig, schöngeistisch oder plattgeistisch, empfindsam oder unempfindsam, rund oder platt, wenn sie nur aus Unserm Munde genommen sind, oder mit Uns in irgend einer Verbindung stehen — der Gesellschaft über den Hals zu fallen und sie nicht eher zu verlassen, bis sich entweder Unser Schloß Hauptmann der Schlaf Ihrer bemächtigt, oder die Versammlung in eine andere Art von Apathie verfällt die Uns die Mittel sie aufs neue zu fesseln erleichtert.

Durch diese genau zu befolgende Maß Reguln werden

Unsere getreue Unterthanen sich um Unsern langweiligen Thron je mehr und mehr verdienter machen, und sich im Voraus versprechen können, daß Wir Ihnen seiner Zeit die gebührende Belohnungen in Verleihung Unserer Statthalterischen Würden in Gnaden zukommen lassen werden.

Hieran geschieht Unsere ernste Willensmeynung.

Gegeben und zu haben in allen Vorgemächern Unserer Palläste, am längsten Tage des Jahrs bey Sonnen Untergang, nüchtern und auf Unserer gewöhnlichen Spazierfahrt im Sturm Wind.

(L.S.) Jeremia Prinzessin der Langenweile.
Hatscha! Kanzler.
Gotthelf! Sekretarius.
publicirt durch den Gerichts-Knecht Auweh!

Drittes Stück.

Schauspiel.

Wir haben zeither die Kürze dieses Artikels entschuldigen müssen, gegenwärtig wären wir in dem Fall, seiner Weitläuftigkeit halber um Verzeihung zu bitten, wenn uns nicht die ganz vorzügliche Güte der darzu eingesandten beyden Beyträge, im voraus schon von der allgemeinen Zufriedenheit unserer Abonnenten versichert hielte.

Über das Schattenspiel Minervens Geburth Leben und Thaten.

No. 1.

Den 28. dieses wurde Abends im petit Colisée alhier eines der neusten und seltsamsten Schauspiele fürgestellt. Es war nemlich ein Pantomimisch-allegorisches Schattenspiel, nicht auf eine, wie sonst oft gewöhnlich kindische



Art, durch Puppen agirt, nein, vielmehr Männer und wohlerwachsene Frauen hatten sich freywillig und uneigennütziger weise eingefunden, um das Publicum durch ein theatralisches Stück, welches voll der feinsten Moral und Philosophie ist, zu unterrichten. Sie suchten alles was den so genannten Effect am stärksten bewürkte anzuwenden, und weil sie tiefe Kenner des menschlichen Hertzens waren, so ergriffen sie wohlbedächtig das Mittel der Umrisse; denn allgemein und allen Denkern der Schaubühne ist's bekant, daß nichts leichter als die mit den weitläuftigsten und allgemeinsten Grentzlienien eingefaßten Begriffe Eingang finden und sich fassen lassen. Denn je schwärtzer, dicker und breiter man die Sünde mit ihren Folgen mahlt, je schneller wird bey dem Jünglinge der Abscheu des Lasters erregt, je schärfer und reinlicher man aber das weiße Gewand der Tugend contornirt, je lieblicher, erlauglicher und wünschenswürdiger wird sie dem erst zur Befleckung reifen, aufschwellenden, allen Wohlgeschmack durch's Medium der Keuschheit noch ahndenden, reinen Anfänger werden. Es wurde also, um es kurtz zu fassen, eine Pantomime hinter einem weißen Tuch en Silhouette aufgeführt. In der Histoire universelle des theatres findet man nur ein eintziges Beyspiel dieser Art Vorstellungen, daß Chiron nehmlich, als er Achillen unterrichtete, ihm ein dergleichen Schauspiel und zwar denselben Gegenstand und wie man glaubt in derselben Deutung als das gestrige aufgeführt wurde, gegeben hat. In jenem Werke ist's unter dem Nahmen Umbras palpitantes angegeben. Man hat, sagt man, ein Basrelief gefunden auf welchem der Augenblick, wo die erste Rührung dieses Schauspiels Achillens junges Hertz trifft, ganz auserordentlich beweglich vorgestellt seyn soll. Die Schattenrisse sollen flach erhaben vortrefflich darauf gehauen seyn. Bey einem eintzigen Scholiasten findet sich's noch (Hildebrandus glaubt man hieß er) daß diese Art Schauspiele bey den Alten bekant waren, denn, sagt er,

„Da Herkules am Scheide Wege war, muß ihm vermuthlich die Tugend ein alt Griechisches Gaukelspiel vorgemacht haben, bey welchem sie sich ihm bloß in den

äußern Umrissen gezeigt hat; denn sonst würde er ja wohl nicht als ein braver Kriegs Mann und sich wohlbefindender Jüngling, sie ihrem Gegenparth, der niedlichen Wollust vorgezogen haben.“ *)

Der Gegenstand des Stücks war die alte bekante heidnische Fabel von Minervens Geburth. Jupiter hatte nehmlich, da ihm verkündigt wurde, seine Frau, die Metis, würde ein Kind gebähren, welches ihn vom Thron stoßen würde, seine Gemahlin in höchst schwangern Umständen mit Haut und Haar gefressen. Er wurde über diesen Frevel sehr krank, und bekam entsetzliche Kopfschmertzen; Aesculap versuchte vergebens seine Kunst, ließ ihn durch einen Cyclopen an der Nase zur Ader, umsonst! jemehr das Blut gereitzt wurde, je heftiger empfanden sich die Schmertzen. Vulcan kam endlich auch, seinen leidenden Vater zu tröften, und da er sich vielleicht ziemlich wohl auf die Generation verstand, bemerkte er zuerst, daß etwas lebendiges von ziemlich starker Masse in Jupiters Kopf verborgen seyn möchte; er vermuthete, die unreife Frucht der gefressenen Metis möchte sich im Haupte des Vaters concentrirt haben und da nach Erlösung streben. Er schlug dem Jupiter vor, sich den Kopf öffnen zu lassen; Jupiter der, wie es vielen geht, den gegenwärtigen Schmertz einer zukünftigen Furcht vorzog, willigte endlich halb und halb in eine gelinde Trepanirung, Vulcan aber zog die kürzeste Cur der feinern vor, spaltete ihm kurtz und gut den Scheitel, und zog hierauf Minerven, als ein wohlgebildetes ganz gekleidet und bewaffnetes Frauenzimmer heraus. Der Vater nahm sie freudig als seine Tochter auf, und die übrigen Götter begabten sie mit den köstlichsten Gaben, und huldigten ihr.

So weit war der Dichter unseres Stückes der Geschichte treu geblieben; den dritten Akt fügte er hinzu; er ließ Minerven im Buche des Schicksals lesen, und darin den Tag der Vorstellung als einen glücklichen Tag finden; sie besann sich daß derselbe Tag vor 31 Jahren, dem Publico

*) vid. Hildebrandum de fictionibus ex rerum natura Vol. XVIII. pag. CCCCLXXII.

und verschiedenen diese Wohlthat erkennenden Menschen, einen Mann schenkte, welchen wir jezt für einen unserer besten und gewiß mit Recht für den weisesten Schriftsteller ehren. Sie ließ, hierüber erfreut, einen Genium erscheinen, der den Buchstaben G in die Wolken hielt, Minerva kränzte diesen Anfang eines werthen Nahmens, gab ihm die von den Göttern empfangenen Geschenke, als Apollos Leyer, der Musen Kränze pp, verwarf aber, als eine der göttlichen Jungfrauschaft gewidmete Dame, Momus Peitsche, welche er ihr, obgleich unwillig, auch geopfert hatte; denn an den Riemen der Peitsche hingen die Buchstaben des Wortes Aves, welches dieser Gott als ganz besonders beliebte Stacheln immer mit sich führte, der keuschen Minerva aber nicht angenehm seyn konnte. Sie hing dafür Iphigenien und ein Stück des Nahmens eines Stückes von einem Stücke, welches das Publicum immer nur als Stück zu behalten leider befürchtet. Momus ließ sich aber nicht abschrecken, kam unversehens wieder, und hing doch auch seine Geißel mit dem ihm lieben Nahmen, als der andern Geschenke nicht unwürdig, mit auf.

Mit diesem schloß sich das Stück; jeder ging theils verwundert, theils erfreut, geblendet, oder erschläfert nach Hause: doch wenigen war das Moralische Auge weit genug geöffnet, um den Kern, das Saltz, nehmlich die in dem Stück verborgene Lehre zu errathen. Undeutlich blieb zwar die Geschichte keinem, denn ein berühmter Improvisatore, in unserm Journal als Bruder Lustig bekant, hatte die gantze Handlung in wohlgesezte Reime gefaßt. Doch wenige, ja leider vielleicht keiner zog den Nutzen für sich heraus, den jeder sich bessern wollende Mensch, doch so leicht hätte herausziehen können: Betrachten wir die alte Götzen Geschichte recht genau, so spühren wir, ob es gleich nur blinde Heyden waren, fast überall einige gute, des Christen würdige Lehren, ein sichres Zeichen, wie heftig bey diesen verstockten Hertzen der heilige Geist, aber vergebens, anklopfte. Aus dieser uns vorgetragenen Geschichte die Nutzanwendung zu ziehen wird uns ein leichtes seyn: Denn ein jeder sieht leichte, wie deutlich Jupiters Indigestion und übernatürliches

Kopfweh den Schaden beweiset, welchen man zu leiden sich aussezt, wenn der einfältige Mensch sich denen Leidenschaften, als wie hier Jupiter der Furcht, überläßt, und wohl gar, gleichwie der Gott hier fürsichtlicherweise seine Gemahlin fraß, etwas sündliches begeht, um einem vermeintlich gewiß kommenden Unglück vorzubeugen; so machen es viele Menschen, die da stehlen, weil sie fürchten Hungers zu sterben, oder jemanden in's Unglück bringen, weil sie fürchten, er werde angesehener, denn sie. Hat nun aber der Mensch gefehlt, und hat Schaden statt Vortheil, wie hier Jupiter Kopfweh, statt Sicherheit, aus seiner überklugen Vorsicht, so überläßt er sich dann der ersten besten Hülfe, die ihm vorkömt, kan der leibliche oder gar der Seelen Artz nicht mehr helfen, so frägt man die Quacksalbern, oder Geistlicherweise die schönen Geister und Encyclopedisten, welche allerhand Sälbchen einem dann wohl vorschlagen, von welchen aber, kömt's auf die lezt, Gott weiß, keines nichts hilft. Steht nun endlich das Messer an der Kehle, und wir sind noch nicht von Schmertz ganz fühllos, so will uns dann manchmahl noch das Glücke wohl, und schicket uns irgend einen tüchtigen, wohl mit uns meynenden Vulcan, der schwartz, nicht von dem Kienruß, sondern von der Schmiede des Glaubens, und denen alten Gebethbüchern und Bibeln ist, der in seinem langen dunkeln ungekünstelten Schmied-Habit kömt, leise genug hört, um noch das Fünkchen Wahrheit, das nach Erlösung trachtet, in unserm Innern zu erhorchen, tapfer darauf schmeißt, und versucht, ob der alte Sünden-Kopf noch nicht zum Calmucken Schädel worden, sondern noch spaltbar ist. Gelingt's dann endlich und das treibende Eißen der Überredung und Predigt dringt durch, so springt denn sauber, wohlgeschmückt und froh das Jüngferchen Weisheit heraus, wir erkennen's für unser liebes Kind, und, wie dort Jupiter die falschen Götter Minerven zu huldigen und zu opfern anhielt, so hält dann der wieder gebrachte Mensch seine böse Leidenschaften an, dieser seiner lieben Tochter Weisheit zu huldigen und sich zu unterwerfen.

No. 2.

An die Herausgeber des Journals von Tiefurth.

W. den 30. August 1781.

Meine gnädigsten Damen wie auch Hoch- und vielgeehrteste Herren!

Ich kan mich als ein wahrer Teutscher in specie Weimarischer Patriot der ich bin, nicht entbrechen über die eben so glücklich als unverhofft, vorgestern den 28. dieses erfolgte solenne Eröffnung und Inauguration des neuerbauten T.. tischen Hof- und Wald-Theaters, Ihnen, als den resp. Beschützern, Beförderern, Priestern und Priesterinnen der T.. tischen Musen meinen aufrichtig- und freudigen Glückwunsch abzustatten. Wenn ich bedenke, daß da wo jezt dieses neue Odeum, dieser wie durch einen Feen-Stab hervorgebrachte Tempel der Tragi-Komiko-Pantomimischen Skiagraphischen Muse unsern erstaunten Augen entgegen glänzte, einen Augenblick zuvor nur eine kleine Einsiedler Hütte stund — wenn ich betrachte, daß die von allen Zuschauern bewunderte Vorstellung und Exhibition der erste Versuch in dieser Art, das Stück selbst (wie alle mit dem ächten Stempel des Genies bezeichnete Leibes- und Geistes Producte) das Werk eines Moments, das Programma die Arbeit einer Stunde, und der gantze Umfang der Zurüstungen die ein solches Schauspiel voraussezt das Resultat von zwey bis drey Tagen war: so schwillt mein Hertz von edlem Vaterländischen Stoltz, ich fühle die hohe Vorzüglichkeit unserer eben so Erfindungsreichen als arbeitsamen Nation vor allen andern Völkern der Welt, und ich freue mich, troz dem aufgeblasensten unter allen teutschen Micheln in Ober- und Nieder Teutschland, daß auch ich die unverdiente Ehre habe ein Teutscher zu seyn.

Ich möchte nicht gerne dafür angesehen seyn, als ob ich unserer Nation, oder den Impresarien des neuen T.. tischen Waldtheaters ein Compliment auf Unkosten einer so witzigen und artigen Nation, als die Franzosen

sind, machen wollte, aber ich kan mich doch in meinem Vergnügen über Minervens Geburth und Thaten nicht entbrechen zu denken mit was für Transport und Ravissemens dieses Stück auf dem Theatre des Varietés amusantes au Boulevard zu Paris würde aufgenommen worden seyn. Der Beyfall welchen dieses genialische und (zu ihrem Glück) so leicht und in so hohem Grade amusable Volk schon einem Harlequin cochon de Lait und einem Jerôme Pointu zugeklascht hat, ist mir Bürge dafür, daß sie sich an einem Stücke wie das unsrige worinne das Wunderbare mit dem Natürlichen und das Belustigende mit dem Lehrreichen auf eine so seltene Art vereinigt ist — in einem gantzen Jahre kaum satt sehen könten.

Unsere berühmte teutsche Gleichmüthigkeit, Kaltblütigkeit oder wie soll ich's nennen? — erlaubt uns zwar nicht, über irgend Etwas, so neu, oder schön oder erhaben es auch immer seyn mag, in eine merkliche Entzückung zu gerathen; indessen habe ich doch mit großem Vergnügen wahrgenommen, daß das Stück bey allen Anwesenden große Würkung gethan, und das Einzige was das häufig zusammen gedrängte Volk etwa noch hätte wünschen mögen, war bloß, daß etwa noch zum Beschluß et pour rendre la Piece plus touchante, ein kleines Unglück geschehen, der Saal eingestürtzt oder das Theater in Brand gerathen wäre, als wozu wenigstens was das Einstürtzen betrifft die gutherzigen Leute durch ihr neugieriges Zudrängen ihr möglichstes nach Kräften beyzutragen beflissen waren.

Da es über meine Kräfte geht, ein Stück, das gewissermaßen und in seiner Art schwerlich jemahls seines gleichen gehabt hat, nach Würden zu loben, und so wohl der Dichter als die Schauspieler, der Architect, der Decorateur, die Maschinisten und der Lichtputzer (als dessen Amt bey einem Schattenspiel gewiß nicht unerheblich ist) samt und sonders das Ihrige unverbesserlich gethan haben: so werden Sie meine Damen und Herren mich gantz gerne der unnöthigen Mühe überheben, mich in eine stückweise und ausführliche Anpreisung oder Anzeige dessen, was mir an der Vorstellung vorzüglich merkwürdig gewesen, einzulassen. Wo alles schön ist, da ist es schwer zu sagen

was einem am besten gefallen hat: so wie einer der durch einen Dornbusch geht, nicht wohl sagen kan, welcher Dorn ihn gestochen hat.

Indessen bitte ich doch um Erlaubniß, bloß in Rücksicht auf die Art, wie der Vater der Götter und der Menschen ad vivum dargestellet worden, die Anmerkung zu machen, daß die von jedermann bewunderte und von dem gemeinen menschlichen Ebenmaß so stark abstehende Proportion des Kopfs zu den übrigen Gliedmaßen in meinen Augen ein Trait de Genie ist, welcher nicht genug bewundert werden kan; denn da Jupiter die gantze Welt regieren soll und man zu einem solchen Geschäft wahrlich nie zu viel Kopfs haben kan: so hat der Künstler, durch diese auch nach Minervens Geburth fortdaurende und also dem Jupiter natürliche Größe des Kopfs, den König der Götter auf eine Art charakterisirt welche selbst einem Homer und Phidias Ehre machen würde. Man erzählt von diesem letztern, daß er seinen weltberühmten Jupiter Olympius auf seinem Throne sitzend, so groß gebildet habe, daß der Gott, wenn es ihm einmal eingefallen wäre aufzustehen, die Decke und das Dach des Tempels mit seinem Kopf eingestoßen haben würde. So wie der Genie bey dieser Vorstellungsart den großen Phidias über die kleinfügige Beobachtung der gemeinen Proportions Gesetze hinweg geführt: eben so kan man auch das nehmliche von dem Meister des Tiefurthischen Jupiters rühmen. Sein Jupiter ist, so zu sagen, lauter Kopf; Leib, Hände und Füße, als Dinge die er mit uns andern Menschlein gemein hat, kommen dagegen in gar keine Betrachtung; sie sind als bloße Nebenwerke oder accessoria anzusehen, welche, weil sie die Aufmerksamkeit des Anschauers gar nicht erregen sollen, von dem Kopfe, als der Haupt Figur gänzlich verdunkelt und unscheinbar gemacht werden.

Noch einen Meisterzug habe ich in dem Profil dieses Jupiters bewundert, welchem der Künstler einen Ausdruck von Unbefangenheit, Gleichmüthigkeit und sorgloser Sicherheit gegeben hat, der ihn zu einem wahren Bon Dieu, oder, wenn dieser Ausdruck erlaubt seyn kan, zu einem wahren Bonhomme oder Bondiable de Dieu macht. Es

wird dadurch angedeutet, daß Jupiter als oberster Welt-Regent und König sich versichert daß alles gut geht, daß allen Leuten so wohl ist wie ihm und daß er also für nichts zu sorgen braucht, und sein großes Haupt, der Glückseeligkeit seiner Unterthanen halben, ruhig auf sein Kissen oder in den Schooß irgend einer holden Leda, Danae oder Callisto legen darf.

Solche treffende Züge sind es die den wahren Künstler über die gemeinen Werkmeister erheben und ihm für die Unsterblichkeit Gewähr leisten.

Damit ich aber gleichwohl durch ein gantz unbeschränktes Lob nicht unverdienterweise in den Verdacht komme, als ob ich einer von denen sey, welche nicht loben können, weil sie nicht zu tadeln wissen: So bitte ich Sie meine Damen und Herren um Erlaubniß, einen einzigen Fehler zu bemerken, der allen anwesenden Kennern der Griechischen Alterthümer nicht anders als anstößig seyn konte, und es um so mehr seyn mußte, da sonst in der Art, wie alle übrige Gottheiten, besonders die neugebohrne Minerva selbst dargestellt und bezeichnet wurden, die allergenaueste Überein-stimmung mit dem Griechischen Götter Costume mit Vergnügen zu bemerken war, und dieser Fehler ist, daß die Liebes Göttin (deren Tauben durch die gute Art wie sie angeflogen kamen, von so hoffnungsvoller Vorbedeutung waren) daß sage ich, die Mutter der Liebes Götter (ich erröthe daß ich es sagen muß) in einem Aufzug erschien, welcher dem Negligé einer Wäscherin oder Gras-Nymphe ähnlicher sah als dem einzigen Putz, der sich für die Göttin der Schönheit ziemt. Ich brauche mich hoffentlich nicht deutlicher zu erklären; aber ich kan nicht umhin zu wünschen, daß bey etwa künftigen dergleichen Vorstellungen das Decorum oder Costum der Venus, welche auser ihrem Gürtel mit keinem andern fremden Schmuck beladen seyn darf, besser beobachtet werden möchte. An Schönen, welche zu dieser Rolle tauglich sind, kan es an einem der Schönheit des Frauenzimmers wegen so berühmten Ort nicht fehlen; und wollte ich allenfalls (jedoch andere an ihren Ansprüchen und allenfallßigem nähern Recht ohnbeschadet) die wohlbekannte Jungfer N. N. welche als Artemisia

bereits viel Eindruck auf das Publicum gemacht hat, unmaßgeblich dazu vorgeschlagen haben.

Sollte jedoch die löbliche Tugend der Demuth keiner von unsern Schönen erlauben wollen, sich in einer solchen Rolle gleichsam als eine Nebenbuhlerin der Schönheits Göttin darzustellen: So dächte ich, meines geringen Orts, daß es noch immer besser wäre, etwa einen Gips Abguß von der mediceischen Venus vermittelst der erforderlichen Anstalten auf die Schaubühne zu bringen und mit derselben das gehörige manoeuvre zu machen, als auf die Art wie bey der neulichen Vorstellung geschehen ist, den Liebhabern und Kennern des Antiken ein Ärgerniß zu geben.

Einige, vielleicht allzu spitzfindige Kunstrichter haben auch dafür halten wollen, als ob es besser gewesen wäre und einen weit größern Effect gethan haben würde, wenn die Eule oder vielmehr der Kautz der Minerva, an statt durch eine blose Nachbildung von Pappe durch eine lebendige Person vorgestellet worden wäre, als wozu es an tauglichen Subjectis Gott sey Dank! hiesigen Orts nicht gebricht.

Es wäre dies, sagten diese Herren, um so nöthiger gewesen, da das Programma ausdrücklich sagt, daß die Eule sich präsentiren würde um Minerven Cammer Jungfers Dienste zu thun; wozu bekantermaßen eine würkliche Person, so sehr sie auch übrigens Kautz seyn mag, sich allerdings besser zu schicken scheint, als eine von Pappe. Ich meines Orts lasse diesen Tadel Dero selbst eigenen Hocherleuchteten Ermessen anheim gestellt, und vereinige übrigens und schlüßlich meine Wünsche mit denen des gantzen Publicums, daß das an einem Tage von so glücklicher Vorbedeutung wie der 28. huj. mit so glänzendem success eingeweyhete T.. tische Waldtheater lange stehen und blühen, und die Unternehmer, nach einem so wohl gelungenen ersten Versuch in der Stiagraphischen Schauspielkunst sich durch den erhaltenen allgemeinen Beyfall aufgemuntert finden mögen, uns noch durch viele folgende Meister-Stücke dieser Art glücklich zu machen.

Ich habe die Ehre u. s. w. (was Brauch ist)

Ein Ungenannter.

Versuch einer Beantwortung der in Nr. 1 des Journals von Tiefurth ausgestellten Preisfrage.

Es giebt eine beschwerliche Art von Menschen, welche behaupten will, vernünftige Geschöpfe sollten gar keine Langeweile haben.

Dieses Vorgeben, welches freylich nicht ohne alle Wahrscheinlichkeit ist, scheint auf das Publikum einen solchen Eindruck gemacht zu haben, daß man würklich viele Personen sieht, welche sich's ordentlich zur Schande rechnen, dafür angesehen zu werden, als ob sie jemals Langeweile haben könnten; und welche daher, zu eben der Zeit, da sie (zum Exempel) bey Hofe, den ganzen Tag von der daselbst grassirenden Langeweile schwazen, und eben dadurch ihren betrübten Zuhörern mächtig Langeweile machen, gleichwohl einmal über das andre gähnen, versichern, daß sie selbst für ihre eigne Person niemals Langeweile hätten.

Allein es ist nichts gewisser, als daß die tägliche Erfahrung einem solchen Vorgeben gerade zu widerspricht. Es giebt augenscheinlich Personen, welche, so zu sagen, das ganze Jahr durch nichts zu thun haben, oder, wenn sie auch was zu thun hätten, nichts zu thun wissen, oder, wenn sie auch was zu thun wüßten, doch nichts thun mögen, und sich daher alle Tage und Stunden ihres Lebens in dem Fall eines gewissen beliebten Lottchens befinden, welches auf die Frage, was machst du? je und allezeit die Antwort bereit hat: Nix!

Wie dem aber auch seyn mag, so ist wenigstens zu vermuthen, daß die Frage wie eine unoccupirte Gesellschaft vor Langeweile zu bewahren sey, nicht wäre aufgeworfen worden, wenn es nicht Personen gäbe, die sich entweder selbst in diesem leidigen Fall befinden, oder doch ihren darinn steckenden Nebenmenschen aus Mitleiden und Gutherzigkeit zu Hülfe kommen möchten.

Der Verfasser gegenwärtigen Aufsatzes glaubt die Auflösung des Problems gefunden zu haben und, indem er

allförderst auf die versprochene Belohnung aus bewegenden Ursachen hiermit auf's sollenneste Verzicht thut, findet er sich, ebenfalls aus purer puter Gutherzigkeit, in seinem Gemüthe gedrungen, solche der Hochansehnlichen unoccupirten Gesellschaft, welche derselben auf ein oder andre Weise bedürftig zu seyn scheint, in geziemendem Respect mitzutheilen.

Beliebter Kürze halber soll ohne weitere Vorrede sogleich zur Sache selbst geschritten werden.

Die unoccupirte Gesellschaft verlangt vor Langeweile bewahrt zu werden; dieses ist schlechterdings auf keine Weise zu bewerkstelligen, als wenn sie occupirt wird. Die Frage muß also, um der Auflösung fähig zu seyn, so gestallt werden: Wie ist es anzufangen um einer Gesellschaft, die nichts zu thun hat, oder nichts zu thun weis, oder nichts thun mag, etwas zu thun zu geben?

Hier entsteht aber wieder eine neue Frage, nehmlich: soll diese Gesellschaft in corpore oder jede einzelne Person in derselben für sich occupirt werden?

Uns dünkt das Beste wäre, wenn vor Beydes gesorgt würde, und dies ist es auch, was der Verfasser gegenwärtigen Versuchs unternommen hat.

Also fürs Erste: Wie ist eine unoccupirte Gesellschaft in so fern sie gesellschaftlich leben und sich gemeinschaftlich occupiren, das ist, amüsiren will (denn diese beyden Termini können als vollkommen gleichbedeutend angenommen werden) auf eine der Natur einer solchen Gesellschaft angemessenste Art am Leichtesten und Zweckmäßigsten zu occupiren?

1) Man mache eine Provision von einer Anzahl artiger Kinderspiele, derer es eine unzählige Menge giebt, und aus welcher etwa 36 der lebhaftesten und kurzweiligsten ausgesucht werden könnten.

2) Diese Kinderspiele vertheile man auf 36 Tage, dergestallt, daß auf jeden derselben ein Spielchen komme, und dieses

3) Spiele man dann den ganzen Tag (die Zeit des Frühstückes, Ankleidens, Mittagessens, Theetrinkens und Nachtessens abgerechnet) an einem fort, so lange, bis die

Langeweile an welcher die Gesellschaft laborirt, entweder vergangen ist, oder bis eine angenehme Ermattung die sämtlichen Mitglieder derselben in einen sanft und süsen Schlaf versenkt, welcher bekanntermaßen das allergewisseste und einzige Universal=Mittel gegen die Langeweile ist.

4) Sind die besagten 36 Kinderspielchen in 36 Tagen der Reyhe nach durchgespielt, so fange man am 37. wieder von vorn an und treibe es immer so fort wie vorhin, bis zum 72sten, fange dann am 73. wieder von vorn an und continuire damit bis die 36 Spiele insgesamt zehnmal durchgespielt sind. Da sich dann ohne Adam Riesens Rechenbuch gar leicht ergeben wird daß man solchergestallt 360 Tage lang vor der leidigen Langeweile bewahrt worden, welches von 365 Tagen, woraus jedes gemeine Jahr besteht, gewiß mehr ist, als irgend ein unoccupirter Potentat in der Christenheit von sich rühmen können wird.

Was aber Zweytens das Mittel betrifft, wie jedes einzelne Mitglied der unoccupirten Gesellschaft sich vor Langerweile bewahren kan, so nehmen wir die Freyheit, Eines in Vorschlag zu bringen, von welchem wir uns versichert halten, daß ihm vor allen möglichen der Vorzug gebühre, sintemal es nicht nur fähig ist, die angenehmsten Empfindungen und Vorstellungen in dem Cerebello einer unoccupirten Person hervor zu bringen, sondern auch die Eigenschaften hat, daß 1) nicht der mindeste Geldaufwand, 2tens nicht das mindeste Talent dazu erfordert wird, und daß es 3tens zu allen Zeiten, Stunden und Augenblicken in unserer Gewalt ist, welches von keiner andern Beschäftigung oder Ergözlichkeit gesagt werden kan. Da wir nicht gemeynet sind, uns mit fremden Federn zu schmücken, so bekennen wir aufrichtig daß der Erfinder dieses herrlichen Arcani der berühmte Indianische Philosoph Buddas ist, von dessen Jüngern und Nachfolgern solches bereits über 1500 Jahr lang mit grosem Succeß in Ausübung gebracht wird. Dieses geheime Mittel hat auser seiner erstaunlichen Simplicitaet noch diese grose Tugend, daß man gar nichts dabey denken darf, und qualificirt sich also um so viel besser zum Gebrauch derjenigen,

welche aus Mangel an Occupation in Langeweile zu verfallen pflegen, welches ihnen wenn sie denken wollten oder könnten, nicht begegnen würde.

Es besteht darinn, daß eine solche Person stehend oder sitzend, oder in Horizontaler Lage (welches die beste ist) ohne das mindeste zu gedenken, unverwandt und mit aller Aufmerksamkeit deren sie fähig ist auf die Spize der eignen Nasen sehen, und in dieser Contemplation ihrer Nasenspizen ruhig, ununterbrochen und gedankenlos so lange verharren muß, biß sie von allem andern was um sie her ist, nichts mehr gewahr wird, da denn nach der Versicherung besagter Indianischer Philosophen eine unendliche Menge der angenehmsten Erscheinungen mit einer unbeschreiblich angenehmen Empfindung begleitet, diese Person in einen so wonnevollen Zustand versetzen werden, daß der Philosoph Buddas kein Bedenken trägt, solchen eine wahre Vergötterung zu nennen.

Das einzige, das wir nicht unbemerkt lassen dürfen, ist dies, daß dieses Mittel etwas starke Nerven erfordert, und daß also Personen, denen es an diesem Requisito fehlt, sich dessen entweder gar enthalten, oder wenigstens wenn sie es probiren wollen, eine vertraute Person, mit einem tüchtigen Fläschchen Englischen Saltzes oder spiritus Nitri bey der Hand haben müssen, um ihnen solches, sobald sie in Ohnmacht fallen wollen, unter die Nasen zu halten. Wegen ihres Verstandes aber können die Personen, die sich dieses Mittel gegen die Lange Weile bedienen wollen, völlig ohne Sorge seyn.

X. Y. Z.

Viertes Stück.

Ein Pendant zu Scharaden.

Der berühmte Verfasser der Königinn von Golconda hat uns schon vor einiger Zeit mit einer ganz neuen — wegen ihrer beliebten Kürze, besonders nachlässigen und

bequemen Correspondenten zu empfehlenden — Schreib Art bekannt gemacht, die wir, da sie unsers Wissens bis dato weder gedruckt, noch gestochen, noch in Stein gehauen, erschienen ist, dem Publico mittheilen wollen. Die Beyspiele, die wir hievon nach und nach zu liefern gedenken, sind zwar in französischer Sprache; wir hoffen aber, unsere Leser und Mitarbeiter werden sich bemühen, wenn sie nur erst den Nuzen derselben eingesehen haben werden, Mittel und Wege zu erfinden, wie solche auch in unserer teutschen Muttersprache eingeführt werden könnte. Das erste Beyspiel ist betittelt

Biographie de la belle Elène

und lautet von Wort zu Wort folgendermaßen.

L. n. n. e. o. p. y. L. i. a. e. t. L. i. a. t. t. L. i. a. m. e. L. i. a. e. t. m. e. L. i. a. e. t. a. k. k. L. i. a. w. q. L. i. a. d. c. d. a. g. k. c.

Wir rathen demjenigen der mit dieser Schreib Art noch nicht bekannt ist, die Buchstaben wie sie aufeinander folgen zu nennen und rein auszusprechen, so wird er mit uns übereinkommen, daß sich der sinnreiche Verfasser kaum so vieler Buchstaben bedient hat, als andere Worte brauchen würden um das nehmliche zu sagen.

Ein Räthsel
im weinerlichen Ton vorzutragen.

Mein Vordertheil kömmt aus der Fern',
Mein Hintertheil ißt jeder gern.
Wenn beydes ihr zusammenfügt,
Wird jedes Kind durch mich vergnügt.
Auch stech' ich jedem in's Gesicht,
Und bin drum keine Biene nicht.
Was ich nur Gutes an mir hab',
Hängt ganz von meinem Schöpfer ab;
Wenn man mich liebt, so sterb' ich bald!
Auch werd' ich, leider! selten alt,
Denn in der groß und kleinen Welt
Wird mir gar häufig nachgestellt,
Und der's mit mir am besten meynt,
Ist, wie gesagt, mein ärgster Feind.

Ich bin zwar trocken von Natur,
Allein aus bloßem Zufall nur,
Denn gebt ihr mir ein Gläschen Wein,
So schluck' ich's euch gar bald hinein.
Nun rathet! — Wer da rathen kan,
Soll auch von mir ein Stückchen ha'n.

An die Herausgeber des Tiefurther Journals.

Zwey Einsiedler hörten von der Frage einer berühmten Gesellschaft:

Wie man sich angenehm occupiren könne, ohne occupirt zu seyn?

und weil sie eben den Abend vorher, als den 2ten Sept. a. c. zwischen 9—10 Uhr nach einem angenehmen Spaziergange in eben dem Fall gewesen zu seyn glaubten, so beschlossen sie, die Probe ihrer Occupation vorgenannter Gesellschaft als einen kleinen Beytrag zu ihrer Frage auf's bescheidenste vorzulegen, zumal der Tag selbst, als der 3te Sept. a. c. jeden Beytrag zu einem etwannigen Amusement zu erlauben schien.

Die beyden Einsiedler hatten sich nemlich in vorgenannter halben Abendstunde Gegenstände aufgegeben, auf die sie ihr Gespräch und ihr Spaziergang führte, z. E. Rose, Morgen- und Abendröthe, Nacht, Schlaf und die Geburt der Minerva, von der sie eben viel Wunders und Ruhms gehöret hatten; jeder von ihnen sagte, was ihm einfiel und alles sollte und mußte dießmal eine Fabel werden.

Sie wagen's, dies Fabelwerk, aus dem überhaupt unsere Welt bestehet, als den amusanten Zeitvertreib einer Gesellschaft vorzuschlagen, die so zahl- als geistreich ist, und von der dies Rad angenehmer Dichtung erst recht in Umlauf gebracht werden könnte. Dem 3ten Sept. zu Ehren wollten sie eine Fabel hinzuthun; es gelang ihnen aber keine, die des Tages werth wäre, und überlassen also diese erste bessere Probe sogleich der heutigen Gesellschaft, der sie sich hiermit incognito aufs beste und unterthänigste wollen empfohlen haben.

Die beyden Einsiedler.
den 3ten Sept. 1781.

Die Rose.

1.

„Alle Blumen rings um mich her sehe ich welken und sterben, und doch nennt man nur immer mich die verwelkliche, die leicht vergängliche Rose. Undankbare Menschen! mache ich euch mein kurzes Daseyn nicht angenehm genug; ja auch selbst nach meinem Todte bin ich euch, wenn ihr wollt, ein Grabmal süßer Gerüche, Öl und Salbe, Arzney und Stärkung. Und doch hör' ich euch immer singen und sagen: ach! die verwelkliche Rose."

So klagte eine Rose auf ihrem Dorn, vielleicht in der ersten Empfindung ihrer in kurzer Zeit auch verwelkbaren Schönheit. Das vor ihr stehende Mädchen hörte sie und sprach: Erzürne dich nicht über uns, süße kleine. Nenne nicht Undankbarkeit, was nur höhere Liebe ist, der Wunsch zärtlicher Neigung. Alle Blumen sehen wir Menschen sterben und halten's für Schicksal der Blumen; aber dich, die Königin derselben, dich allein wünschen und halten wir der Unsterblichkeit werth. Wenn wir uns also in unserm Wunsche getäuscht sehen, vergönne uns die Klage, die ebensowohl uns als dich trifft. Wir klagen nur das unsrige in deinem Schicksal. Schönheit, Jugend und Freude unsers Lebens verblühen wie du, darum singen und sagen wir immer: Ach, die verwelkliche, die leicht zerfallende Rose!

Die Rose.

2.

Jüngling und Mädchen standen an der Rose, sie wechselseitig mit Gesange zu preisen. Der rasche Jüngling sang an ihr nichts als die Blume der Liebe; das sittsame Mädchen besang die Blume der Freundschaft und geselligen Weisheit.

Sie stritten lange mit ihrem Gesang und wünschten sich endlich zu ihrer Schiedsrichterin — die Rose; wer in aller Welt konnte auch besser entscheiden?

Und sie entschied für's bescheidnere Mädchen. „Als Blume der Liebe, thörigter Knabe! muß ich ja eben,

das ist mein trauriges Schicksal! so bald verwelken. Als Blume der Freundschaft bin ich unsterblich und schwebe, ein Kranz von Gestirn über der Tafel der Götter und seligen Menschen; das ist mein fröhliches Schicksal! Am Busen der Schönen, im Feuer ihrer Wünsche und Sehnsucht verschmachte ich bald; als Blume der Freundschaft, als ein tausendblättriger Kranz alles Genusses der Einigkeit, Sittsamkeit und Weisheit bin ich ein Kelch holder Gerüche und auch im Grabe, bey zerfallenen Blättern und verweheten Freunden, geht der Duft meines Kranzes in eine feinere Welt über."

Der Jüngling erröthete und das Mädchen bekam den Preis ihrer Weisheit, die Rose holdseliger, ewiger Freundschaft, sie bekam sie an ihre Brust; in ihrer Seele hatte sie lange geblühet.

Die Morgenröthe.

1.

Eine Schaar fröhlicher Mädchen ging täglich hinaus und begann den Tag mit Tänzen und Lobgesängen der Göttin Aurora. „Schönste, seligste Göttin," sangen sie täglich, „du in Rosengestalt, in ewiger Jugendschönheit, täglich erwachest du neu, gebadet im Quell des Genusses und der frischern Blüthe." — Als schnell einmal, da die Sonne aufging, Aurora ihr Gespann zu ihnen lenkte, und vor ihnen stand, die schönste, aber ach, nicht die glücklichste aller Göttinnen! Thränen standen in ihren Augen, und der Duft des Schleyers, den sie von der Erde hinaufgezogen hatte, lag wie eine feuchte Wolke vor ihrem leuchtenden Rosenantlitz. „Kinder", sprach sie, „ihr ehret mich täglich mit Lobgesängen und festlichen Spielen; eure jugendliche Unschuld hat mich hergezogen, euch mich, wie ich bin, zu zeigen. Ob ich schön sey? sehet ihr selbst; ob ich glücklich sey? mögen euch die Thränen sagen, die ich täglich, Morgends und Abends, in den Schoos meiner Freundin Flora weine. Unbedachtsam in meiner Jugend vermählte ich mich mit jenem alten Titan, aus dessen Armen ihr mich täglich so früh empor eilen sehet. Ihm und mir zur Strafe ward ihm

seine graue Unsterblichkeit ohne Jugend, die auch mir, so lange ich bey ihm bin, Licht und Schönheit raubet! Deswegen eile ich so früh an mein kurzes trauriges Geschäft, die Schatten zu verjagen, bis ich mich Tag über (das ist meine Erholung!) im Strahl der Sonne vor ihm verberge und Abends mit Thränen spät und langsam in sein graues Bette hinunter gezogen werde. Spiegelt euch an mir, liebe, sorglose Mädchen, genießet eure Jugend und verscherzt nicht, durch eine ewig zu bereuende Wahl euer ganzes Leben!" — Aurora verschwand und ihr Bild glänzte den Mädchen fortan in der Thräne des Thaues wieder. Sie priesen sie nicht mehr als die glücklichste der Göttinnen „weil sie die schönste wäre" und wurden weise aus ihrem Schicksal.

Aurora.

2.

Aurora beklagte sich bey denen Göttern, daß sie, die so viel gelobt, so wenig geliebt und besucht werde; am wenigsten von denen, die sie am meisten besängen und priesen. „Gräme dich nicht über dein Schicksal," sprach die Göttin der Weisheit, „denn, geht's mir anders? Siehe die an, die dich versäumen, und mit welcher Nebenbuhlerin sie dich vertauschen: mit den schweren Düften der Schlaftrunkenheit, in deren Arm sie liegen und modern an Leib und Seele — und denn, hast du nicht Freunde, hast du nicht Anbeter genug? Die ganze Schöpfung feyert dir: alle Blumen erwachen und kleiden sich mit deinem Purpurglanz in neue bräutliche Schönheit. Das Chor der Vögel bewillkommt dich: jedes sinnt auf neue Weisen, deine flüchtige Gegenwart zu vergnügen. Der unschuldigste und nuzbarste Theil der Schöpfung, der fleisige Landmann und der arbeitsame Weise, versäumet dich nie. Sie trinken aus deinem Duft ruhige Gedanken, Gesundheit und Stärke, ungestört, ununterbrochen von jener geschwätzigen Schaar. — Hältst du es für kein Glück, unentweiht genossen und geliebt zu werden?" Aurora beklagte sich nicht mehr und jede Schöne wünscht sich ihr Glück, die ihr gleich ist an Reinigkeit und Unschuld.

Der Schlaf.

1.

In jener Schaar unzählbarer Genien, die Jupiter für seine Menschen erschaffen hatte, um durch sie die kurze Zeit ihres mühseligen Lebens zu beglücken und zu vergnügen, war auch der dunkle Schlaf. „Was soll ich“, sprach er, „unter meinen glänzenden gefälligen Brüdern? welche Gestalt mache ich im Chor der Scherze, der Freuden und aller Gaukeleyen des Amors? Mag es seyn, daß ich dem Armen und Unglücklichen erwünscht bin, dem ich die Last seiner Sorgen entnehme und ihn mit sanfter Vergessenheit tränke. Mag's seyn, daß ich dem Müden gefällig komme, den ich, doch auch nur zu neuer Arbeit stärke! — Aber denen, die nie ermüden, die von keiner Unglückseligkeit, von keiner Sorge und Elend wissen, denen ich nur immer den Kreis der Freuden störe —

„Du irrest“, sagte der Vater der Menschen, „in deiner dunklen anmuthlosen Gestalt wirst du aller Welt der liebste Genius werden. Glaubst du nicht, daß auch Scherze und Freuden ermüden? Wahrlich, sie ermüden früher, als Sorg' und Elend; die satte Kraftlosigkeit, in die sie sinken, wird die eckelste Langeweile. Aber auch du sollt nicht ohne Vergnügungen seyn, ja in ihnen das Heer aller deiner Brüder übertreffen.“

Mit diesen Worten reichte er ihm das silbergraue Horn anmuthiger Träume. „Aus ihm“, sprach er, „schütte deine Schlummerkörner, und die glückselige Welt, so wie die unglückselige wird dich, über alle deine Brüder, wünschen und lieben. Die Hoffnungen, Scherze und Freuden, die in ihm liegen, sind mit zauberischer Hand von unsern seligsten Himmelsfluren gesammlet. Sie sind ätherischer Thau, der sich in jede Gestalt, nach dem Wunsche jedes, den du zu beglücken denkst, kleidet, und weil sie Venus mit unserm unsterblichen Nektar gemischt hat, so ist die Kraft ihrer Wohllust viel anmuthiger, stärker und feiner, als alles was die arme Wirklichkeit jener Erde zuläßt. Aus dem Chor der blühendsten Scherze und Taumelfreuden wird man fröhlich in deine Arme eilen: Die

Dichter werden dich besingen und in ihren Gesängen den Wirkungen deiner Kunst nachbuhlen. Auch die unschuldigste Schöne wird dich wünschen, und du wirst auf ihren Augenliedern hangen — ein süßer beseligender Gott, mächtiger, als ob ich selbst zu ihr hinabgestiegen wäre."

Die Klage des Schlafs verwandelte sich in Triumph; alle seine Brüder beneideten ihn, und er, ohngeachtet seiner anmuthlosen dunklen Gestalt, vergaß sie zu beneiden.

Nacht und Tag.

2.

Nacht und Tag stritten mit einander; der feurige, glänzende Tag fing an zu streiten.

„Arme, dunkle, was hast du, wie meine Sonne, wie meinen Himmel, wie meine Fluren, wie mein geschäftiges, rastloses Leben? Ich erwecke, was du getödtet, was du erschlafftest, rege ich auf."

„Dankt man aber auch für die Aufregung?" sprach die bescheidene verschleyerte Nacht. „Muß ich nicht erquicken, was du ermattest? und wie kan ich's anders erquicken, als (zu deiner Schande) meistens nur durch die Vergessenheit deiner? — Ich hingegen, die Mutter der Götter und der Menschen, nehme alles, was ich erzeugte, in meinen ruhigen Schoos; auch dich, meinen stolzen Sohn, zwinge ich zur Wohlthat dieser Erholung. Ich stille und erhebe die ruhig gewordene Seele, und dem Auge, was unter dem Sonnenstrahl nie gen Himmel zu sehen wagte, enthülle ich, die man die verhüllete Nacht nennt, ein Heer unzähliger Welten, neuer Hoffnungen, neuer Sterne."

Der geschwätzige Tag wußte keine Antwort und barg sich in den Schoos der Nacht, die fortging ihres stillen erhabenen Weges.

Minervens Geburt.

1.

Der Fürst des Himmels dachte (wie manche seiner Brüder auf Erden) etwas niedrig vom weiblichen Ge-

schlecht. „Glaubt mir", sprach er zu seinen Göttinnen und Göttern, „ich kenne den Himmel und auch das Völkchen auf der Erde so ziemlich. In welcher Gestalt muß man sich zu ihnen nahn, um ihnen angenehm zu werden? Als Schwan, als goldner Regen, als Kuckuck, und ihr wißt, wie ich die Europa entführte." — Die alten Jungfern, die 3 Göttinnen des Schicksals, deren Gewalt auch Jupiter scheut, verdroß diese Rede. Ihn thätlich zu widerlegen, setzten sie den Keim seiner Belehrung dahin, wo seine thörigte Anmaßung entsprossen war, in sein Gehirn, mit dem Spruche des Schicksals:

„Daß er ihm daselbst erst tüchtige Schmerzen verursachen sollte, ehe er sich als belehrende Weisheit zeigte."

Unwandelbar sind die Sprüche des Schicksals; doch am Ende werden sie immer heilsam. Da Jupiter den Spott etwas verlernt hatte und sich vor den alten Immer-Jungfern gebührend beugte, sandten sie ihm einen Arzt und gaben demselben die Waffe, die Noth und Schicksal allein braucht, das spaltende Eisen. Heraus trat aus Jupiters Haupte die jungfräuliche Göttin — dem Jupiter welch ein Anblick! Das erste Weib, das er als Tochter liebte und als Göttin verehren mußte: so schön als keusch, so keusch als weise. „Vater", sprach sie, „ich war vom Schicksal bestimmt, dir die bösen Säfte deines Gehirns aufzuzehren und hoffe jetzt, deine tägliche Gesellin, dich etwas besseres von meinem Geschlecht zu lehren, als du bisher gedacht hast: keine Worte, die stille That allein, soll dich widerlegen, und ich hoffe, nicht gezwungen, sondern freywillig die treue Theilnehmerin all' deiner Rathschläge zu werden."

Jupiter schloß sie in seine Arme; das erste Weib, das er mit Hochachtung in sie schloß, und wenn ihn seitdem Reste seiner Krankheit anfielen, hat sie ihn ohne Art und Eisen glücklich davon befreyt.

(Der Pendant hiezu fehlt).

Scharade.

Ich bin ein lebendiges Geschöpf und bestehe aus Leib und Seele. Doch weder Mensch noch Thier; so sehr von

beyden unterschieden, daß bey mir nur die Handlungen der Seele sichtbar werden, und mein Leib aus leichterm durchsichtigern Stoff besteht, als meine Seele; darin aber dem Menschen überhaupt ähnlich, daß, ohne mein Haus und meine Bekleidung, meine Persönlichkeit wenig geachtet würde. Meinen Leib schuf ein roher Künstler durch Feuer und Luft; doch blieb ich ein todter Leichnam, weil er mir keine Seele einzublasen vermochte, bis ein Philosoph die Seele mir eingoß, und solche in meinen Leib, gleichsam auf ewig einkerkerte, und mich gar, wie einen Hausdieb in Frankreich, vor eben dem Hause, in welchem ich dienen sollte, aufhing. Dieser mein Schöpfer und Henker, verkauft mich dann noch oben drein wohl an neugierige Menschen, die mich dann oft, besonders bey hypochondrischen Launen, begucken, aus Sorge, aus Hoffnung, aus Neugierde, aus — was weiß ich es alles warum? Ist es denn wohl Wunder, daß ich selbst höchst wetterläunisch bin? Man will mich einem Höflinge eines höchst eigensinnigen Herrn vergleichen, den ein günstiger Blick seines Fürsten aufbläht und eine gewölkte Stirn zu Boden schlägt. Aber die Vergleichung macht mir unverdiente Schande. Denn, ob ich gleich, wie alle andre Creaturen, meine Fehler habe, und besonders den, daß ich bey veränderten Blick meiner Beherrscher allzeit aus meiner Seelenlage gerathe, so bin ich doch in allem Übrigen der Antipode eines Höflings. Ich weiß z. E. nur eine Wissenschaft, diese aber gründlich und zuverlässig. Ich schmeichle nie, sondern sage stets die Wahrheit, ohne Absicht des Gefallens oder Mißfallens, und habe, gerade wie der alte Philosoph wünschte und wollte, ein Fenster in meiner Brust, wodurch man die geringste Bewegung meiner Seele wahrnehmen kann.

Wie ich heiße? Meinen ursprünglichen Nahmen muß man da suchen, wo die Grazien, nach allgemeiner Sage der Dichter, zu Hause gehörten, und er ist so wohlklingend poetisch, als treffend. Er ist freylich in unsre deutsche Muttersprache übersezt, aber wie? hart und rauh. Ob er gleich aus einem viersylbigen Trochäen ein dreysylbiger Anapäst geworden ist, so hat man ihn doch gleich mit

einem gemeinen Soldatenfluch begonnen. Die lezte Sylbe ist freylich den Wollüstlingen lieblicher klingend, würde sie aber in Angst setzen, wenn sie bedächten, daß nach allgemeiner Uebereinstimmung der Hermetischen Philosophen die ganze Erdkugel darinn endigen soll.

Noch muß ich von meiner Seele ein paar Laster gestehn. Sie ist im höchsten Grad geitzig nach Gold und Silber, so, daß sie beydes sogar frißt, ob sie es gleich nicht verdauen kann. Auch, für so göttlich sie bey den Alten verehrt wurde, hält sie sich doch am liebsten zu den lasterhaften Menschen; und wie der alte Philosoph von Ferney meynte, war sie Schuld, daß viele Blessirte unter dem Heere der Franzosen nicht wieder genesen konnten, da sie doch auf viel schmeichelhaftere Versprechen bey ihnen aufgenommen war. Kurz, um mich so kenntlich als möglich zu machen: Lieber Leser, den Namen meines Leibes hast du auf deinem Tische. Kanst du den Namen meiner Seele auf der Welt nicht finden, so suche ihn am Firmament; er wird dir lieblich entgegen leuchten, denn er liebt die Sonne. Daß meine Beschreibung lang gerathen, ist, weil meine Person gleichfalls sehr lang ist.

An die Herausgeber des T—r Journals.

Ein gewisser ganz neuer wizigweiser Schriftsteller, der unsrer aller Seelen für Nachtwandlerinnen erklärt, die weder wissen woher sie kommen, noch wohin sie gehen, und obschon er im Heydelbergischen sowohl als Lutherischen Katechismus sich eines bessern hätte belehren können, dennoch sich nicht entblödet, alte heydnische Irrsaale in unsern Tagen wieder hervorzuziehen und in Schwang zu bringen, mischt beyläufig einen Gedanken ein (wie denn in dergleichen Geweben sehr oft der Eintrag mehr werth ist als der Zettel) welcher uns frappirt und zu weiterm Nachdenken gebracht hat. Es scheint uns billig, den Lesern gegenwärtiger, zwar noch in den Windeln liegender aber doch schon den besten Hoffnungen zublühender Wochenschrift, solchen nicht vorzuenthalten, wenn anders dem Schreiber in diesen schwülen Tagen — wo ihn nichts vor gänzlicher Ermattung schützen kan, als die schönen

Pfirsiche und Trauben, und allenfalls ein kühles Bad, wo er jedoch keine Nymphen, so wenig als beym Spaziergange im Mondenschein Geister auf Strahlen reitend zu sehen bekommt — noch so viel, von der zu allen Poris herausdringenden Kraft bleibt, als nöthig ist die Feder zu halten.

Ne prologus longior fabula! ist ein altes Sprichwort, und heißt: der Eingang soll nicht länger als die Predigt seyn.*)

Der oben erwähnte Gedanke ist ohngefehr folgender: Ein Leben ohne Poesie seye nichts werth, und man müsse suchen, in das Leben so viel Poesie als nur möglich hinein zu mischen.

Wir sehen uns hier gleich anfänglich genöthigt, einem Mißverstande von großer Gefahr vorzubeugen, der uns leicht in schlimme Folgen verwickeln könte.

Ein poetisches Leben nehmlich, im Sinne des Verfassers, scheint nicht ein Leben blos der eigentlichen Poesie gewidmet, das man zubringt mit Verse lesen, lehren oder machen. Ob schon solches dazu zu gehören, und eine natürliche Folge und Beymischung davon zu seyn scheint, so fängt es doch eben nicht dabey an, und ob wir gleich von Hertzen wünschen, mehrere unsrer Leserinnen bereden zu können, den Grazien auch hierdurch öfters ein Opfer zu bringen und ihren Mund den Gesängen und Liedern der Musen zu öffnen, welches die poetische Existenz des schwererorganisirten männlichen Geschlechts um ein unglaubliches vermehren würde, — so scheint doch der sinnreiche Verfasser diese Sache hier noch in einem etwas allgemeinern Verstande genommen zu haben.

Eine andere noch schlimmere Mißdeutung wär es, wenn man glaubte, wir wollten dadurch einen Eingriff in die Rechte der Wahrhaftigkeit thun, und da Poet seyn so viel heißt, als dichten oder erdichten zu wissen, somit unsere Leser auffordern, einander mit Lügen zu

---

*) fabula von fari, reden, predigen, — denn was sind die meisten unserer Predigten gegenwärtig andres, als ein Gered? — Dieses für die Gelehrten!

regaliren. Dieß sey ferne von uns! und es könte nur alsdenn eine Ausnahme statt finden, wenn es zum Gesetz gemacht würde, dieselben poetisch vorzutragen, welches uns denn sogleich warnen würde, auf der Hut zu seyn, um etwas ungewöhnliches zu erwarten.

Denn bekantermaßen lügen und betrügen die Poeten zwar, aber so, daß immer der Betrogene am meisten dabey zu gewinnen scheinet, und sie sind darum zu diesem Vorrechte von allen Zeiten her privilegirt gewesen.

Am schlimmsten würde man uns verstehen, wenn man uns des sträflichen Endzwecks beschuldigte, die von großen Geistern oft verachteten prosaischen Beschäftigungen des Lebens, als Essen, Trinken, Schlafen, und dergleichen aus ihrem Credit bringen zu wollen; welches ein eben so verwegenes als vergebliches Unterfangen seyn würde.

Es ist wahr, daß wenn es mit der poetischen Existenz einmal recht im Gange ist, man zuweilen so weit kommen kann, das Mittag- oder Abendessen zu vergessen; und sich dafür bey den Olympiern zu Gaste zu bitten. Da aber alles stufenweise gehen muß, und für einmal Nektar und Ambrosia für unsere schweren Körper zu sublime Kost sind — auch nicht zu leugnen ist, daß volle Säfte, schwellende Adern, rollendes Blut nicht wenig zur erhabensten Begeisterung beytragen, und der Geist des Weines sich oft in den Geist der Gedanken verwandelt; so ist zu rathen, daß man für einmal diese Sachen beym Alten lasse und nur dahin sehe, daß sie der Spannung der Nerven und Reinheit der Säfte unschädlich bleiben, und statt des Übermaßes vielmehr bey allen Gelegenheiten poetische Zierathen, als bekränzte Becher, Trinklieder und dergleichen anbringen.

Doch es ist Zeit, daß wir näher der Sache kommen! Alles Leben der Menschen ist in Poesie und Prosa getheilt. In der ersteren Hälfte desselben scheint jene und in der letzteren diese zu predomminiren. So lange unsre Seele noch in dem Erwachungs Zustande aus dem Schlafe ist, worinnen ihre Umkleidung vorgegangen; so lange sie sich noch die Augen reibt, und die Sachen halb Kolosalisch halb Pygmäisch, immer aber reizend erblickt;

sich die leeren Lambris ihres Gehirns durch phantastische Zauberbilder ausmahlt — da sind wir meist alle Poeten.

Wer unter uns ist es nicht einmahl gewesen? Wir sahen die Zukunft wie Meeresinseln uns entgegen glänzen, schwammen zu ihr durch schäumende Wellen — o was winkten uns nicht von ihren Ufern für Gestalten herüber! — Aber jezt? der Sturm ist vorbey! Ich sitze am sandigten Ufer, meine Kleider zu trocknen, froh daß mich die Wellen nur nicht verschlungen — —

Die Prosa nimmt also neuerer Zeit stark überhand. Und sollte sie ferner so fortfahren wie in letzterer Zeit, so würde bald für die arme Poesie ganz und gar kein Heil mehr übrig seyn.

Wir warnen daher unsre Leser, auf der Hut zu seyn, um wenigstens für das fröhliche Gemisch der beyden Arten etwas in Rest zu behalten.

Warum ergözen uns in der frühen Jugend die einfachsten Schauspiele, die kindischen Märchen? Nicht nur, weil wir neues sehen, nein, weil in uns ein Hertz schlägt, die Phantasie sich regt, und wir unendlich mehr sehen, als da ist, oder uns gezeigt wird. Die Welt liegt noch grenzenlos vor uns, und unser Innres strebt sich nach ihr auszudehnen.

Warum sind wir oft so unamüsirter in fortschreitenden Jahren? Die Seele zieht sich wie in ein Schneckenhäußchen zusammen. Die oft beleidigten Hörner wagen sich nicht wieder herauszustrecken. Die Welt wird enge, wie unser Haus, und wir sind froh, wenn wir in demselben nur noch eine erträgliche Wohnung finden. — —

Oft auch darbt man von außen, weil man von innen darbt. Nichts ist reizend, weil wir nicht reizbar sind. Nichts macht uns froh — weil die Froheit uns verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fünftes Stück.

Ode.

Welcher Unsterblichen
Soll der höchste Preiß seyn?
Mit keinem streit' ich,
Aber ich geb' ihn
Der ewig beweglichen
Immer neuen
Seltsamsten Tochter Jovis,
Seinem Schooskinde,
Der Phantasie.

Denn ihr hat er
Alle die Launen,
Die er sonst nur allein
Sich vorbehält,
Zugestanden,
Und hat seine Freude
An der Thörin.

Sie mag rosenbekränzt
Mit dem Lilienstengel
Blütenthäler betreten,
Sommervögeln gebieten,-
Und leichtnährenden Thau
Mit Bienenlippen
Von Blüten saugen:

Oder sie mag
Mit fliegendem Haar
Und düsterm Blick
Im Winde saußen
Um Felsenwand,
Und, tausendfärbig
Wie Morgen und Abend,
Immer wechselnd
Wie Mondesblicke,
Den Sterblichen scheinen.

Laßt uns alle
Den Vater preißen,
Den alten, hohen,
Der solch eine schöne
Unverwelkliche Gattin
Den sterblichen Menschen
Gesellen mögen.

Denn uns allein
Hat er sie verbunden
Mit Himmelsband,
Und ihr geboten
In Freud und Elend
Als treue Gattin
Nicht zu entweichen.

Hingehen die armen
Andern Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde,
In dunkelm Genuß
Und trübem Leiden
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft.

Uns aber hat er
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten,
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus.

Und daß die alte
Schwiegermutter Weisheit
Das zarte Seelgen
Ja nicht beleid'ge!

Doch kenn' ich ihre Schwester
Die ältere, gesetztere,
Meine stille Freundin:
O daß die erst
Mit dem Lichte des Lebens
Sich von mir wende,
Die edle Treiberin,
Trösterin, Hoffnung!

Preiß=Frage.

Das gemeine Sprichwort sagt zwar: ein Thor könne in einer Stunde mehr fragen, als zehen Kluge in Jahren zu beantworten im Stand wären; allein Sprichwörter haben, wie alle Allgemein=Sätze den Fehler, daß sie entweder zu viel oder zu wenig sagen.

Eine Preiß=Frage gleicht einem Räthsel, sowohl zum fragen als zum antworten wird Verstand und Scharfsinn erfordert, und man kann mit Recht behaupten: daß Oedipus die Hälfte seines Ruhms dem Sphinx zu verdanken hat. —

Nach dieser Einleitung wird niemand auf die Gedanken gerathen, daß die folgende Preiß=Frage von uns selbst aufgestellt werde — sie ist von unbekannter Hand eingeschickt und lautet:

„Was würkt am stärksten auf des Menschen Seele, ist es die Musik oder die Mahlerey?“

oder bestimmter:

„Unter welchen Umständen ist die Musik oder die Mahlerey geschickter, auf uns zu würken?“

Wir überlassen es dem Gutdünken derer, welche sich mit Beantwortung dieser Frage bemühen wollen, dieselbe allgemeiner oder beschränkter zu behandeln — auch nehmen wir aus bewegenden Ursachen Anstand, zum Voraus die Prämie zu bestimmen, und wollen vor diesmal dieselbe auf Discretion und Convention ausgesetzt seyn lassen.

Noch eine Scharade.

Es ist ein Wort, das nur eine Sylbe und fünf Buchstaben hat.

Läßt man den ersten weg, so bezeichnet das übrige eine ausländische Frucht, die man häufig auf unsern Tafeln sieht und mit Löffeln ißt.

Läßt man noch einen Buchstaben weg, so ist es eine sehr unbeständige, glatte, zerbrechliche, das Feuer nicht vertragende, wiewohl steinharte, auch heutiges Tages sehr beliebte Art von Naturproducten, die man bisher noch in keinem Cabinet zu sehen bekommt und die sonderbare Art hat, Personen zusammen zu bringen, die man sonst nicht leicht so nahe beysammen sieht.

Läßt man auch noch den dritten Buchstaben weg, so bleibt ein teutscher Imperativus übrig, welcher etwas zu thun befiehlt, worinn die meisten Menschen, zumal bey leerem Magen, sehr gerne gehorchen.

Das ganze bezeichnet etwas, wornach alle Adamskinder sehr begierig sind, und was die currente Münze ist, womit das Publicum diejenigen, welche sich um dasselbe verdient machen, am liebsten bezahlt.

Auszug aus dem Brief eines Mahlers an seine Familie.

— Wie gesagt, ihr seyd rechte Gänse gewesen, daß ihr mir die Reise so lang widerrathen habt; euer unverständig Geschwäz hätte meinem Ruhm einen schönen Streich spielen können! Mich ärgerts noch daß ich nur einen Augenblick darauf geachtet habe, — zum Glück ist nichts versäumt, und es mag gut seyn; aber das sag ich euch: laßt euch's nicht etwan einfallen, mich so bald nach Haußе winseln zu wollen, und schreibt ihr mir, so untersteht euch nie wieder, mir eure Noth vorzuklagen: dergleichen Miserien stöhren einen Künstler in der Imagination. Ich bin ein ganz anderer Mann, seit dem ich weit weg von euch bin, und ich seh' es recht deutlich, daß die Hipochondrie — die ihr mir an Hals gewimmert habt — mein ärgster Feind gewesen ist: wär' ich noch ein einziges Jahr euer Narr gewesen, so hätt' ich, bey meinem cholerischen Temperament, desperat werden — oder gar an meinem eigenen Vertu verzweifeln können: Doch das wollte das Schicksal nicht; es hat von je her über die Künstler und über ihre

Werke gewacht, und wir besitzen noch, höchst mirakuloser Weise, Arbeiten von der Hand der ältesten Griechischen Meister aus der Athenienssischen Schule, wie ihr euch dieß aus meinen Discursen, die ich nach Tische mit euch zu führen pflegte, noch erinnern werdet.

So hat das Schicksal auch mich hieher gebracht, hier sehe ich erst wer ich bin und was ich bin! Ich stehe oft ganze Morgen lang vor meiner Staffeley und bewundere, wie in einem noch unvollendeten Gemälde, in den ersten rauhen Pinsel Strichen, schon alle Ähnlichkeit, die ganze Phisiognomie des Menschen liegt, die freylich nur der Künstler, und zur Noth der ächte Kenner gewahr werden kann. Bey dieser Gelegenheit fällt mir eine merkwürdige Replique ein, die ich gestern am Morgen einem gewissen Baron gab, der mich eben besuchte, als ich in einer solchen Contemplation begriffen war; dieser Naseweis fragte mich: ob ich so früh schon ein Kunst Studium machte? „Ja, sagt' ich, junger Herr, der Künstler, der sein eigen Werk studirt, braucht über eine solche Frage nicht zu erröthen; das Portrait das ich hier vor mir habe giebt mir Anlaß zum Denken — mit dem Ihrigen werd' ich die Mühe nicht haben."

Er merkte den Stich und ging seiner Wege. — Diese Anekdote könt ihr weiter erzählen! — Nun aber kommt etwas von dem ihr schweigen sollt.

Ich bin entschlossen, nach dem Beyspiel anderer großen Meister, vorzüglich der Italiener, durch meine Reise hierher eine Epoque in meinen Arbeiten zu machen, und, wie man's heißt, eine neue Manier anzunehmen. Zeither habe ich viel in dem Geschmack des van Dyk gemahlt, wiewohl ich immer etwas eigenes zu haben mich befließen, itzo will ich mich in Ansehung des Colorits näher an Rembrand halten, die Gesichter die mir hier vorkommen haben starke Züge, und müssen daher durch frappante Schatten herausgehoben werden; überhaupt könnt ihr zu Hauße ein für allemal declariren: daß ich hinführo keine Frauens-Portraite mehr mahle — mein Pinsel ist neuerlich zu kühn, und mein Genie zu gewaltsam dazu geworden. — Es wäre, wenn ich's euch durch ein Gleichniß begreiflich

machen soll, gerade so, als ob man einem Riesen zumuthen wollte Zahnstocher zu schnitzeln. — Hiermit Gott befohlen! —

Sechstes Stück.

Poesie.

Das Leben des Herrn von Gicks zum Gackelstein.

Auf Erden lebt kein Mensch so fein
Als Herr von Gicks zum Gackelstein;
Nachts punkt um neun Uhr schläft er ein
Und schläft so fort bis Sonnenschein.
Gemeiniglich um Glocke neun
Nimmt er im Bett das Frühstück ein:
Coffé mit Milch und Semmel drein,
Will ihm der Coffé nicht gedeyhn,
So bringt man ihm ein Fläschgen Wein,
Und kan er nicht die Semmel käun
So tunkt er Zuckerbrod hinein.
Um zehn Uhr steht er auf: Allein
Zuvor noch krazt er sich an's Bein,
Dann macht er sich die Zähne rein;
Kan er bis elf Uhr fertig seyn,
So geht er in sein Kämmerlein
Und liest dabey, sich zu zerstreun,
In seinem Sack Kalenderlein.
Um zwölf Uhr stellt sich insgemein
Bey ihm der alte Hunger ein;
Er nimmt, der Plage los zu seyn,
Sogleich das Mittag Essen ein,
Speißt bis um zwey Uhr, ganz allein,
Und nickt beym besten Gläschen Wein
Auf seinem Lehnstuhl ruhig ein.
Um vier Uhr schleicht sein Karl hinein,

Schenkt ihm ganz leis den Coffé ein
Und flößt ihm mit dem Löffelein
Ein Täßchen nach dem andern ein.
Um fünf Uhr wacht er auf: Allein
Die bösen Dünste zu zerstreun,
Beliebt ihm noch ein Fläschgen Wein.
Noch vor halb sieben insgemein
Geht er darauf in's Kämmerlein,
Und stellt sich munter, hübsch und rein
Um sieben bey dem Nachtmahl ein;
Auch das pflegt wohl ihm zu gedeyhn,
Denn schon um acht Uhr, höchstens neun,
Liegt er im Bett und schlummert ein.
Ihn kümmert weder Gros noch Klein,
Nicht Bücherstaub noch Krieges Pein,
Kein Vogelsang, kein Mondenschein,
Er läßt die Menschen Menschen seyn,
Die Mädchen sich am Putz erfreun,
Gelehrte zanken, Weiber schreyn,
Den Himmel donnern, regnen, schneyn,
Das Jahr verschwinden, sich erneun,
Kurz — Herr von Gicks zum Gackelstein
Schränkt in der Welt sich ganz allein
Auf den beliebten Grundsaz ein:
In seiner Haut vergnügt zu seyn.

Nach dem Griechischen.

Euch bedaur' ich unglückseel'ge Sterne
Die ihr schön seyd und so herrlich scheinet,
Dem bedrängten Schiffer gerne leuchtet,
Unbelohnt von Göttern und von Menschen.
Denn ihr liebt nicht, kanntet nie die Liebe.
Unaufhaltsam führen ewge Stunden
Eure Reihen durch den weiten Himmel;
Welche Reise habt ihr schon vollendet!
Seit ich bleibend in dem Arm der Liebsten
Eurer und der Mitternacht vergessen?

Der Hausball.

Eine deutsche Nationalgeschichte.

An den Leser.

Die neusten litterarischen Nachrichten aus der Hauptstadt unseres Vaterlandes versichern alle einmüthiglich, daß daselbst die Morgenröthe des schönsten Tages einzubrechen anfange, und ob wir gleich uns ziemlich entfernt von ienen Gegenden befinden, so sind wir doch auch geneigt eben dasselbe zu glauben. Denn gewiß es kann eine Schaar von wilden Sonnenverehrern nicht mit einer größeren Inbrunst, mit einem gewaltsameren Jauchzen und durch alle Glieder laufenden Entzücken die Ankunft der Himmelskönigin begrüßen, als unsere Wiener, freylich auf eine gleichfalls rohe Art die ersten Strahlen einer gesegneten Regierung Joseph des II. verehren. Wir wünschen Ihm und Ihnen den schönsten Tag. Die gegenwärtigen Augenblicke aber gleichen ienen Stunden des Morgens, wo aus allen Tiefen und von allen Bächen aufsteigende Nebel die nächste Ankunft der Sonne verkündigen. Unter vielen unlesbaren fliegenden Schriftgen haben wir eine, gleichfalls unlesbare vorgefunden, deren Inhalt dennoch lustig und unterhaltend genug scheint, um unsern Lesern im Auszuge mitgetheilt zu werden.

In der Klasse von Menschen, die ohne Einfluß auf die Großen, und ohne von ihnen bemerkt zu seyn ihr eignes oft behagliches oft unbehagliches Leben führen, ließ sich ein Hauswirth einfallen, im Hornung einen Ball bey sich auf Subscription zu geben. Er wollte nicht, wie er sagte, dadurch irgend einen Profit machen, sondern blos seine gute Freunde zusammen in seinem Quartier vergnügen. Er bat die Erlaubniß hierzu von der Polizey und erhielt sie.

Unser Mann hatte viele Bekanndtschaft und einen leidlich bürgerlichen Ruf. In kurzer Zeit unterzeichneten sich eine Menge Gäste beyderley Geschlechts, sein enges Quar-

tier, das durch mancherley Meubles noch völlig verstellt war, machte die Bewirthung so vieler Personen unmöglich, er sah sich um und fand hinten im Hause einen großen zweydeutigen Raum, der das Holz, die Hausgefäße und was man sonst sich von dieser Art denken mag bisher in sich gefaßt hatte, lies geschwind alles auf die Seite schaffen, den Boden auf's möglichste säubern, die Wände abkehren, und brachte nach seiner Art einen ganz schicklichen Plaz zurechte.

Jeder von der Gesellschaft hatte zwey Gulden ausgezahlt und unser Ballwerber versicherte dagegen, daß er den Saal wohl beleuchten, das Orchester stark besezen und für ein gut zugerichtetes Souper sorgen wolle. Caffee, Thee und Limonade sollten auch bereit seyn. Maskenkleider könne ein iedes nach Belieben anziehen, nur die Larven müsse man entbehren, damit der Wirth hierüber nicht zur Verantwortung gezogen und gestraft werden mögte. Auf solche Art war die Anzahl auf 106 Personen festgesezt, die Casse, aus 212 Gulden bestehend, war in seinen Händen, als auf einmal ein großes Unheil den gänzlichen Umsturz derselben drohte.

Ein ausgelernter Wucherer hatte unserm theueren Wirth vor einem halben Jahr 100 fl. dargeliehen, wofür er ihm 150 verschreiben mußte, das Präsent einer Pinsbeckenen Uhr nicht mit gerechnet, welches er ihm vorher abgereicht hatte. Dieser Wechsel war zur Klage gekommen, die Klage war biß zum Arrest getrieben und der aufmerksame Gläubiger erhielte Nachricht von dem schönen baaren Gelde, das sich in des Schuldners Händen befand. Er bringt auf den Gerichtsdiener, und dieser trifft unsern Unternehmer in der Hausthüre, als er eben im Begriff ist, mit der Magd auszugehen um selbst diesmal den Markt zu besuchen. Er kündigt ihm den Arrest an, wenn er die 150 fl. nicht im Augenblicke erlegt. Da wir vermuthen können, daß alle unsere Leser sich einen solchen Vorfall vergegenwärtigen können, wo ein Mann der 212 fl. in der Tasche hat, sich mit 150 fl. vom Arreste befreyen kann, so begeben wir uns des rühmlichen Vortheils der Darstellung und sagen nur, daß er diese Summe nach

manchem Kampf mit Thränen erlegte und noch dazu 43 fl. vorläufig moderirte Kosten bezahlte.

Unser lieber Wirth sas voller Verzweifelung auf seinem Stuhle, als eben ein iunger Mensch voll Respect herein= trat und um 6 Billets zu dem Ball bat. Er legte einen Souverain d'or demüthig auf das Tischeck, nahm 6 Billets und empfahl sich, ohne auf die Verhaltungsordnung und erlaubten Gebrauch der Masken viel zu hören.

Der Anblick des Souverains d'or, den der junge Geck gebracht hatte, in dem Augenblick, daß der Unglückliche von den Dienern der gesezlichen Ordnung ausgezogen worden war, brachte den halb verzweifelten wieder zu sich selbst, er zählte sein Geld. Es belief sich noch auf 31 fl. 40 kr. Jezt wohin damit? sprach er, und dachte nach. Könnt' ich nur so viel erborgen, um meinen Ball zu geben! wär' der Credit hier zu Lande nicht so auf Schrauben gesezt, lieh' mir nur einer 50 fl. auf mein ehrlich Gesicht, ich wollte ihm gern zweymal so viel davor verschreiben.

Und sogleich sprangen zwey lustige junge Bürschgen in's Zimmer, fragten um Erlaubniß von dem Ball seyn zu dürfen? legten Geld hin, er gab die Billets dagegen, erlaubte ihnen in Maskenkleidern zu kommen, sie eilten fort, und er wünschte sich noch viel solcher Gäste.

(Die Fortsezung nächstens.)

Erster Versuch über die Frage: Was würkt am stärksten auf des Menschen Seele, Mahlerey oder Musik?

Wenn die Frage einem Mahler und einem Musicus vorgelegt würde, so ist leicht zu errathen, was für Ant= wort erfolgte. Jeder würde für Seine Kunst entscheiden.

Legte man die Frage einer Person vor, die sehr gute Augen aber ein unvollkomnes Gehör hätte, so würde die Mahlerey den Proceß gewinnen: Hätte der Richter blöde Augen aber ein sehr wohl organisiertes Ohr, so bekäme die Musik den Preis.

Wer also was entscheidendes über diese Aufgabe sollte sagen können, müßte das Auge eines Mahlers und das Ohr eines Tonkünstlers zugleich haben, beyde Künste gleich gut verstehen, beyde gleich lieben, auch von beyden das Vollkommenste gesehen und gehört haben.

Da der Verfasser dieses Aufsatzes leider! weit davon entfernt ist, an so seltne Vorzüge Anspruch machen zu können, so wäre wohl das sicherste für ihn gewesen, die Feder über eine so feine und verwickelte Aufgabe gar nicht anzusetzen.

Aber da es für diesesmal, dem Verlauten nach, in dem Bureau des Journals von T. ziemlich an Materialien gebrechen soll, so hoffet man, es werde als eine Art von Patriotischer Aufopferung angesehen werden, wenn in einem solchen Nothfall auch derjenige das Seinige nach Vermögen beyträgt, dem die Bescheidenheit sonsten über einen so weit über seine Sphäre gehenden Gegenstand ein gerechtes Still-schweigen auferlegt hätte. Nach einem so deh und weh-müthigen Eingang versteht sich's von selbst, daß Schreiber dieses durch folgende ohnmaßgebliche und (aus Mangel der Zeit) nicht genugsam ausgebrütete Gedanken bessern Mey-nungen nichts vorgegriffen noch benommen haben will.

Seiner einfältigen Meynung nach, ist zwischen Musik und Mahlerey keine größere Ähnlichkeit als zwischen der Kochkunst und der Musik. Ein Koch musicirt für den Gaumen, ein Musicus mahlt für das Ohr — der Witz, der alles vergleichen kann, kann auch hier Ähnlichkeiten genug herauswitzeln; aber der Philosophische Verstand sieht in diesen Ähnlichkeiten am Ende nur Wortspiele; gemahlte Musik tönt ihm gerade so wie gekochte Mahlerey; und wo die Sachen so sehr verschieden sind in Natur und Wesen, Mitteln und Endzweck, Materie und Form, da vergleicht er lieber gar nicht, sonder weiset lieber jede in ihre eigne Herrschaft und Grenzen zurück, und läßt sie gelten was sie an und für sich selbst gilt und gelten kann.

Die Mahlerey würkt durch die Augen auf die Seele, die Musik durch die Ohren. Ohngeachtet die Natur die Organen dieser beyden Sinne im Menschlichen Körper durch

sehr feine Bande zusammen geschlungen hat: so haben doch diese Sinne selbst nicht mehr mit einander gemein, als mit dem Geruch, Geschmack oder Gefühl; ein schöner Umriß und ein reiner Accord, sind einander nicht ähnlicher als sie dem Geruch einer Rose oder dem Geschmack einer Muscateller Traube ähnlich sind. Wie sollten sich also ihre Würkungen vergleichen lassen? Wo ist der Maßstab dazu? Die Mahlerey würkt mehr, würkt bestimmter, verständlicher, anschaulicher, auf Imagination und Verstand: die Musik bestimmter, stärker, schneller und unwiderstehlicher auf die Empfindungen und Leidenschaften des Herzens — könnte man sagen, und mit vielerley Gründen beweisen.

Und doch möchte ich die Musik hören, die ohne Beyhülfe der Poesie und Pantomimik (denn freylich, wenn diese beyde ihr nachhelfen ist's was anders) im Stande wäre auf's Herz zu würken was Chodowieckys Familie Calas würkt.

Dafür wird es aber auch wohl Rafael selbst bleiben lassen müssen, eine Dreyfaltigkeit zu mahlen, deren Anschauen die Würkung auf unser Herz und Sinn thue, welche Händels großes Hallelujah-Chor im Messias hervorbringt.

Indessen muß man gestehen, daß jenes Gemählde und diese Musik ohne Worte, die ihren Sinn aufschließen, doch nur sehr unbestimmt und mangelhaft würken, und nicht viel mehr als Räthsel seyn würden: wiewohl auch in diesem Falle dem Mahler, Kupferstecher oder Zeichner (welche hier für Einen Mann stehen) in Rücksicht auf die Deutlichkeit ein großer Vorzug vor dem musikalischen Componisten bleiben würde.

Ein Hasse kann durch die vereinigte Gewalt der Melodie und der Harmonie, durch schöne Menschenstimmen und vortrefliche Instrumental-Begleitung mit Leben und Wärme und feinem Gefühl vorgetragen, alle Grade verliebter Zärtlichkeit und zärtlicher Liebe (welches, im Vorbeygehen gesagt, nicht einerley sagen will) ausdrücken: aber das, was Orpheus fühlt, da er, seine verlohrne Eurydice beklagend, ausruft

Che faro senza Euridice?

das kann kein Hasse, und wenn er dreyfach und siebenfach Hasse wäre, durch bloße Töne und Harmonie, ohne Worte, oder ohne Hülfe der sichtbaren Pantomimischen Darstellung (z. B. in einem Ballet) unmöglich aussprechen. Bey seiner bloßen Musik fühlt man sich zwar bewegt, gerührt — man glaubt, höchstens, die Stimme der Liebe, das Wehklagen oder sehnende Verlangen der leidenden Zärtlichkeit zu hören — aber eben diese Folge von Tönen, eben diese Harmonien würden auch auf zwanzig andre Situationen, als die des Orpheus der seine verlohrne Gattin sucht, mit gutem Fug und Erfolg angewandt werden, und aus der bloßen Musik könte Oedipus selbst nicht errathen, daß es Orpheus sey, der um seine Euridice klage.

Schicken wir aber dem Componisten noch die Pantomimische Darstellung zu Hülfe — so wird es allenfalls keiner Worte bedürfen; die Musik ersezt dann was der bloßen Pantomime an Deutlichkeit abgeht, und mit zusammengesezten Kräften werden sie ungefehr eben die Würkung thun, welche die Poesie, von Declamation und Pantomimik unterstüzt, ohne Musik thun würde.

Die Pantomimische Darstellung würkt auf eben die Art, durch eben die Mittel und Wege auf die Seele wie die Mahlerey. In jedem Falle wo es um Hervorbringung eines gewissen bestimmten Eindrucks zu thun ist, ist ihre Würkung deutlicher, folglich zweckmäßiger als die Würkung der Musik; aber doch in den meisten Fällen nicht deutlich, nicht verständlich genug, ohne Beyhülfe einer wörtlichen Erklärung des Sujets. Beydes also, sowohl der Mahlerische als der Musicalische Ausdruck, ist für sich allein nicht zureichend, die Seele in einem hohen Grade mit einer bestimmten Empfindung anzufüllen; aber was jenem hierzu fehlt ist weniger als was diesem fehlt: denn damit die Vorstellung des Mahlers ihren ganzen Effect thun könne, müssen höchstens nur so viel Worte hinzukommen als zur Anzeige des Sujets nöthig sind: damit hingegen die Arbeit des Componisten ihre ganze Würkung thun könne, muß wenigstens noch die Pantomimik hinzukommen; und was heißt dies im Grunde anders,

als die Musik muß die Mahlerey zu ihrem Beystand rufen?

Von dieser Seite betrachtet scheint also der leztern der Vorzug zu gebühren. Aber dagegen müssen wir nicht vergessen, daß es andre Fälle giebt, wo die Musik ganz allein mächtig genug ist, eine weit schnellere und stärkere Würkung zu thun, als die Mahlerey. Ich glaube nicht, daß das schönste Gemählde eines Rundtanzes von Jünglingen und Mädchen oder Faunen und Nymfen jemals die Füße einer Gesellschaft von jungen Leuten eben so rasch und lebhaft heben werde, als ein muntrer Englischer oder Teutscher Tanz, und wenn er ihnen auch nur auf einem Dudelsack vorgespielt würde.

Eben so vermag die Musik, durch sehr simple Mittel, die Seele auf einmal, und auf eine unwiderstehliche Art aus Freude in ein dumpfes Staunen und ängstliches oder wenigstens schauderliches Warten der Dinge die da kommen sollen zu versetzen — ein Affect welchen die Mahlerey zu erregen kein mir bekanntes Mittel hat.

Noch einen großen Vortheil (ich sage mit Fleiß nicht Vorzug sondern Vortheil) hat die Musik vor der Mahlerey darinn, daß diese, um eine gewisse bestimmte Würkung auf die Seele zu thun, nur Einen Augenblick; jene hingegen, weil sie ihre Würkung durch eine Folge von Tönen und Accorden thut, eine Menge von Augenblicken hat, deren zusammengeseztes Würken zu Einem Zweck und auf Einen Punct nothwendig einen weit lebhaftern und intensivern Effect machen muß als der einzige Augenblick des Mahlers.

Dagegen ist aber auch wieder richtig, daß der Mahler mit seinem einzigen Augenblick den Geist stundenlang beschäftigen und eine Menge Gedanken und Betrachtungen hervorbringen kann, für welche die sich selbst überlaßne Musik keine Ausdrücke hat. Die Musik kann rühren; aber die Mahlerey kann denken machen.

Überhaupt scheinen die Würkungen der leztern ruhiger, geistiger und intelligibler, die der erstern hingegen lebhafter, eindringender, sinnlicher und körperlicher zu seyn — oder, um es rund heraus zu sagen, die Mahlerey scheint

mehr auf den Verstand, die Musik mehr auf das Herz, jene mehr auf die Seele, diese mehr auf den Körper zu würken. Daher die gewaltigen Würkungen, die man ihr (nach bekannten Beyspielen), zuschreibt, und die sich alle sehr wohl aus den starken Bewegungen, welche sie dem Blut und den Lebensgeistern mittheilt, erklären lassen. Die Mahlerey scheint einen längern Weg nöthig zu haben, um diejenige Seele zu erreichen, die, nach der Meynung des göttlichen Plato, unterm Zwerchfell wohnt und die Quelle unsrer Leidenschaften ist: Der Weg der Musik hingegen ist viel kürzer, und ihre Erschütterungen müssen nothwendig um so viel lebhafter seyn, da unser ganzes Fibern System im Grunde Ein einziges mit unzähliche Sayten gleichsam musikalisch bespanntes Instrument ist, und die Musik also nicht nur auf unsern Gehör-Nerven, sondern durch denselben auf unsern ganzen organischen Bau würkt.

Wenn ich aus allen diesen Datis die Resultate ziehen, und dann entscheiden sollte, welcher von beyden Künsten der Vorzug der stärkern Würkung auf die Seele gebühre, so würde es mir gehen wie jenem Stadtrichter zu Abdera, der immer derjenigen Parthey Recht gab, die zulezt redete.

Ich begreife indessen wohl, daß sich noch sehr viel Neues und Tiefsinniges über die vorgelegte Frage sagen lasse, wenn die Sache aus einem einzigen festen Standpunct betrachtet würde; welches ich andern gerne überlasse, und mir nur noch über die zweyte Frage mich ebenfalls vernehmen zu lassen, auf ein andermal vorbehalten haben will.

W. den 19. Septemb. 1781.

Musophilus.

Siebentes Stück.

Pindars Ode an die Grazien.

O die Ihr an des Cephisus Gewässern ein pferdereiches Land bewohnt, preißwürdige Königinnen der herrlichen Orchomenus, Schuzgöttinnen der uralten Minyer, höret mich, Grazien, denn ich bete zu Euch!

Ihr seyd's, denen der Sterbliche jedes Vergnügen, jede Wonne dankt; Weisheit und Schönheit und Ruhm. Und selbst die Götter feyern ohne Euch weder Tänze noch Gastmahl. Hochgethront neben dem Phöbus, den sein goldner Bogen schmückt, ordnen sie im Himmel die Feste, und beten des Olympischen Vaters ewige Majestät an.

Glorreiche Aglaja, und Du, Euphrosyne, die den Gesang liebt, Ihr Töchter des Gewaltigsten der Götter, erhört mein Gebet! Und Du, Thalia, Freundinn der Dichtkunst, neige herab Dich zu diesem Gesange, der wegen eines herrlichen Sieges harmonisch sanft emporsteigt!

In lydischen Tönen weih' ich dem Asopichus dies Lied, die Frucht meiner nächtlichen Stunden: denn durch Euch prangt Minya mit dem Olympischen Sieg.

Und du, Nachhall, geh' hinunter in der Proserpina schwarzummauerten Pallast, bring seinem Vater die ruhmvolle Botschaft, wie du seinen Sohn gesehen habest, im Schoose der glänzenden Pisa, die jungen Locken umkränzt mit den Flügeln der Heldenkämpfe!

An die Herausgeber des Tieffurther Journals.

Allen, die das Mittel mit wenigem sich die Herzen zu verbinden nicht kennen, zum Beyspiel, Ihnen und Ihren Lesern eine interessante Lectüre zu verschaffen, mich aber der Pflicht eines versprochenen Beytrags zu entledigen, sende ich Ihnen gegenwärtiges Schreiben eines Landgeistlichen an mich und empfehle mich zu höchstgeneigtem Wohlwollen. B** L**.

Schreiben eines Landgeistlichen an mich.

d.d. L** d. — 17 —

Ew. p. nehmen an meiner herzlichen Freude so großen Antheil, daß ich Ihnen einen der wichtigsten Auftritte meines Lebens nicht verschweigen darf. Es wird derselbige Ihnen theils zu bemerken geben, wie es jezt mit mir stehe, theils wie der Himmel seinen Kindern auf eine wunderbahre Weise helfe, dannenhero wir in ihn stets vertrauen und zu ihm seufzen sollen.

Ich bin wie bekannt seit einiger Zeit mit dem schändlichen Hipokonder so gar sehr geplagt gewesen, daß sich nach Anrathen der berühmtesten Ärzte und Sanitaets Bücher in mir nach und nach der Wunsch eingefunden hat, meinem Körper mittelst eines Reitpferds eine Bewegung zu verschaffen, die die Kräfte eines Landgeistlichen weit übersteigt und eigentlich nur für Militares oder andere tapfre Herren gemacht zu seyn scheint. Ich trug dannenhero diesen Gedanken in der Stille bey mir, und seufzte unaufhörlich zu Gott ihn bittend, er möge mir Mittel und Wege an handen geben, diesen meinen Vorsaz, ja nicht aus Eitelkeit sondern wegen meines Befindens, und um ihm nur desto länger und kräftiger dienen zu können, auszuführen.

Vor ohngefähr 3 Wochen ließ mich Illustrissimus Dinasta von W** zu sich auf den Mittag einladen, welches er alle Montage nach einem hohen Fest zu thun pflegt, weil ich bekannter maßen wegen Amtsgeschäften nicht wohl an andern Tägen abkommen kan. Ich gieng nicht ohne große Beschwehrlichkeit meines gewöhnlichen Schwindels dahin, und da der große Maecenat bey meiner Ankunft bemerkte, daß mir alle Adern am Kopfe schlugen und ich kaum noch beym Rindfleisch mich erhohlt hatte, so sagte er mit ausnehmend sanften Worten zu mir „Was fehlt Ihnen, Herr Pfarrer?“ Ich erwiederte darauf mit Bescheidenheit: Wie daß mir seit einiger Zeit das Fußgehen, wegen beständigem Triebe des Blutes nach dem Kopf gar nicht anschlagen wollte, und ich zu dem mit öfterm Schwindel und Ängstlichkeiten, die gemeiniglich nach großen

Erhizzungen mich noch mehr belästigten, geplagt wäre. Worauf Illmus Dinasta mit lächelndem Blicke versezten „Ich werde Sie noch curiren müssen, und ich will es auch gerne thun, wenn Sie sich nur zu einer kleinen Reise bequemen wollen.“ Ich antwortete darauf mit der größten Rührung vor dem großen Menschenfreund, wie ich meine Gesundheit zu erhalten und seinen gnädigen Willen zu vollstrecken alles unternehmen würde, in so ferne es meine Kräfte erlaubten, worauf aber der holde Gönner schwieg und von dem leidigen Krieg mit den Engelländern und Holländern sprach. Unter diesen Gesprächen gieng das Mittag Essen vorüber, und als ich nach der Tafel mich, da ich wegen meiner Umstände keinen Coffé trinke, nach meinem Hut und Stock umsah, fieng der hohe Gönner von neuem an zu sagen „Eilen Sie nicht so, ich muß Ihnen zuvor Ihr Recept verschreiben.“ Ich wußte mich in diesen gnädigen Scherz nicht sogleich zu fassen, und meine Antwort blieb auf meinen Lippen, allein er fuhr fort und sprach: „Da Sie nicht zu Fuß gehen können, so müssen Sie ja ein Reitpferd haben. Einer meiner guten Freunde in E—, der Oberhofmeister von L—, hat einen Engelländer den er vor 25 Jahren in London erkauft hat. Es ist ein schönes Pferd, da er aber gerade wegen seiner Gesundheit fernerhin zu reiten nicht mehr gesonnen ist und doch wünscht, daß das Pferd gut versorgt werde, auch dahero es nicht zu verkaufen willens ist, so will ich ihn bitten, daß er Ihnen solches zum Gebrauch bis an sein Ende überlasse. Ich schreibe ihm sogleich, und wenn Sie morgen oder übermorgen Zeit haben, kan Sie mein Pachter nach E— führen, wo Sie ihm sodann meinen Brief übergeben und das Pferd empfangen können.“ Bey diesem Gespräch welches Illmus Dinasta mit den freundlichsten Minen und Geberden begleitete, hüpfte mir mehr als einmal das Herz vor Freude, und ich dankte in dem innersten meines Herzens dem Geber alles Guten und dem Erhörer aller Wünsche. Da ich aber in dieser Fassung nichts zu sprechen vermochte und der hohe Gönner in mich drang zu sagen: ob ich mich dazu entschließen wollte? so machte ich eine tiefe

Verbeugung und antwortete „Ja“, worauf alsogleich Illmus Maecenas an Ihren Schreibtisch giengen und mit einer ganz eigenen Fertigkeit das Schreiben verfaßten, zusiegelten und überschrieben, mit dem Zusazze, Sie wünschten mir glückliche Reise. Ich nahm den Brief und wußte vor Angst und Freude kaum die Thür zu finden, als er mir noch nachrief: „Auf morgen also um 6 Uhr früh soll Sie mein Pachter abhohlen.“ Da mir aber einfiel, daß ich vor Donnerstags wegen der Dienstags Betstunde und der Mitwochs Predigt nicht abgehen könnte, so wagte ich darüber einige unterthänige Vorstellung zu machen, welches auch Illmus recht wohl aufnahmen und sagten „Nun so wollen wir's bis Donnerstags aufschieben.“ Ich verließ hierauf das Zimmer und eilte auf dem Fußpfad fort wieder nach L—, recht als wenn ich neu gebohren wäre, sintemahl ich von meinem alten Schwindel und Kopfweh gar nichts gewahr wurde. Da ich in mein Pfarrhaus kam, fand mich sowohl meine Frau als mein Sohn der Candidat ungewöhnlich munter, und da ich des Herzens voll war, konnte ich ihnen die Ursache davon nicht verschweigen, worüber sie sich ebenfalls sehr vergnügten und Gott dem Herrn dankten.

Am Donnerstag früh gieng ich demnach von hier ab und kam um 10 Uhr in E. an. Voller Affect und Empfindung einer innerlichen Freude und entzückenden guten Hoffnung, mit untermengten Seufzern gieng ich in das Hochfreyherrliche Schloß. Und siehe da! mit was vor einer großen Holdseeligkeit bin ich nicht von dem milden Wohlthäter, dem Herrn Oberhofmeister empfangen worden? So bald ich mich melden ließ, so bald wurde ich vorgelassen, und ging derselbe mir in seinem Zimmer schon entgegen und sahe mich mit lauter holden Blicken an. „Ew. Hochfreyherrliche Excellenz“ sagte ich „erlauben gnädigst, Hochdenenselbigen meine unterthänige Aufwartung zu machen. Hier steht ein geringer Landgeistlicher von L— Nahmens B—. Derselbe würde sich, zumahl als ein Fremder, nicht unterfangen, Hochdenenselbigen aufzuwarten, woferne er nicht von einem sehr hohen Gönner dem Herrn — zu W— wäre recommandirt

worden, — hier überliefere ich ein eigenhändiges Schreiben von Höchstdenenselben als eine Assignation oder Anweisung, gleichsam zu dero hohen Mildthätigkeit —" hier konnte ich fast nicht mehr sprechen — „in Ansehung eines — Reit — Pferdes — welches —" hier mußte ich zu dreyen mahlen mich räuspern und Athem hohlen — „Hochdieselben mir zu — schenken und zu verehren gnädigst verheißen haben —" nun war ich etwas gefaßter — „Ich werde solches als die größte Gnade und Wohlthat mit unterthänigster Dankbarkeit bis an meinen Sterbetag erkennen — —" Hier fiel der große Maecenat mir in die Rede, eröffnete den Brief, las ein wenig und lächelte. Hierauf erfolgte ein höchsterfreuliches Gespräch in Frag und Antwort — da er sich meiner Person erkundigte, nach meinen Umständen fragte, ob ich nehmlich verheyrathet wäre — Kinder gezeugt hätte und dergleichen; dann von der Erziehung und den guten Eigenschaften der Pferde redete, mir eine Anweisung gab, wie ich das seinige tractiren und ja nicht Hunger leiden lassen sollte — wobey er am Ende verlangte, daß ich solches gleich alsobald in der Stadt probiren und reiten sollte. Allein bey diesem lezten Punct gestand ich meine Blödigkeit — wie ich im Reiten nicht so geübt wäre und mir nicht getrauete, in der volkreichen Stadt vor so vielen Augen aufzusizzen, geschweige herum zu reiten, wie ich denn gewiß ein übles Spectakul anrichten würde, sonderlich dieweil ich vor lauter Affecten nicht recht bey mir wäre — ich wollte also lieber vor dem Thor im Heimweg aufsizzen. Nun das ließ sich der hochvenerirliche Herr auch in Gnaden gefallen. Er nahm meinen Dank, den ich mit Worten und Geberden nicht genug ausdrücken konnte, huldreichst an, — da ich zum Exempel unter anderm sagte, dies wäre ein Stück zu meinem Lebenslauf und andere dergleichen Wahrheiten.

Er ließ mir also das schöne, das stattliche Pferd, seinen Leibschimmel durch den Reitknecht verabfolgen. Demselbigen druckte ich NB einen Dukaten in die Hand, und um 4 Uhr Nachmittag gieng ich von E— ab. Der Reitknecht wartete meiner mit dem Pferde außen vor dem

Thor. Ich erstaunte als ich das schöne Pferd erblickte, welches in der That viel zu gut vor mich ist und daher billig die beste Warte und Pflege verdienet.

Ich sezte mich in Gott des Herren Nahmen auf dasselbige — und war sogleich ganz außer mir, als dasselbige anfieng, sich mit mir herumzudrehen und in etwas zu tanzen; doch der Reitknecht sprach mir guten Muth zu, und rieth mir an zu pfeifen, welches ich auch that, und sobald gieng es einen starken Schritt und Trab — fort — fort — ganz frisch bis L — wo ich Abends gegen Acht Uhr ankam, zur größten Freude und Verwunderung aller der Meinigen und auch der ganzen Gemeinde.

Es läßt sich auch seit der Zeit gar wohl an, und mein Sohn der Candidat hat ein sehr groß Vergnügen darau, geht mit demselben schön um und sucht es also recht bey uns einzugewöhnen. Welches alles ich Ew. p. hiermit notificiren sollen, damit Hochdieselben von dem guten Verlauf und erwünschten Ausgang der Sache gründlich unterrichtet werden möchten. Ja hier können Ew. p. wenn Sie zu uns reisen, alle Tage das schöne Pferd selbst in Augenschein nehmen und sich mit mir darüber freuen. Wäre ich nicht durch diese meine Reise sehr marode worden, so hätte ich solches Ew. p. zu Ehren an Höchstdero Geburtstage gestern geritten. Inzwischen soll es morgen, wenn ich keine Amts Verrichtung habe, doch noch mit vielen heißen Wünschen für Dero Wohl und untermengten Seufzern gen Himmel geschehen. Der ich mich übrigens zu beständigen Gnaden empfehle und mit großem Respect verharre p.

Scharade.

Das Wort theilt sich in drey Sylben, davon bedeuten die zwey ersten: etwas unkörperliches, das überall um uns, bey uns, und neben uns ist, wiewohl wir es weder sahen noch greifen können; woraus die Poeten eine eigene Art Wesen erschaffen und die Gefielde Elysiums damit bevölkert haben; auch ist es etwas womit troz aller Unrealität die Künstler große Magie treiben sollen.

Die lezte Sylbe zeigt eine Art von Zeitvertreib an,

der sehr mannigfaltig verändert ist, und an dem man Jung und Alt Theil nehmen, am meisten aber vornehme Leute damit beschäftigt sieht. Das sonderbare dabey ist: daß es nur auf einen gewissen conventionellen Grad erlaubt ist, ein Meister in dieser Art von Zeitvertreib zu seyn.

Alle drey Sylben zusammen sind eine possenhafte Unterhaltung, der neuerer Zeit allzu große Ehre in diesem Journal wiederfahren ist, und die gewöhnlich bey uns einer wandernden, in Paris ihrer Ehrlichkeit halber bekannten serviabeln Nation, Winterszeit zur Nahrung und zum Gewerbe dient.

An unsere Leser und Mitarbeiter.

Um Hoch= und Höchstdieselben nicht durch eine unförmliche Voluminosität von der Lectüre unsers Journals abzuschrecken, haben wir nur eine der eingegangenen Antworten auf die Preis=Frage des vorlezten Stücks beygelegt, die übrigen sollen in der nächsten Woche ebenfals mitgetheilt werden.

Über die Fragen:

Was würkt am stärksten auf uns, Musik oder Mahlerey, und unter welchen Umständen sind beyde geschickter auf uns zu würken? Beyde phisisch und metaphisisch betrachtet.

Die Möglichkeit, über diese Fragen etwas gründliches und bestimmtes zu sagen, erfodert nothwendig die Untersuchung: Wie Musik und Mahlerey auf uns würken? und wie wir beschaffen seyn müssen, damit beyde auf uns würken können? Eine klare Auseinander Sezung jener phisischen und metaphisischen Grundsäzze, worauf die Lehre der Würkungen beruht, wird uns vielleicht sowohl zur Beantwortung dieser, als der beyden Preisfragen am dienlichsten seyn.

Daß unsre Seele zweyerley Würkungen: phisischen, in Absicht des Körpers, und moralischen, in Absicht ihrer selbst, unterworfen sey, und die Empfindungen und Eindrücke, die sie dadurch erhält, ihr entweder angenehm, unangenehm, oder gleichgültig seyn müssen, je nachdem sie ihren Zustand verbessern, verschlimmern, oder unverändert lassen, sezzen wir als bekannte Grundsäzze voraus.

Wäre die Seele nie in einer bessern Laage gewesen, oder könnte sie nie eine bessere hoffen, so wäre ihr gewiß auch an der Veränderung ihres Zustandes wenig gelegen. Allein sie trägt ein Ideal von Vollkommenheit in sich, nach welchem sie alles abmißt, was in und außer ihr ist. Sie schäzt oder verachtet, liebt oder haßt nach dem Maß der dadurch entdeckten Übereinstimmungen und Abweichungen. Sie strebt ewig nach Wahrheit, Klarheit und Ausbreitung ihrer Kraft; sie freut sich bey allen Entdeckungen die das Gepräge dieser Eigenschaften tragen und leidet bey jeder Beschränktheit ihrer Begriffe; sie gefällt sich in Ordnungen und Harmonien, wovon sie keinen Grund einsieht; sie athmet froher bey jeder überwundenen Schwührigkeit; sie sucht mit Neugierde alle Gegenstände auf die ihr unbekannt sind, ist gleichgültig gegen alles, was ihre Kenntnisse nicht erweitert, sie hängt sich mit einer Art von Schwärmerey an das Reich des Wunderbahren, und verwirft keinen Gedanken der ihr Hoffnung zur Freyheit und Unabhängigkeit giebt; das Unmögliche ist ihr meist das Liebste: Sie ist und kan also von Natur kein eingeschränktes Wesen seyn; ihre Bestimmung ist eine höhere, nach der sie sich sehnt, und sie sieht den Körper als eine traurige Wohnung an, aus der sie keiner andern Aussicht, als dessen, was sie innerhalb der von dem Baumeister aufgeführten Ringmauren gewahr werden kan, genießt. Sie ahndet die seeligen Gegenden jenseits der Schranken, sie athmet schmachtend hinüber; jeder Wink, jeder Laut der verborgenen Welt ist ihr willkommen, denn der Saamen aller Empfindungen liegt ursprünglich in ihr, immer bereit aufzukeimen, je nachdeme er durch Würkungen äußerer Gegenstände belebt wird. Nicht also sie, sondern die Fesseln die sie trägt sind Ursache ihrer Beschränktheit: Es bleibt ihr in dieser

Lage kein Mittel (Medium) diese Würkungen aufzufassen, als der Körper den sie bewohnt, und lediglich seine bessere oder schlechtere Beschaffenheit entscheiden von der Stärke oder Schwäche ihrer Empfindungs-Kraft. Kein Wunder daher, daß sie an seinem Wohlbefinden den wärmsten Antheil nimmt, daß ihre gröste Sorge seine Pfleege ist, daß sie bey seiner Abnahme trauret, bey seiner Krankheit leidet, bey seiner Wiedergenesung hingegen sich freuet und tröstet. Kein Wunder aber auch, daß der öftere Gebrauch eines so gebrechlichen Körpers, dessen sie sich rastlos als Werkzeug ihrer Kraft bedient, ihn schwächt, daß jede Anstrengung durch die Einwürkung ihrer Kraft ihm fühlbar wird, und daß er endlich den Befehlen seiner immer thätigen Gebieterinn unterliegen muß. Gewiß wäre die ruhigste ihrer Laagen für ihn die zuträglichste, allein würde sie's, könnte sie's auch für eine Gefangene seyn, die sich nach Freyheit sehnt?

Die Geschäfte der Seele haben also einen doppelten Entzweck, Ausbreitung ihrer Kenntnisse und Erhaltung des Körpers. Ihre fünf Sinne sind so viel Boten, die sie aussendet, alles was sie umgiebt, auszuspähen, zu erkennen und zu empfinden. Der öftere Gebrauch derselben giebt ihr eine Fähigkeit, schneller und richtiger von einer Sache zu urtheilen. Ich sage der öftere Gebrauch, denn sie wandert in unbekannten Regionen, wo alles neu für sie ist, und wo sie nach vielen Versuchen erst zur Erkenntniß der Warheit kömmt. Kan sie mittelst ihrer Sinne einen Gegenstand selbst empfinden, so erhält sie Überzeugung und Gewißheit; gestattet aber seine Entfernung keine solche Annäherung, so tretten Zweifel ein, die sie nur durch Vergleichung seiner Würkungen mit Würkungen anderer ihr bereits bekannter Gegenstände berichtigen kan. Aber auch diese Würkungen erhält sie durch ihre Sinne entweder unmittelbahr oder mittelbahr; im ersten Fall werden sie ihr bald durch Vermischung und Eindringung des Gegenstandes mit und in den Körper, bald durch bloße Betastung desselben bekannt; im andern Fall aber durch Vermischung, Eindringung und Betastung des Medii. auf welches der Gegenstand würkt. Der Theil des Körpers, der diese

Würkung aufnimmt und ihr mittheilt, heißt bekanntlich das Organ; die Empfindung des Körpers, bey dessen Gebrauch, phisisch die Empfindung, aber der Seele moralisch.

Phisische Empfindungen sind meist von kurzer Dauer, denn da sie durchaus eine Vermischung, Eindringung, oder Betastung des Gegenstandes oder seines Medii erfodern, so hören sie auch mit dieser Würkung auf, da hingegen die moralischen durch die Erinnerung fortgepflanzt werden und erst mit dieser verschwinden; phisische Empfindungen durch Erinnerungen haben zwar auch, doch nur durch den Einfluß der Seele auf den Körper statt. Sie sind also der unumstößlichste Beweis ihrer Herrschaft über ihn. Die Sinne, die die meisten phisischen Empfindungen gewähren, sind desto ärmer in Mittheilung der moralischen, und eben so im Gegentheil. Daher nimmt die Seele an Geschmack und Geruch keinen andren Antheil, als in Rücksicht des Vortheils oder Nachtheils, der aus ihrem Gebrauch dem Körper zuwächst. Sie bedient sich ihrer blos zur Erhaltung desselben, empfängt durch sie Nachricht von dem, was ihm angenehm oder unangenehm, dienlich oder undienlich ist, und läßt sich diese Entdeckungen zur Warnung dienen, damit sie dies oder jenes ihm gestatte oder versage. Desto größren Genuß aber geben sie dem Körper: denn ihr Gebrauch sezt eine würkliche Vermischung und Eindringung des Gegenstandes oder seiner Theile mit und in denselben voraus. Beym Gesicht und Gehör hat gerade das Gegentheil statt; sie dienen mehr zum Genuß der Seele, denn sie erhält durch beyde ihren grösten Reichthum von Ideen und Begriffen. Übrigens machen sie ihr die Gegenstände nur durch ihre Würkungen bekannt und fassen auch solche nur mittelbahr auf; der fünfte Sinn aber, das Gefühl, den man mit Recht den Haupt- und Warheits-Sinn nennen könnte, schließt die Urkraft aller andren in sich und ist das höchste Ideal des Genusses, sowohl phisisch als moralisch genommen. Er begreift alle Eigenschaften der andren Sinne in sich, Betastung, Vermischung und Eindringung, entweder des Gegenstandes oder seines Medii; kein Sinn kan daher ohne seine Einwürkung statt haben,

und Geschmack, Geruch, Gehör und Gesicht, sind nichts anders als Gefühl der Zunge, der Nase, des Ohres und des Auges. Als eigener Sinn aber betrachtet, unterscheidet er sich blos darinnen, daß er nicht wie die andren nur einen Theil des Körpers, sondern den ganzen Körper zum Organ hat.

Bis hieher umfaßten diese Betrachtungen das allgemeine der Sinne, von nun aber schränken wir uns, unserm Ziel näher zu kommen, allein auf Gesicht und Gehör ein.

Alle Würkungen, die Aug und Ohr der Seele bekannt machen, haben ihren Ursprung in gewissen Bewegungen der Körper, ohne welche keine Würkung möglich ist; die Bewegungen, von denen hier die Rede ist, heisen Schwingungen und ihre Würkungen im Auge Farbe, im Ohr Ton. Sie werden beyden Organen nicht unmittelbahr, sondern durch Betastung des Medii, welches diese Schwingungen bis zu ihnen fortpflanzt, fühlbar. Die Würkungen auf das Aug geschehen durch den Aether, die Würkungen auf das Ohr durch die Luft. Da aber jener eine weit feinere und unkörperlichere Materie ist, als diese, so muß auch Ton weit merklicher als Farbe auf das Organ würken.

Die Helle oder Höhe, Dunkle oder Tiefe der Farben und Töne hängt von der Schwehre der Gegenstände und der Anzahl ihrer Schwingungen in gleichem Zeitmaß ab; langsame Schwingungen der schwehrsten Körper geben also die dunkelsten und tiefsten, schnelle Schwingungen hingegen der leichtesten Körper die hellesten und höchsten Farben und Töne. Haben beydes, die Körper und ihre Schwingungen, richtige Verhältnisse gegeneinander, so sind sie einander verwandt, und aus dieser Verwandtschaft entsteht Harmonie, das ist verhältnißmäßige Schwingungen verwandter Körper in gleichem Zeitmaß.

Von dieser Verwandtschaft und Harmonie der Farben und Töne allein läßt sich die Ursache ihrer angenehmen und unangenehmen Würkungen auf Körper und Seele herleiten. Sie würken auf jenen sowohl durch die mehr oder wenigern Empfindungen, die die Bewegungen des

Aethers oder der Luft dem Organ mittheilen, als durch ihre Regelmäßigkeit; Rithmus und Takt sind auf seine Ruhe vom grösten Einfluß. Er fühlt sich krank, sobald sie seinen Puls verlassen, und die Ordnung ist ihm wie der ganzen Natur so nothwendig, so eingepflänzt, daß jede Nerve die Abweichung davon spührt. Je merklicher also diese Abweichung seinem Organ ist, je mehr wird der Zustand seiner Ruhe gestöhrt; Contrast hoher und tiefer Farben und Töne wird daher bey ihm nur in so ferne dultbar, als würkliche Harmonie zwischen ihnen herrscht.

Die Empfindungen der Seele sind auf das genaueste mit diesem körperlichen Gefühl verbunden und ihre ursprüngliche Liebe zur Ordnung, Klarheit und Harmonie bindet sie vorzüglich an Farben und Töne, die diesen Gesezzen untergeordnet sind. Doch sind auch ihr die Abweichungen der Farben nicht so merklich, als Abweichungen der Töne, weil die Würkungen im Ohr weit fühlbarer als im Auge sind.

Aus allen diesen Bemerkungen erhellt, daß der Antheil, den die Seele an Farben und Tönen nimmt, ihr einen sehr mäßigen Genuß nur gewähren würde, wenn sie nicht durch ein weit mächtigers Zauberband an sie gebunden wäre. Allein, sie sind ihr Schlüssel zu allen Erkenntnissen und Empfindungen, Zeugen des Daseyns und Lebens, die ganze Schöpfung würde für sie verlohren seyn, wenn sie keine Farben trüge und tod wie ein Gemählde vor ihr liegen, wenn sie keinen Ton hätte. Willkommen also auch hier ist ihr Farbe, denn sie ist ihr Botschaft des Daseyns, willkommner aber noch Ton, der ihr Botschaft des Lebens bringt. Die blumigsten Auen, die fruchtvollsten Fluren, die schattigsten Hayne, die pittoreskesten Felsen, die hellsten Wasser-Flächen würden zwar der Seele ein glänzendes, doch halb nur so würkendes Schauspiel geben, wenn sie nicht die Natur mit ihrem Tone belebte. Es lisple ein einziges Lüftgen durch Bluhmen, Ähren und Blätter, es murmle auch nur ein Quellchen am Fuße des wiedertönenden Felses, es unterbreche das leichteste Spiel der Wellen die Todesstille des

Meers, so lebt die Seele mit auf, so fühlt sie Kraft, Gegen Gift des Todes, für sie nicht erschaffen — denn sie athmet nur in der Fülle des Lebens.

Was die Seele beym Anblick der Natur fühlt, fühlt sie doppelt bey Werken der Kunst; denn sie hat schon Ahndungen der Täuschungen und verzeiht sie nicht gerne, es sey denn, daß das Gefühl des Wunderbahren an die Stelle des Natürlichen trette; nur mit diesem Talismann ist es erlaubt, sie durch alle Dedale der Phantasie zu führen. Gerne alsdann läßt sie sich hinreißen und verzeiht dem wohlthätigen Künstler die Täuschung.

Den reichsten Stoff zu solchen lieblichen Träumereyen gewähren ihr ohnstreitig Musik und Mahlerey; denn beyde zusammen umfassen die ganze Natur und alles was sich aus ihr noch denken läßt. Was Daseyn hat, was Farbe trägt, ist dieser, was Leben und Ton hat, jener unterthan. Beyde ordnen mit Klarheit, Harmonie, Neuheit und Mannichfaltigkeit, beyde entlehnen aus dem Reich des Wunderbahren, um der Seele zu gefallen, sie zu locken, zu reizen und zu schmeicheln. Allein die Mahlerey zeigt ihr nur Schatten des Lebens, die Musik läßt es ihr fühlen. Jene zaubert mit Täuschungen und prangt mit ihrem Unvermögen; diese zaubert mit Würkungen und verbirgt ihre Kraft. Die Mahlerey würde bey diesem Geize verliehren, die Musik nicht! —

Vieles ließe sich noch sagen, wenn die Gränzen dieser Schrift es verstatteten. Allein ich scheue mich sie zu übertretten und eile zum Ziele.

Beyden Göttinnen: der Mahlerey und Tonkunst wiederfahre Gerechtigkeit.

Dank dir! die du in bunten Schattenbildern der Seele ihr Lieblings-Schauspiel — die Natur — vorträgst; Dank dir! wenn du sie mit Gegenden bekannt machst, die ihr, durch die Fesseln, die sie trägt, zu bereisen verbothen sind. Alles was im weiten Krayse der sichtbahren Welt sie umgiebt, näherst du ihrem Blicke, du zeigst ihr, daß auch der Punct, den sie jezt bewohne, nicht ganz ihrer unwürdig sey. Bis auf ihre Hülle selbst, den Körper der sie bekleidet machst du ihr lieb, wenn du in deinen Gestalten

bald hier ein Bild der höhern — bald dort Zeuge seiner eignen Schöpfung wirst; du vermählst die Seele des Künstlers mit ihr und hebst sie beyde in die weiten Sphären der Phantasie, wo sie in seeligen Erinnerungen des Vergangenen, in Warheit und Traum, die du künstlich zu vermengen weißt, umher irren. Du erweiterst die Ideen der stillen Zuschauerinn, und lockst sie zu Kenntnissen, die vor ihr verborgen noch lagen. Dank dir! wenn du die Schatten der Geliebten ihr vorzauberst! Auch dann! wenn längst schon der Glanz ihrer Farben verlöscht ist, wenn sie der Hauch des Lebens schon verlassen und ihre schöne Gestalt hinüber in die Welt des Verborgenen gewichen ist, ruft sie noch deine Allmacht aus dem Staube hervor. Nimm hin dafür den Kranz den dir die Seele reicht; du unterhältst, unterrichtest und tröstest sie. Täusche sie immer! Dein Betrug ist für sie wohlthätig; ihre Bestimmung ist Traum auf Erden, hüte dich also, daß sie nicht erwache.

Dir aber Tonkunst! die du mit immerwährendem Geize aus dem Meer des Unendlichen schöpfst! und ewige Speisen der Seele bereitest, über deren Würkung und Entzweck sie immer unwissend bleibt! Göttinn, und gewiß, Schwester der Seele! Sollte deinen Sprachen und Harmonien, die so wenige deiner Priester weder verstehen noch vorzutragen wissen, ein Kranz auf Erden gebühren? Unerklährbahre Zauberinn! Nein, dein Reich ist nicht dieser Welt! Dank aber für deinen Zuruf aus den vollkommnern Regionen, wo deine Würkungen Sprache sind. Sey immer Erquickung der armen Gefangenen, wenn sie unter der Last ihrer Ketten ermüdet. Sey ihr Trost! wenn du sie durch fremde Gefühle erinnerst, daß auch sie nur ein Gast der Erde sey! Sey ihr süße Erinnerung, wenn du ihr die Würkungen, die du in glücklichen Laagen ihr fühlen ließest, zurückbringst. Deine Harmonien und Sprachen sind ihr zwar eben so unerklährbahr, als ihre wunderbahre Liebe zu ihnen, aber eben auch darum Bestättigung einer höhern Bestimmung, die sie durch sie noch gewisser ahndet. Immer bist du ihr willkommen, im einfachsten Besuche wie im zahlreichsten Gefolge. Lieber empfängt sie dich einsam, wenn sie vertraulich mit dir sprechen oder klagen will; lieber ist ihr

deine Begleitung, wenn sie sich zu dir hinaufdenken, deinen Gipfel ersteigen und dich in deinem Glanz erkennen will; und o! wie erfreust du sie nicht, wenn du, ihr noch mehr zu gefallen, dich von der Sprache der Menschen selbst begleiten lässest; wenn du durch ihr schon bekannte Laute und Töne dich verständlicher machst! wie viel näher fühlt sie sich dir, wenn sie bemerkt, daß du für Erden=Sprache keine Harmonie hast, daß du in dem Krayse der Menschen nur beschränkt, aber desto ergiebiger im Krayse der Götter bist; daß deine Töne Überfluß werden, so bald sie von Empfindungen und Leidenschaften getrennt sind; Dank also auch dir! sie reicht dir keinen Kranz, denn sie ahndet, daß du in jenen himmlischen Sphären, von denen du sie zu trösten herabsteigst, schon gekrönt seyst.

Nachschrift.

Der Verfasser dieses Aufsazzes erbittet sich die Erlaubniß, in einem kleinen Nachtrag seine Gedanken über die Ursache: Warum die Musik bey allen Menschen nicht gleich würken könne? zu äussern; hier wollten weder Zeit noch die Grenzen dieser Blätter ihm eine etwas weitläuftige Untersuchung gestatten.

Achtes Stück.

Er und sein Nahme.

Bey allen Musen und Grazien sagt an mir, Ihr Deutschen!
Euren ersten Dichter, den alle Götter geehret,
Der mit Geistesschritten von Sonne zu Sonne gewandelt,
Der in die Tiefen der Liebe sich wie ein Engel gesenket,
Diesen göttlichen Mann, Ihr nennt ihn Klopstock? den Nahmen
Gebt Ihr einem Dichter, dem keiner zu sanft und zu hoch wär?
Ja dies ist der Nahme, den wir verehren und lieben.

Haltet hier, und widmet Euch der Feyer stiller Betrachtung!
Ach der Gute, hat leyder endlich altshändyscher Ahndung
Böse Schuld bezahlt! Aus seinen Höhen und Tiefen
Sich in das Stein- und Gebeinreich der Lettern und Sylben
begeben.
Mit dem eignen Sinne, der großen Dingen geziemte,
Heftet er sich an's Kleinste, und so klopstockt er die Sprache.

Grabschrift auf Junker Hans.

Hans der Junker liegt allhier;
Kaum verließ er Charons Nachen,
Fragt er schon bey Plutos Thür:
Muß man nicht Visiten machen?

Glasers Grabschrift.

Hier liegt der, den man Narr genannt,
Und der sich selbst für schlecht bekannt:
Der ist nicht immer Narr, den man den Narren nennt,
Und der nicht immer schlecht, der sich für schlecht bekennt.

Noch eine Grabschrift auf ebendenselben.

Hier liegt ein Narr und Handelsmann
Tod unter diesem Graße:
Was er durch leicht Gewicht gewann
Ging fort durch schwehre Spaße!
Schlecht war er nicht, ein braver Narr;
Dieweil er's gern, und gratis war.

Fragment einer Erzählung aus dem Französischen.

Die Musen.

Auch die Musen sind zuweilen unbeschäftiget, und alsdann haben sie Langeweile, wie die unglücklichen Sterblichen.

Eines Tags als die lebhafte Thalia gar nichts zu thun wußte (denn seit einiger Zeit ist sie unbeschäftigter als jemals) stieg sie den Parnaß herab, zu sehn ob sich nicht wenigstens ein Liebhaber fänd, der der Mühe werth

wäre angehört zu werden — so etwas belustiget fast immer eine Frau. Thalia fand zwar nicht was sie suchte, aber sie wurde ein Kind gewar, das übelgekleidet, halb nackend auf einer Wiese umher lief; seine blonden Locken hingen ihm unordentlich übers Gesicht, mit der einen Hand strich er sie zurück, mit der andern fing er Schmetterlinge, denen er Nadeln durch den Kopf stach. Der unglückliche Schmetterling schlug ängstlich mit den Flügeln, und jemehr er zu leiden schien, jemehr sich das unartige Kind daran ergözte; aber so wie der Schmetterling sich dem Sterben nahete, zog es die Nadel heraus, hauchte auf die Wunde, und der Sterbende flog davon, schöner und fröhlicher als vorher.

Nachdem Thalia eine Zeitlang dem Kinde zu gesehn, fragte sie, wie es an so einem grausamen Spiel Freude finden könte?

Schönes Mädchen, antwortete das Kind, die Langeweile ist daran Ursach. So wie du mich hier siehst, bin ich von guter Familie, aber sehr übel erzogen, man hat mir gar nichts gelehret, ich weiß nichts zu thun, und ich thue böses — pp.

Etwas für die Sophisten.

Der Krokodill ist von je her für ein schlaues heuchlerisches Thier gehalten worden; folgende fabelartige Geschichte hat man uns aus der ältesten Zeit von ihm aufbewahrt.

Ein Krokodill fing einen Knaben, der an den Ufern des Nils spielte; als er im Begriff war, sich denselben zur Speise dienen zu lassen, kam der Vater des Knaben herbey gelaufen, und bath flehendlichst um das Leben seines Kindes. „Wohlan", sprach der Krokodill, „Deine Bitte sey erfüllt, wenn du mir auf eine Frage die Wahrheit antworten wirst." Der schon halb getröstete Vater ging die Bedingung ein.

„Sage mir also", fragte der Krokodill, „werde ich dir dein Kind wiedergeben?" „Ja! du wirst es thun", war die Antwort. „Du hast nicht die Wahrheit geantwortet", versetzte der Krokodill, „denn ich gebe dir dein Kind nicht wieder, — damit du aber siehst, daß ich groß-

müthig bin, so sey dir vergönnt, noch einmal auf eben dieselbe Frage zu antworten.“ Dem unglücklichen Vater blieb nichts übrig als das Gegentheil zu versuchen, und die Frage mit „Nein“ zu beantworten. „Abermals geirret“, sprach der Krokodill, „denn ich gebe dir das Kind wieder — Mein aber bleibts weil du abermals gelogen hast“ — Hier verschlang er den Knaben.

Neuntes Stück.

An die Heuschrecke, aus dem Griechischen.

Seelig bist du liebe kleine,
Die du auf der Bäume Zweigen
Von geringem Trank begeistert
Wie ein König singend lebest.
Dir gehöret eigen alles
Was du auf den Feldern siehest,
Alles was die Stunden bringen.
Lebest unter Ackersleuten,
Ihre Freundin, unbeschädigt,
Du den Sterblichen geehrte,
Süßen Frühlings süßer Bote.
Ja dich lieben alle Musen
Und dich liebet Phöbus selber,
Gaben dir die Silberstimme.
Dich ergreifet nie das Alter,
Weise, zarte, Dichterfreundin,
Ohne Fleisch und Blut gebohrne,
Leidenlose Erdentochter,
Fast den Göttern zu vergleichen.

Aus dem Griechischen.

Einen wohlgeschnizten vollen Becher
Hielt' ich drückend in den beyden Händen,
Sog begierig süßen Wein vom Rande.

Amor trat herein und fand mich sizen
Und er lächelte bescheiden weise,
Als den Unverständigen bedaurend.
„Freund, ich kenn' ein schöneres Gefäße,
„Werth die ganze Seele drein zu senken,
„Was gelobst du, wenn ich dir es gönne,
„Es mit andern Nektar dir erfülle?“
O wie freundlich hat er Wort gehalten,
Da er, Lida, dich, mit sanfter Leitung,
Mir dem lange Sehnenden geeignet.
Wenn ich deine lieben Hüften halte
Und von deinen einzig' treuen Lippen
Lang bewahrter Liebe Balsam koste,
Seelig sprech' ich dann zu meinem Geiste:
Nein, ein solch Gefäß hat außer Amorn
Nie ein Gott gebildet noch besessen.
Solche Formen treibet nicht Vulkanus
Mit den sinnbegabten feinen Hämmern.
Auf belaubten Hügeln mag Lyäus
Durch die ältsten klügsten seiner Faunen
Ausgesuchte Trauben keltern lassen,
Selbst geheimnißvoller Gährung vorstehn,
Solchen Trank verschafft ihm keine Sorgfalt.

Fortsezung des Hausballs, einer deutschen Original Geschichte.

Das Glück, das unsern Patron wieder anlächelte, ermunterte seinen Geist zu neuen Gedanken und Erfindungen, wie er sich weiter helfen könne. Es fiel ihm ein, iedermann werde en masque erscheinen und er bedürfe also seines Gallakleids mit goldnen Tressen nicht, womit er sich herauszupuzen gedacht hatte. Vielmehr würde es anständiger seyn, wenn er sich gleichfalls masquirt sehen liese. Seinen Rock, dem er Uhr und Schnallen nebst einer Dose zur Gesellschaft zu geben sich entschloß, wollte er bey einem benachbarten diensthülflichen Manne versezen und hoffte mit dem darauf erhaltenen Gelde hinlänglich zu reichen. Die Magd wird gerufen, die Stücke

werden ihr eingehändigt. „Eilt was ihr könnt", sagt der Patron, sie behende zur Thür hinaus, und stürzt unvorsichtig die dunkle Treppe hinunter. Ein entsezliches Geschrey macht ihren Unfall und ein übel verrenktes Bein der ganzen Nachbarschaft kund. Und ehe der Hausherr es gewahr wird und hinabeilt, hat man sie schon aufgehoben und zurecht gebracht. Er übernimmt sie aus den mitleidigen Händen und fragt eifrig nach den zu verpfändenden Sachen. Wehe ihm! Sie waren der Unglücklichen im Schröck aus den Händen gefallen und nicht mehr zu finden. Den Rock erblickte er noch als ihn eben einer unter den Mantel schieben und forttragen wollte. Er fiel den Räuber mit großer Wuth an, und als er die übrigen Sachen von den Umstehenden gleichfalls mit Heftigkeit verlangte und sie als Diebe behandelte, so entstund ein großes Murren, das sich bald in Schelten verwandelte und mit Schlägen zu endigen drohte, wenn nicht ein vorübergehender Prokurator, ein guter Freund, sich drein gemischt und die aufgebrachten besänftigt hätte.

Mit großer Heftigkeit und gewaltsamer Betrübniß erzählte nun unser Ballmeister den Unfall dem neuen Ankömmling. Die Knaben, durch die Neugierde herbey gelockt, hielten das pathetische des Ausdrucks für Würkung der Trunkenheit, sie zischten und lachten ihn aus, wodurch die beyden Freunde genöthigt sich in das obere Zimmer zu begeben. Hier wurde dem Prokurator der Vorfall umständlich erzählt und ihm zulezt das Kleid mit der Bitte vorgewiesen, 60 fl., so viel als es unter Brüdern werth seye, darauf nur acht Tage lang zu borgen. Der Freund bedachte sich und willigte endlich ein unter der Bedingung, daß ihm noch für seine Famielie gratis die nöthige Billets abgegeben werden sollten. Der gedrängte Ballgeber, dem das Gewissen wegen der zu viel ausgegebenen Billets erwachte, der einen Augenblick die Menge der Personen und die Enge des Plazes gegen einander maß, willigte nur gezwungen drein. Er ging nach dem Kästgen und glaubte seinen Freund mit drey oder vieren abzufertigen, wie erschrak und erstaunte er aber, als dieser für sich, seine Frau, sieben Kinder, drei Dienstbothen,

eine Schwester, ihren Mann, Hausleute und einige Bekannte, in allem 36 Billets verlangte. Der Verdruß den der Meister beym Darzählen empfand, die Angst die ihn überfiel da er wieder allein war, wurden bald durch die 60 fl. verscheucht, die der Prokurator in lauter Groschen überschickte. Mit so viel baarem Gelde versehen ging er von einem alten Knechte begleitet, denn die Magd konnte noch nicht wieder auftreten, in die Gewürz-, Kram- und Zuckerläden, bezahlte das eine, lies das andere aufschreiben und bestellte Wein in einem Kloster wo er bekannt war. Nachmittags erschien ein abgedankter Hofkoch mit seiner Frau, die das nöthige zu der Mahlzeit vorbereiten sollten. Sie brachten in kurzer Zeit eine Menge Eßwaaren zusammen, man rupfte die Vögel, spickte die Braten, sott Schinken ab und beschäftigte sich eine Unzahl Backwerk und viele Pasteten hervorzubringen. Die Krankheit der Magd, die Ungeschicklichkeit des Knechts hatten unsern Herrn genöthigt selbst eine Schürze vorzubinden und bald hier bald da behülflich zu seyn. Es war schon zwey Uhr nach Mitternacht und die Pfanne hatte noch nicht geruhet. Die alte Kochfrau die sie bisher traktiret hatte wurde auf eine andere Seite hingerufen und vertraute unserm Herrn auf einen Augenblick den heißen Stiel. Es schmerzte ihn an seinen zarten Händen, die Butter lief ins Feuer und in dem Augenblick stand das übrige Fett in Flammen. Es sprüzte, plazte, er warf die Pfanne weg und sah mit Entsezen den Rus in der übel gepuzten Oesse brennen. Er hielte nun alles für verlohren. Die strenge Polizey und die akkurate Feuerordnung fielen auf seine bewegte Einbildungskraft. Er hörte die Trommeln schon gehen, sahe sein Hauß umringt, das Wasser triefte ihm um die Ohren, und da er das eifrige Gießen der Spritzenleute kannte, so sah er schon seinen schön aufgetischten Vorrath in gleichem Augenblick in Gefahr zu brennen und zu schwimmen.

Die resolutere Kochfrau hatte indeß einen Oessenkehrer herbeigeholt, man versiegelte seinen Mund mit einem Dukaten, und ein Junge, der auf einem nassen Pfül die brennenden Rußstücke und viel Qualm und Unrath her-

unter auf den Heerd brachte, endigte das ganze Übel auf einmal.

Die neue Arbeit, die nunmehr entstand die Küche zu reinigen und die Ordnung herzustellen, brachte zugleich mit dem Schröcken unsern Haußherrn so außer sich, daß er gegen 6 Uhr halb ohnmächtig auf das Bette sinken mußte und dort in einem Zustande einschlummerte, den wir unsern Lesern sich vorzustellen überlassen.

Der Chinesische Sittenlehrer.

Erste Lection.

Höflich jemanden grüßen; mit Anstand eine Verbeugung machen; zur rechten Zeit ein freundliches Wort sagen; ohne Rangsucht den ersten Plaz abtretten — Alles dies, meine Kinder! sind freylich blos nur Pflichten der Höflichkeit; allein sie werden äußerst wichtig im gesellschaftlichen Leben; denn diese Bezeugungen sind eben so viel Kennzeichen der Hochachtung oder Geringschäzung, die wir gegen die Personen, mit welchen wir umzugehen pflegen, hegen.

Gröblich würdet ihr also irren, wenn ihr sagen wolltet: „Wir verachten diese äußerliche Verzierungen und trachten blos nach dem innerlichen Werth.“ Meine Kinder! wozu nüzt euch ein güldenes Gefäß, wenn ihr es in Koth oder Sand verscharret? Wozu braucht ihr Millionen, wenn ihr sie nicht mit Anstand auszutheilen wißt? Würdet ihr den nicht für den feindseeligsten Menschen der Erde halten, der des Morgens Schäzze sammelte, um sie des Abends in die Fluth zu werfen? oder jenen gleich dem lächerlichsten Thoren achten, der auf der Straße mit der Schellkappe und in seinem Hause mit der königlichen Krone erschiene? Sind euch diese Gründe noch nicht hinlänglich, auf euer äußerliches Bedacht zu nehmen; so wißt, daß nur der, der sowohl in seinem häuslichen Verhältnisse als im gemeinen Leben seine Leidenschaften zu verbergen weis und Herr von sich selbst ist; daß nur der, der jedem mehr noch giebt als er verlangen kan, sich aus den verwickeltsten Lagen zu finden wissen wird, und auf Ruhm und Ehre gerechten Anspruch zu machen fähig ist.

Vergeltet nicht Böses mit Bösem. Wiederführe es euch auch zuweilen in der Welt, daß man keinen Werth auf eure Person legte; so sprecht zu euch selbst: „Vielleicht trage ich nichts an mir, was die Achtung der Menschen verdient. Wäre ich ein geschliffener Demant oder eine schimmernde Perle, und man sähe mich dennoch für Koth an, so dürfte ich geradenwegs den Tadler für einen schlechten Kenner halten, ohne mich mit ihm in den geringsten Streit einzulassen. So bin ich aber vielleicht würklich noch ein Kieselstein, oder wenigstens ein ungeschliffener Demant: Wie kan ich also verlangen, daß man mich für mehr halte als ich würklich scheine?“ Höret sonach das Urtheil eurer Brüder! und ehe ihr's verdammet, prüfet euch zuvor, ob ihr's nicht verdient?

Auch sollt ihr selten zürnen, und weder stolz noch brausend seyn. Lezteres ist nie, ersteres aber nur dann erlaubt, wenn Vernunft und Billigkeit zu zürnen gebieten. Laßt euch nicht merken, daß ihr euch für besser und klüger haltet! Wer sich selbst seines Verdienstes gegen andere rühmet, zeigt am ersten, daß in ihm keines zu finden sey, und wer seine Wissenschaft gegen Unwissende aufdeckt, ist noch weit unter dem Unwissenden.

Hütet euch aber, wenn ihr die Gesezze des Anstandes und der Höflichkeit euch zur Richtschnur dienen laßt, daß ihr dadurch weder euch noch andern lästig werdet. Wer sich zu beydem zwingen muß, ist zu keinem zarten und reinem Umgang gebohren; seine ganze Gestalt wird, gleich als wäre er auf der Folter gespannt, das Gepräge der Natur verliehren, und das Auge des feinen Beobachters verlezzen. Laßt euch überhaupt zur Warnung dienen, daß jede Geberde, die dem Willen der Seele nicht gehorcht, euch, wie mit einem fremden Gewande bekleidet, darstellt: Denn der Mensch kan nicht immer was er will, noch seltner aber, was er nicht will.

Schäzt ihr die Ehre so hoch wie Gold; wie viel höher solltet ihr nicht den guten Anstand und die feinen Sitten achten, da jener nur Mittel für die Krankheit ist, diese aber Gesundheit selbst sind. Wer wird ängstlich nach Arzeneyen laufen und nicht lieber auf seine Gesundheit

Acht haben, damit er sie nicht brauche! Thörichte Kinder! Wozu sollen die vielen Verbindungen und Verschwöhrungen euch untereinander zu beschüzzen, jeder für den andern zu streiten und sein Leben mit eurem Leben zu vertheidigen? Sind nicht Höflichkeit, Treue und Billigkeit die sichersten Mauern, euch für alle Anfälle zu decken? Ihr gebt euch Anstriche von Wichtigkeit; wollt für reiche Wechsler, für Vertraute des Fürsten angesehen seyn — alles blos nur, um euren Credit aufrecht zu halten. Wie viel leichter würdet ihr nicht zu diesem Ziel gelangen, wenn ihr euch der gewissenhaftigsten Warheit, der edelsten Sanftmuth, der unbeschränktesten Dienstfertigkeit befleißen wolltet! Was lauft ihr nach der Gunst der Großen, und sucht sie nicht lieber zu verdienen? Wozu wünscht ihr Millionen zu erbeuten, da ein einzges Körnlein von Ruhe und Bescheidenheit auf eurer Stirne weit glänzender seyn würde, als Kronen und Perlen! Ihr rühmt euch eurer prächtigen Palläste und wollt eure höhere Seelen in elende Hütten verweisen?

Forschet also tief in euch selbst, meine Kinder, was euch gut und nüzlich sey. Befreyt nur eine kurze Zeit euren Geist von übermäßigem Stolz, so werdet ihr bald seine Eitelkeit wahrnehmen; schweiget nur wenig Stunden, so werdet ihr finden wie unnüz und lächerlich es sey, viel zu sprechen; verschließt nur eine Woche hindurch eure Thüre, so werdet ihr bald merken, wie lästig ein Schwarm unbedeutender Menschen ist; unterdrückt in euch alle gesellschaftlichen Laster, so werdet ihr klar jedes Ungemach, das daraus erwächst, erkennen lernen.

Der beste Spiegel der Menschen ist der Mensch selbst; darum befleißet euch rein und wahr zu seyn: denn Reinheit und Warheit sind wie weißer Tafft, auf dem jeder Flecken sichtbahr ist.

(Die Fortsezzung soll folgen, wenn sie verlangt wird.)

Preiß Frage.

Dieser Artikul ist noch immer eine Zierde unserer Wochenschrift gewesen, und hat uns wichtige meisterhafte

Beyträge verschafft; wir wünschen daher noch mehr belehrt zu werden, und fragen ferner:

Welche Eindrücke und Empfindungen sind wahrer und zuverlässiger, die des Verstandes, oder die des Herzens?

Aus Gründen bitten wir die Beantwortungen, nach der bey den Preißfragen derer Akademien üblichen Art, verschlossen mit einer devise einzusenden.

Zehntes Stück.

Die Schöpfung der Turteltaube.

Zwey Liebende saßen zusammen im ersten holdseligen Traum ihrer Wünsche; siehe, da kam ihre Stunde des Todtes. Die unerbittliche Parze schnitt und ihre Seelen schieden in Einem Kusse, in Einem Seufzer unzertrennt miteinander.

Das erste, was sie erblickten, war die um sie schwebende Göttin der Liebe. Traurig und klagend flohen sie in ihren Schoos. „Du standest uns nicht bey, gute Göttin? Du sahest unsre reinen Wünsche und ließest sie uns nicht genießen im Menschenleben. Vergönne uns wenigstens, daß wir als Schatten uns ungetrennt lieben."

Die Göttin erhörte sie, und wollte sie belohnen. „Ihr sollet nicht Schatten bleiben," sprach sie, „die Liebe zweener Schatten wäre eine traurige unglückliche Liebe, ich will euch in die Tauben verwandeln, die triumphirend meinen Wagen ziehen und damit eure Neiderinnen, die alten Parzen-Jungfrauen, beschämen." Aber die Liebenden verbaten die gefahrvolle, zu glänzende Belohnung. „Auch als Unsterbliche möchten wir nicht gern das Schicksal erzürnen — und denn, gute Göttin, im Glanz deines Hofes, im Geräusch der Vergnügungen, beym Anblick täglich neuer Buhlereyen, wer ist uns Bürge für unsre Liebe? sind wir uns selbst für unsre Treue Bürge? Sollen wir Tauben seyn, so sende uns in die Einsamkeit, damit wir in unserm

armen Nest uns einander alles werden. Vielleicht bewegen wir durch unsre Treue, durch unsre hertzliche unvergeßliche Klage das harte Schicksal, daß es uns wieder in's Leben sendet: denn ach! nichts ist doch über den Genuß menschlicher Liebe, menschlichen Lebens."

Die Göttin ward gerührt über ihre wehmüthige Treue und sprach das Wort der Verwandlung. Siehe, da flog das erste Paar girrender Turteltauben. Sie girreten Dank der guten Göttin und flogen vergnügt in die Einsamkeit, in ihre holde geliebte Wüste.

Da klagen sie noch und beweinen ihr hartes, menschliches Schicksal; aber auch ihre gemeinschaftliche Klage ist Trost: ihre zarte, treue, niegekränkte Liebe ist ihnen mehr als alle Scherze und Freuden an Venus Throne.

*
* *

Ists Neid oder Güte, daß ihnen das Schicksal ihre Taubenunschuld läßt, und sie vor dem gefährlichen Loose eines wandelbaren Menschenhertzens bewahrt?

Das Rad des Schicksals.

Eine Chinesische Geschichte.

Erstes Kapitel.

Unter der Regierung des Kaysers Tschaou erschien in seinen Staaten ein berühmter Weltweiser, Nahmens Tschoang-tse. Er war aus Mong, einer Stadt in der Provinz Chang-tong gebürtig und nachdem er anfangs ein kleines Mandarinat zu seinem Auskommen erhalten hatte, wurde er ein Schüler des unsterblichen Lao-tse, sonst das alte Kind genannt, weil er mit grauen Haaren auf die Welt gekommen war.

So oft Tschoang-tse schlief, wurde seine Ruhe durch einen Traum unterbrochen. Ihm kam gemeiniglich vor, er sey ein großer Schmetterling, der bald da, bald dort in Gärten und Wiesen herumflöge, und der Eindruck dieses Traums war bey ihm so lebhaft, daß er oft bey seinem Erwachen noch die Flügel zu haben glaubte, sich solcher

bedienen wollte, nicht selten aber zum Bett heraus fiel und sich gefährlich verwundete. Verlegen über die öftere Wiederhohlung dieser Erscheinung verfügte er sich zu seinem Lehrmeister Lao-tse und bat ihn um die Auslegung dieses Traumes.

„Nichts ist leichters," sagte der weise Mann, dem alle Geheimnisse der Natur offen stunden, „du mußt die Ursach dieses hartnäckigen Traums nicht im gegenwärtigen sondern im vergangenen, das ist in der Zeit, wo du noch nicht lebtest, suchen. Wisse demnach daß du, in jenem Augenblick, wo sich das große Chaos der Welt entwickelte, ein schöner weißer Schmetterling warst; das Wasser ist bekanntlich die erste Geburt der Mutter Natur; die zweyte waren die Bäume und Pflanzen mit denen sich das Erdreich schmückte. In der beblühmtesten Aue der damahligen Zeit flogst du frey umher und saugtest nach deinem Wohlgefallen die süßesten Blüthen; die Sonne spiegelte sich in deinen Schwingen, und im sanften Strahle des Mondes ruhtest du satt deines Genusses; immer genährt von dem geistigsten Ausflusse der Kräuter und Bluhmen, trankst du den Becher der Unsterblichkeit; deine Flügel wurden größer und schimmernder, dein Flug höher und kühner: du wagtest dich endlich in den Lustgarten der großen Königinn der Welten, die wir alle verehren, und heftetest deinen gierigen Mund an den Kelch ihrer schönsten Bluhme; dein feuriger Athem verbrannte ihren Saft, sie neigte sich traurig und starb. Der geheimnißvolle Vogel, der der Königinn zum Wächter dient, sahe von fernen die Beleidigung, eilte herbey und verschlang deinen damahligen Körper, deine unsterbliche Seele aber eilte zu höhern Bestimmungen: Sie hat seitdem manchen Körper schon bewohnt und befindet sich dermahlen in dem deinigen. Mit dieser Geschichte erhältst du also den Aufschluß über den vorzüglichen Hang, den du zur Weltweisheit hast, denn sie ist die Blüthe der Wissenschaften, nach denen du gierig trachtest; jemehr du von ihrem Saft einsaugen wirst, jemehr werden die Flügel deiner Erkenntniß wachsen, jemehr wirst du Fähigkeiten erlangen, dich in neue Fluren zu wagen, und das Bedürfniß in dir fühlen deinen Durst

zu stillen. Ebendaher kömmt auch deine Freude beym Aufgang der Sonne, denn ihr himmlisches Feuer vermählt sich mit dem Funken deiner Unsterblichkeit und ruft dich jedesmahl zu neuem Leben auf. Die stille Erscheinung des Mondes bleibt was sie dir immer war: Ankündigung der Ruhe, Trennung von deinen Geschäften und Scheidewand zwischen Abend und Morgen. Vor heute hast du genug; denke der Sache wohl nach, und wenn der Tag wieder deine Hütte bescheint, so komm und vernimm das weitere.

(Die Fortsezzung künftig.)

Gespräch
zwischen L . . . und D . . .

Sogleich niedergeschrieben.

N . . . . . d. 25. Octobr. 1781.

D. Sind Eindrücke des Verstandes oder sind Gefühle des Hertzens wahrer und zuverlässiger? Eine Frage die ich treffend auflösen möchte! Freundin von so hellem Geist, von so edlem Hertzen, ein Wink! leiten Sie mich hold-lächelnd mit dem leichten Schritt der Gratien in den Tempel der Wahrheit.

L. Hertz und Verstand des Menschen — sind sie nicht Labirint? Wie? Freund, glauben Sie, daß alle Pfade sich so schnell durchwandeln lassen? und welcher Geist sieht immer wahr? und wer verwundet sich nicht manchmahl an Dornen, da ihm das Hertz sagte, nach Rosen zu greifen? und dann, welcher Sterbliche ist dem andern gleich? hat jeder gleichen Maßstab? kann ich angeben was auf alle passet? und dann, ich? eine philosophische Frage? — wie kommen Sie daran?

D. Gespräch kürtzet den Weg der Nachforschung! — Irre ich in Betreff meiner Frage, wenn ich denke: Hertz und Verstand müssen einander wechselweiß aufklären, berichtigen? können nicht anders, als gleichsam schwesterlich, Hand in Hand auf den Pfad der Wahrheit wandlen?

L. Treffend! dünkt Ihnen nicht dabey: das Hertz allein gienge zu weit voran? Verstand allein bliebe zu

weit zurück? — Zusammen müssen Hertz und Verstand denken und fühlen?

D. Ein Blick wäre dies, meine Freundin! ein viel umfassender Blick! —

L. Sie werden nachdenkend!

D. Tausend Gedanken ströhmen von allen Seiten zusammen! schreiben möchte ich, jetzt in Ihrer Gegenwart möchte ich schreiben. Die Clavier Töne meines Bruders, Blicke auf Erfahrungen, Ahndungen, alles stimmt meine Seele . . . . . .

L. Nun so schreiben Sie!

D. So seye es dann schüchtern gewagt! Menschheit, Menschenhertz in der Kindheit, Knospe so grentzenloser Begierden, so süßer, so bittrer Gefühlen! Verschloßner Keim, der schon die Anlage zur Pflantze, zum Baum des Lebens enthält! wenn der Augenblick da ist, wo äußere Eindrücke auf die Seele zum ersten mahle mächtig würken, wie es da im innersten gährt und kocht! wie da die Seele die gantze Natur in erhöheten Farben anblickt! dann bestürmenden Gefühlen unterliegt; sich wieder zusammen faßt; sich zum Versuchen und Würken geschaffen fühlt! — Kampf, erschrecklicher Kampf zwischen Wollust und Weisheit, zwischen holder Liebe und eiserner Pflicht! — Welcher Mensch von Werth und Würde stund nicht mehrmahlen auf Alcidens Scheideweg; hat nicht den großen allgewaltigen Kampf der Tugend oft gekämpft? und wer ihn gekämpft hat, wird der zweiflen daß das Hertz täusche? durch Zauberfarben, durch Zaubertöne, durch unwiderstehliche Zauberkräfte getäuscht werde? Hertz o menschliches Hertz, wie kann man dir trauen! aber o menschliches Hertz, wer vermag es auch immer, dir nicht zu trauen? — der stoltze Verstand mit nicht erwärmender Fackel verspricht sicheren Pfad! und was leistet er? er thut einen Schritt als sicheren Schritt, seine Fackel leuchtet nicht weit, auch ihr trauet er selbst nicht! forschet, zweiflet, bleibt unentschlossen! weil er nie alles sehen kann, und nicht leicht wandlen will bis er alles gesehen hat! — aber unbeweglich stehen? dem süßen,

hohen, edlen Genuß des Lebens entsagen? ist das Würde der Menschheit?

Zwischen Hinstürtzen in den Abgrund und Unbeweglichkeit der todten Materie, ist da kein Mittelweg? und von beyden Übeln welches ist das größte? ist Übermaß in positiven und Übermaß in negativen Größen nicht in gleichem Grad Übermaß? Kalter, kleiner Zweifler! tollkühner Waghals, wenn vielleicht mein Hertz sich im innersten für dich letzten entscheidet? ist dieses nicht darum, weil bey mir das Hertz nur zu oft über Verstand siegt? — Zergliedern werde ich nicht! wenn aber Amalia, Herder, Goethe, die Journalisten in Tiefurth auf diese Ergießung meiner Seele einen Blick werfen, so seye es ihnen gesagt, was Erfahrung und Ahndung, Hertz und Verstand mir in meinem innersten zurufen! — auch ihnen spricht Wahrheit in ihrem innersten diese Sprache in weit herrlicheren Lauten!

Wenn das menschliche Hertz wohlthätige holde Liebe fühlt? so thue es dem Verstand nur diese eintzige Frage: Schade ich niemand, wenn ich dieser Liebe mich überlasse? Spricht der Verstand: nein! — o dann ist diese Liebe das väterliche Zurufen des ewigen Gottes, der selbst gantz Liebe ist! Dann überlasse sich das Hertz dem holden Triebe mit vollem festen Zutrauen! es schlürfe die reine süße Wollust der Tugend! Seine Gefühle sind dann wahr und verläßig! Das Hertz ist dann Zierde der Welt; fühlendes edles Werkzeug des allerhaltenden, allsegnenden, allumfassenden Schöpfers! schweige dann, zagende kalte Vernunft. Wenn aber bey aufrichtig gestellter Frage des Hertzens der Verstand ihm fest und bestimmt antwortet: Deine Liebe schadet deinen Mitmenschen! — zurück dann schaudere, zurück, armes betrogenes Hertz! Die Sinne täuschen dich! du schändest Ordnung und Bestimmung der Natur! folge dem Ruf der Wahrheit, den dir der allwissende allwahre Gott durch die Stimme deines Verstandes bekannt macht! bereite dir am Busen der verführenden bezaubernden Leidenschaft keine folternde Reue. Gehe zurück, ehe der Hang zum Abgrund gäher wird; es ist dann meistens noch möglich, oft leicht, zurück=

zugehen; und so wirst du finden, daß Eindrücke des Verstandes wahr und verlässig sind. Wandlen dein Hertz und Verstand in dieser holden Eintracht auf dem Pfad des Lebens, o so wirst du von Wonne umduftet, von Menschen Liebe erwärmt, das Ziel erreichen; deine Schritte verbreiten Seegen, verschönern die Natur, dein Todt wird sanfter Schlummer seyn! dein Erwachen? Wiederaufleben in dem Schoos des allumfassenden, ewigen, der gantz Liebe gantz Wahrheit ist, der dein Hertz zum würken, deinen Verstand zum erkennen mit himmlischen sich wechselweiß ohnentbehrlichen Kräften ausgerüstet hat.

L. Sie sind fertig? Ihr Bruder hat genug Clavier gespielet; nun singen Sie uns Ihr Liedchen vor!

D. (Liest; entschuldiget laut sein rasch hingekritzeltes Galimatias; wünscht heimlich wie jeder Autor dem neugebohrnen Kindlein einigen Beyfall.)

L. Recht hübsch, das ist alles wahr — (lächlend) auch die Stelle gleicht Ihnen, wo Sie gestehen, daß Ihr Hertz manchmahl mit dem Verstand davon läuft.

Eilftes Stück.

Zauber-Spiel.

Prologus.

Es ist dunkel und Nacht.
Habt Acht! habt Acht!
Bald wird mein Zauber beginnen.
Schon hört mein Ohr
Der Geister Chor,
Sie spuken schon da drinnen!
Doch scherzt mir nicht!
Kömmt ein Gesicht
Zu früh mir angestochen,
Seng' ich, fürwahr!

Ihm Haut und Haar
Von seinen dürren Knochen!

Ich bin der alten Spaße satt.
Man hext den ganzen Tag sich matt,
Und läßt doch nichts den Erben,
Als leeren Dunst. —
Die schwarze Kunst
Nüzt wenig zum Erwerben.
Drum hab' ich's klüger ausgedacht:
Was mir selbst keine Freude macht
Das laß ich wacker bleiben.

Sonst war ich ein so guter Tropf
Und zerstudirte mir den Kopf,
Die Welt zu amüsiren;
Ja! saubern Lohn für meine Müh!
Halb gähnte man, halb schliefen sie,
Dank thät ich niemals spühren.

Dies ist der Lauf der leid'gen Welt:
So bald man uns für nöthig hält,
Zieht jeder uns zu Rathe;
Allein hat man uns recht genuzt
Und sich in unsern Glanz gepuzt,
So flieht man uns, — gerade
Als wär's für's Danken schade!

Zum Glück lebt noch mein Zauberstab,
Sonst läg' ich warlich längst im Grab,
Doch der thut mich noch stärken;
Denn wenn ich noch so unmuths bin,
Ergözz' ich mich an Phantasien
Und leb' in meinen Werken.

Magie ist's, die durch ihre Kraft
Mir aufthut jede Wissenschaft;
Ja, die geheimsten Falten
Der Wesen und Gestalten
Entdeckt mein Auge sonnenklahr —

Sie macht mir alles offenbahr
Was ist, was werden wird, und war.
(Pause)
Doch wie? dort unten regt sich was!
(zum Diener)
Lang' mir herauf mein Zauberglas!
(er sieht hinein)
Was seh' ich! täuscht mich Phantasie?
Nein, nein, sie sind's! ich irre nie!
(mit einer Verbeugung gegen die Herrschaften)
Willkommen ihr sterblichen Götter allhier!
(zu den andern)
Und auch willkommen ihr andern mir!
Beglückt ist meine Zaubergruft
Durch eure Gegenwart.
(die Uhr schlägt)
Die Stunde ruft,
Gleich wird mein Geisterspiel beginnen,
(nach dem Vorhang)
Hallo! ihr Gesellen! regt euch da drinnen!
(leises Gemurmel der Geister)
Natera tattera, Selaki, abraka
Lalika teraki, Natera tattera!
Ist alles bereit? Ist alles vollbracht?
(lautes Gemurmel)
Wohl? —
(zum Parterre)
Jezt kommt der Prologus, gebt Acht!

Erster Act.

Dieweil es öfters geschehen thut,
Daß mancher aus häßlichem Übermuth
Mit Künsten, von denen er wenig versteht,
Gerade sich am meisten bläht;
Und solch ein lächerlicher Stolz
Weder auf Kupfer, Papier noch Holz,
So sehr das Übel auch um sich frißt,
Bisher geschildert worden ist:

Item, weil gleichfalls oft sich's fügt,
Daß mancher, so ganz in sich selbst vergnügt,
Mit einem entsezlichen Meister=Gesicht
Von diesem und jenem sein Urtheil spricht,
Da doch von dem Wissen worauf er sich steift
Er kaum die Elementa begreift,
Und solch ein zwergartiger Riesenzwist
Ein gar zu possirlich Schauspiel ist;
So hab' ich durch magische Zauber=Kraft
Ein ähnlich Blendwerk mir heute verschafft.
Den Gegenstand, den ich mir ausgewählt,
Hat mir in der Jugend mein Präceptor erzählt,
Auf daß ich bescheiden Obacht hätt',
Wenn ein ähnlicher Fall sich ereignen thät',
Damit ich nicht zu Spott und Hohn
Auch ein paar Ohren trüge davon.
Wie er mir's beschrieben, so sollt ihr's sehn!
Im ersten Act wird ein Streit entstehn
Zwischen Apoll, dem Gott der Dichter,
Und Pan, dem Stümper in der Musik.
Es wird jeder phantasiren ein Stück,
Weil aber es mangelt an einem Richter,
Der ihren Streit aus dem Fundament
Erwägen und entscheiden könnt',
So komt Merkur zu der Zänkerey,
Als wär' er gerufen, flugs anbey;
Er fragt, und sie sagen, warum sie begann;
Doch weil er die Sache nicht schlichten kann,
Und Pan auf ein Urtheil provocirt,
So wird Midas zum Richter choisirt,
Damit über beyder Virtuositaet
Er richte und spreche — so gut er's versteht.
So bald man darüber vereinigt ist,
Geht alles ab und der Actus schließt.

(zu den Geistern)

Ihr habt nunmehr meinen Willen vernommen,
Sobald euch mein Zauberstab winkt, könnt ihr kommen!

(er schlägt an den Vorhang)

Actus II.

(zu den Geistern)

Ihr habt meinen Willen gehorsam vollbracht.
Nehmt euch auch fernerhin wohl in Acht,
Damit mir keiner 'n Pudel macht.

Vor's erste erscheint in eigner Person
Midas, und bald darauf Amyon;
Der erste ist eben erstanden vom Bett,
Und sitzt im Negligé vor seiner Toilett,
Sein Barth wird säuberlich ausgekämmt,
Und dann bekommt er ein frisches Hemd.
Hört ihr's?

Sein Kammerdiener Amyon
Reicht ihm Perrüke, Scepter und Kron',
Und kurz er wird so heraus staffirt,
Daß er für einen honnetten König passirt.
Drauf kömmt Mercur von Apoll gesandt
Und macht ihm den wichtigen Streit bekannt.
In welchem, nach dem was vorgegangen,
Sie Seine Majestät zum Richter verlangen.
Durch die Waage die er mit sich führt
Wird die Justiz personnificirt.
Versteht ihr's?

Midas, der großen Ehr' entzückt,
Sogleich zur Audienz sich schickt,
Begiebt sich fort nach seinem Pallast,
Und nach ein Paar Minuten Rast
Ziehn Amor, die Muse, Apoll und Merkur
Vorüber, und es erscheint auf ihrer Spuhr
Pan an der Spitze vom Faunen Chor
Mit wedelndem Schweif und gespitztem Ohr.
Sie freuen sich ihres Triumphs voraus
Und leeren um die Wett' ihren Weinschlauch aus.

(zu den Geistern)

Befleißigt euch, gelenker und komisch zu seyn,
So bald ich euch winke, so kommt ihr herein!

Actus III.

(zu den Geistern)

Da auf dem Act das meiste beruht,
So seht euch wohl vor, was ihr thut!
Ihr braucht dazu keine Anleitung nicht,
Weil, was ihr zeigen sollt, täglich geschicht.
Und wär's ein Fall wie keiner ist
Wenn ich's erst expliciren müßt'.
Macht's recht, so bleiben wir gute Freund'!
So bald mein Zauberstab winkt, so erscheint!

Actus IV.

Seiner des Herrn Midas Hochwohlgebohrn
Gratuliren wir zu seinen paar Ohrn!
Er spanne nun seine Klugheit an,
Wie er davon sich befreyen kan,
Vielleicht, wenn Ihro Majestät es leiden,
Geht's an, sie vor der Hand wegzuschneiden;
Oder man kann eine Perüke wählen,
Die sie vor den Augen der Welt verhehlen.
Denn das ist am Ende nicht übel gethan,
Wenn einer seine Schande verbergen kan.
Doch wie wird's ihm mit der Muse ergehn,
Denn die will durchaus seine Ohren besehn,
Und läd ihn express durch ein Billet doux
Zu einem vertraulichen Rendez-vous.
Da wird sie nun freylich ihm proponiren,
Vor allen Dingen die Perüke zu quittiren.

(zu den Geistern)

Das macht ja recht komisch, ich sag es euch,
Im übrigen gilt mir alles gleich.
Wenn den Amyon sein Geheimniß drückt,
So befrey er sich davon geschickt,
Damit durch irgend einen lustigen Streich
Das Stück eine fröhliche Endschaft erreich'!

Epilogus

(zu den Geistern)

Ihr habt eure Sachen passable gemacht,
Nun wünscht auch dem Publiko gute Nacht!

(lautes Gemurmel)

Ende.

Das Rad des Schicksals.

Zweytes Kapitel.

Tschoang-tse konnte den Morgen nicht erwarten, um seinen Lehrmeister von neuem zu besuchen. Er hatte wenig geschlaffen, und war, wie gewöhnlich, von seinem Traum gequält worden. Noch eh' es Tag war betratt er die Hütte des Weisen. „Was bringst du so frühe", sagte zu ihm Lao-tse. „Die Neugierde, meine verlebten Schicksale von dir zu wissen", versezte der Jüngling, „läßt mir keine Ruhe; ich fühle, daß mir deine Weisheit unentbehrlich ist." „Ich danke dir für dein Vertrauen", antwortete der Alte, „allein siehe! eben diese Weisheit verbietet mir, dir sowohl deine vergangenen als künftigen Schicksale aufzuklähren, denn sie würden beyde dich beunruhigen. Begnüge dich also vor diesmal mit einem guten Rath; du erhältst ihn mit wenigen Worten: Bleibe dir selbst getreu!" „Wie soll ich das verstehen?" fragte Tschoang-tse. „Laß dich", versetzte Lao-tse „durch keine Teuschung verführen, den Neigungen deines Herzens zu widerstreben; denn in deiner Seele liegt bereits der Keim deiner Bestimmungen verschlossen. So wie du als Schmetterling umherflogst und von Staude zu Staude, von Blume zu Blume flatterteſt, bis du fandest dich zu erquicken, so wirst du manchen Auftritt des Lebens durchwandeln müssen, bis du entdeckest, was dir nüze ist. Noch bist du zur hohen Weisheit nicht reif; aber wenn du erst nach einer langen Reihe von Erfahrungen das Leere aller menschlichen Vergnügungen entdeckt haben wirst, und von keinem Reize der Welt mehr angezogen jeder Versuchung zu widerstehen Kraft in

dir fühlst; wenn dir die Freuden der Erde wie der Duft ihrer Blumen vorkommen werden, die jeder leichte Wind verweht, und du, ähnlich dem Strohm, der rauschend durch die wilden Gebürge eilt, um in der blühenden Aue rastend sich zu verweilen, nach manchen stürmischen Scenen einst nach der stillen Hütte des Friedens dich sehnen wirst — dann komm zurück, und besteige die Stufe die dir aufbehalten ist. Geh hin! mein Sohn! das Loos das dich erwartet muß erst von dir errungen werden; sey weise nach deiner Art, laß dir meinen Rath heilig — und das zarte Gewissen, das die Mutter der Schöpfung dir zur Richtschnur deiner Handlungen gab, dein einziger Leiter, dein einziger Richter seyn!"

Tschoang-tse nahm traurig von seinem Lehrer Abschied. „Ach" sprach er seufzend „du könntest mir die Mühe erspahren, ferne von dir aufzusuchen, was ich in deinem Schoose gefunden hätte! Denn schon jezt fühle ich an deiner Hand Stärke genug allen Versuchungen zu widerstehen!" „Du betrügst dich selbst" antwortete der Alte. „Augenblickliche Eindrücke machen uns oft stärker als wir in der That sind; allein diese scheinbare Kraft sinkt auch mit der Veränderung unserer Laage. Geh hin, mein Sohn, und schöpfe freye Luft; du bist beklommen, und brauchst sie!" Tschoang-tse raffte sich zusammen und schied trähnend von ihm.

Die Wohnung Lao-tses lag dicht an dem Abhang eines Berges, der mit dunkeln Kastanien bewachsen war; auf allen Seiten umschlossen führte ein grüner Pfad, der zwischen Klippen und Dornen schlängelnd fort lief, auf eine gerade gegen über liegende steile Anhöhe. Tschoang-tse hatte keinen bestimmten Zweck; er wandelte tiefsinnig und mit gesenktem Haupte fort, bis er die Spizze des Berges, eben da ihm der Athem zu mangeln anfieng, erreichte. Hier öffnete er den Mund um Luft zu schöpfen und schlug seine Augen zum erstenmahl auf. Ein glänzendes Schauspiel überraschte ihn auf einmahl; denn vor ihm lag ein unübersehbahres Thal, von aufgethürmten Gebürgen umkettet; glühend stand die kommende Sonne am Rande des Horizontes und vergüldete die prangenden

Fluren. Alle Bäche, alle Flüsse, alle Ströme trugen den Stempel ihres glänzenden Bildes; sie durchstrichen funkelnd die Auen und verkündigten mit sanftem Gemurmel die Nähe der freundlichen Göttin. Ehrfurchtsvoll neigte Tschoang-tse sein Antliz zur Erde und betete; er wagte es kaum, seinen Blick auf diesen herrlichen Schauplaz zu lenken! Er tadelte seinen Lehrer zum erstenmahl, und rief aus im Entzücken: „Lao-tse! Lao-tse! wie kannst du eine so dürftige Hütte bewohnen und was hielt dich ab, daß du nicht lieber dich hier lagertest, um bey jedem Erwachen deinen kalten Busen an der glühenden Wange der Königinn zu erwärmen! Versagt dir deine Weisheit auch diese Freuden?“ Tschoang-tse würde sich seinem heißen Gefühle länger noch überlassen haben, wenn ihn nicht eine Stimme, die aus einem benachbarten Gemäuer in sein Ohr tönte, aufmerksam gemacht hätte. Er vernahm folgende, von vielen Seufzern unterbrochene Worte:

„Wo bleibst du, leuchtende Sonne! Trösterin schlafloser Kläger! immer willkommen dem Dürftigen, den deine wohlthätige Strahlen vergülden. Kehre wieder! denn mir banget im dunkeln. Breite dein Licht über meine düstere Seele, daß ihr's wohl werde in deinem Glanze! Ähnlich der verschloßnen Blume, die deine gestrige Entweichung betrauert, harret sie deiner mächtigen Wiederkunft. Denn was sind Mond und Sterne gegen deine leuchtende Fackel! was anders, als ohnmächtige Vertretter deines Glanzes, als feige Zeugen herrschender Schatten, die deine schwarze Feindinn im niegemessenen Raum deiner Herrschaft verbreitet. Säume nicht länger, o Königin! Mache dich auf, die siegende stolze zu verdrängen! Sende deiner Söhne Erstling, den lieblichen Morgen, daß er mit güldenen Pfeilen sie von uns scheuche! Siehe! schon harrt er hinter dem Gipfel des Gebürges, vom hellenden Wiederschein seines jugendlichen Glanzes dämmert es schon im Osten! — Wohl mir! er kömmt! — Öffnet euch freundlich, ihr Blüthen! Schmücket euch festlich, ihr Blumen! und duftet ihm lieblich entgegen! Und du! glücklicher Wald! bücke dein stachlichtes

Haupt; denn über deinen Scheitel herauf zieht er schon im blaulichen Pfade! Unter seinen leuchtenden Füßen kleidet sich die dunkle Wolke in Purpur. Jage hinab deine Schatten in's Thal! denn schon zittert der erste Strahl der Sonne auf deinen schwankenden Palmen! Halt ihn nicht auf, — daß er mich treffe! Ach! ich bedarf seiner! denn kalt ist mein Busen, erstarrt im Froste der Gleichgültigkeit gegen Himmel und Erde! Nicht ein Strahl, — tausend vermögen kaum mich zu erwärmen!

Dreymal seeliges Thal! du freuest dich! dein Liebling kömmt, der glühende Morgen! Wie beneide ich euch, ihr Wiesen! ihr Bäume! ihr Pflanzen! denn er wird kommen, und liebreich euch tränken mit Thau des Himmels; noch nie erschien er hülflos vor euch! Wenn ihr in der Hizze des Tages verschmachtet, wenn der nächtliche Sturm eure Blüthen zerknickt, wenn feindliche Nebel eure keimenden Blätter in den Stamm zurückscheuchen, so hebt er euch freundlich wieder auf; so stillt er euren Durst mit kristallenen Tropfen, so ruft er eure schlafenden Kräfte zurück und lockt die furchtsam erröthende Knospe zum Aufbruch!

Aber mich, den Verschmachteten, mich den Zerknickten, den Verscheuchten! — Wer vermag mich aufzuheben! wer, meinen Durst zu löschen! wer, mich Abgestorbenen zum freudigen Leben zurück zu rufen! Wer! ach wer? —"

(Die Fortsezzung künftig.)

Amor und Psyche.

In einer gewissen Stadt lebte vormals ein König und eine Königin, drey Töchter waren ihnen gebohren, alle dreye von außerordentlicher Schönheit. Die beyden ältern konnten mit den Schönsten der Erden Töchter um den Vorzug streiten, allein die jüngste war durch eine so bewundernswerthe Göttliche Schönheit ausgezeichnet, daß menschliche Worte nicht vermögend sind sie zu schildern. — Die Einwohner der Stadt, und selbst Fremde kamen, dieses außerordentliche Wunder anzuschauen; man erstaunte über die unaussprechliche Schönheit, und betete sie wie die

Göttin Venus an. Schon hatte sich der Ruf durch die Stadt und durch die benachbarten Länder verbreitet, und man sagte, jene Göttin, welche das blaue Meer gebahr und der Schaum seiner Wellen ernährte, habe sich sichtbar gemacht und wandele unter Sterblichen; man glaubte durch eine neue Fügung der Sterne sey eine neue Venus nicht in's Meer wie ehedem sondern auf die Erde mit jungfräulicher Schönheit herab gekommen: diese Sage vermehrte sich immer mehr, und der Ruf hatte sich nicht nur in die nächsten Städte, sondern auch in entfernte Länder ausgebreitet. Unzählige Schaaren von Menschen durchseegelten breite Meere, machten weite Reisen und versammelten sich, das Wunder selbiger Zeiten zu sehen. Niemand schickte mehr nach Paphos, niemand nach Cnydus, niemand nach Cithera, der himmlischen Venus zu huldigen: Ihre Opfer unterblieben, die Tempel verfielen, die Gottesdienstlichen Gebräuche wurden vernachlässiget, ihre Bildsäulen blieben unbekränzt, ihre Altäre unbesucht standen sie preiß jedem Vorübergehenden. Man richtete sein Gebeth zu diesem Mädchen; man ehrte es, und in dieser menschlichen Gestalt opferte man der Gottheit der Venus, — mit der Morgenröthe suchte man durch Opfer ihre Gunst zu erwerben, und wenn sie auf öffentlicher Straßen gieng, streute das Volk ihr zu Ehren Blumen und Blumenkränze vor ihr hin. Als die Göttin Venus wahr nahm daß solche Göttliche Ehre einer Sterblichen erwiesen wurde, entbrannte sie vor Zorn. Voll Ungedult und Unwillen schüttelte sie ihr Haupt und sprach bey sich selbst: „Wie? soll die Mutter der Natur, die erste Quelle der Elemente, die Ernährerin der ganzen Welt, Venus, die Ehre ihrer Majestät mit einem irdischen Mädchen theilen? Soll mir mit dem Nahmen, den sie mir raubt, auch die Verehrung der Sterblichen entzogen, und meine Schönheit, die Wonne der Himmlischen, durch die Gestalt einer Erdentochter, die für mein Ebenbild gehalten wird, erniedriget und verdunkelt werden? Also hat mich jener Schäfer, dessen Gerechtigkeit und Wahrheit der große Jupiter selbst bestätigte, umsonst wegen meiner höchsten Schönheit so großen Göttinnen vorgezogen? Nimmermehr!

Diese Übermüthige, wer sie auch sey; soll den ungerechten Besitz meiner Ehre nicht mit Freuden genießen; ihre unerlaubte Schönheit soll ihr Unglück seyn!" Sie rief ihren Sohn zu sich, jenen verwegenen, welcher mit seinen verderbten Sitten die allgemeinen Gesetze verachtet, und mit Feuer und Pfeilen bewaffnet, des Nachts andere Häuser durchstreichet, den ehelichen Frieden störet, und ohne Furcht vor Strafe Laster begehet. Diesen, so widerspenstig er auch wegen seines angebohrnen Muthwillens ist, zwang sie dennoch mit zornigen Worten, mit ihr nach dieser Stadt zu gehen. Sie zeigte ihm Psyche (so hieß das Mädchen) und nachdem sie ihm erzählt, was mit ihr vorgegangen und wie große Ursache sie habe sich durch ihre wetteyfernde Schönheit beleidigt zu halten, sezte sie, weinend und mit einem Unwillen, worinn sie sich kaum fassen konnte, hinzu: „Ich beschwöre dich, mein Sohn, bey dem Band der mütterlichen Liebe, bey den süßen Wunden deiner Pfeile, bey der Wollust deiner Flammen, räche auf eine nachdrückliche Weise deine Mutter. Sey grausam gegen diese aufrühriſche Schönheit, mache daß dies Mädchen von heftiger Liebe gegen den niedrigsten der Menschen, den das Glück aller Ehre, Reichthümer und Vorzüge beraubt hat, entbrenne; mache sie so elend, daß ihrem Schicksal keines in dieser Welt gleiche." Als sie dieses sagte, umarmte und küßte sie ihn mit inniger Zärtlichkeit, und begab sich an das Gestade des Meers, wo sie mit ihren Rosen Füßen die glänzenden Wellen kaum betreten hatte, als sie in einem Augenblicke in die Tiefe des Meers untertauchte. Jede Gottheit des Meers kam ihren Wünschen entgegen. Die Nereiden empfingen sie mit angenehmen Tänzen und Gesängen. Sie wurden von Salacia angeführt und bald erschien auch, von Delfinen getragen, der junge Palämon. Das musicalische Chor des Neptun machte das Meer und die Gestade vom lieblichen Getümmel ihrer Hörner wiederhallen und die Nereiden hielten mit ihren seidnen Schleyern die Sonnenstrahlen zurück, während Palämon, auf seinen Knien vor der Göttin liegend, ihr in einem vorgehaltnen Spiegel ihre eignen Reitze darstellte. Andre Nymfen und Tritonen schwammen

um ihren Muschelwagen her, oder tauchten unter ihm weg, um anderswo wieder hervor zu kommen, und unterhielten sie so mit ihren kurzweiligen Spielen. Solchergestalt wurde die Mutter der Liebe auf ihrem Wege nach dem Ozean begleitet.

Indessen lebte Psyche ohne die Früchte ihrer Schönheit zu genießen. Sie wurde von allen bewundert, und von allen gelobt; aber niemand begehrte sie zur Ehe, man sah ihr Göttlich Gesicht mit Bewunderung an, so wie man eine vollkommene Bildsäule eines großen Meister betrachtet, ohne etwas anders zu verlangen als sie anzuschauen. Indeß waren ihre beyden ältern Schwestern, deren mindere Schönheit der Ruf weniger verbreitet hatte, von zwey Königen zur Ehe verlangt worden, und sie genossen schon längst ihrer Jugend. Das arme Mädchen blieb zurück, litt an Leib und Seele, beweinete ihren Zustand und haßte an sich die hohe Schönheit die andern so werth war. Der arme Vater, welcher einige Ahndung von dem Zorn der Götter hatte, und sich nicht zu rathen wußte, begab sich zu dem Orakel des Apollo nach Miletus, brachte ihm reiche Geschenke, Opfer und Gebete und erbat sich von ihm einen Gemahl für seine verlassene Tochter; die Antwort des Apollo war:

„Bringe das Mädgen auf einen Berg im Trauerschmuck einer Wittwe, kein Sterblicher wird dein Eydam seyn, sondern ein wilder und grausamer, der mit Feuer und Schwerd alles verwüstet, vor welchem Jupiter und alle Götter sich fürchten, vor dem die Flüsse und finstern Abgründe der Hölle zittern.“

Als der König diese schreckliche Worte vernommen, kehrte er traurig zurück und erzählte seiner Gattin den Ausspruch des Orakels. Sie weinten und klagten viele Tage.

Schon kam der Tag der gräßlichen Erfüllung heran, schon bereitete man sich zu der grausamen Hochzeit. Man wechselte die Freuden Feuer mit Trauer Fackeln; der sanfte Ton der Flöten wurde in Klaggeschrey, die hochzeitlichen Lieder in Todengesänge verwandelt. Die Braut trocknete ihre Thränen mit dem hochzeitlichen Schleyer ab. Die ganze Stadt nahm Theil an dem Schmerz des un-

glücklichen Hauses, alle öffentliche Geschäfte wurden verboten. Da der Tag erschienen war, die Unglückliche dem Befehl der Götter gemäß ihrem Schicksal auszuliefern, wurde sie hinaus geführt, vom ganzen Volk mit Thränen begleitet. Sie schien weinend mehr ihrem Leichenbegängniß als ihrer Hochzeit entgegen zu gehen. Aber da die betrübten Eltern im heftigsten Kampf zwischen der Liebe zu ihrem Kinde und dem Gehorsam, den sie dem Orakel schuldig waren, ängstlich und unentschlossen zögerten, das grausame Schicksal zu vollziehen, wurden sie von der Tochter selbst dazu ermuntert. „Warum martert Ihr Euer unglückliches Alter mit solchem Jammer? warum ängstigt Ihr mich und Euch mit Euerm Wehklagen? Sparet Eure Thränen, schonet Eurem grauen Haar, höret auf, Eure Brust zu schlagen. Alles dieses vermehrt meine Quaal, ohne den Neid zu besänftigen, der meiner Schönheit eine so traurige Belohnung vorbereitet. Zu spät werdet Ihr Euer Unglück gewahr. Als das Volk mir göttliche Ehre bewieß, als ich die zweyte Venus genant wurde, da hättet Ihr über meinen Tod trauren sollen! Denn nun seh ich's und bin's gänzlich versichert, daß bloß der Nahme der neuen Venus mir den Tod bringt. Führt mich also ohne längren Verzug zu jenem Felsen, wohin mein Loos mich verurtheilt hat. Ich fühle einen Muth in mir, über den ich selbst erstaune. Ich bin ungeduldig den mir bestimmten Gemahl zu sehen. Was verziehen wir? was hält mich zurück? oder wie könnt' ich demjenigen entfliehen, der zum Verderben der ganzen Welt gebohren ist?" So sprach sie und gieng mit schnellen Schritten mitten durch das Gedränge des Volks zu ihrem bestimmten Ort. Als sie auf die Spitze des Felsen gelanget war, legte ein jeder die durch Thränen erloschene Fackeln nieder und kehrte mit niedergebeugtem Haupt in die Stadt zurück, wo die unglücklichen Eltern sich einer ewigen Betrübniß überließen. Psyche allein blieb zitternd und weinend zurücke, bis Zephirs lieblicher Hauch sie sanft ergriff, ihr Kleid ausbreitete und sie in den geblümten Schoß des drunter liegenden Thals sanft niedersetzte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zwölftes Stück.

Aurora.

Nach dem Spanischen.

Die silbernen Wellen des heilgen Ibero
Sie sahen Auroren und stralten ihr Bild.
Die schüchternen Nympfen im dunkeln Gebüsche
Sie sahen Auroren und schlüpften hinab.

Am Ufer erquickten sich sprießende Blumen
Im Schimmer der Göttin und fühleten neu.
Die Vögel besangen mit Zungen der Harfe
Den Schimmer der Göttin und — schwiegen verstummt.

Denn siehe da wandelt ein Mädchen am Ufer,
Der Mond und die Sterne, sie schwanden hinweg.
Die silbernen Wellen des heilgen Ibero
Vergaßen Auroren und glänzeten sie.

Die Räuber der Augen, die lieblichen Bogen,
Die purpurne Frische, den wimpernden Stral;
Die lieblichen Räuber umschleiert mit Sorge,
Im Nebel der Thränen den wimpernden Stral.

Sie satzte sich nieder an's horchende Ufer,
Aurora verweilte und hörte Gesang.
Ihr silbernen Wellen des heilgen Ibero,
Ihr sehet mich weinen, ich weine zu euch.

Ihr fließet zu ihm hin, ihr silbernen Wellen,
Um den ich hier weine, der fern mir verweilt,
O möcht' er verweilen, nur nimmer vergessen
Der Seele, die immer in Träumen ihn sieht!

Geht zu ihm, ihr Wellen, und rauschet ihm frühe
Und rauschet ihm klagend, was hier ich euch sang.
Erinnr' ihn Aurora in warnenden Träumen,
In lieblichen Träumen, und zeig' ihm mein Bild.

Ihr schüchternen Nymphen, die Kränze sich winden,
Nehmt hin diese Blumen und gebt ihm den Kranz.
Ihr Vögel, besingend mit Zungen der Harfe
Die fröhliche Göttin, singt meinen Gesang:
„O möcht' er verweilen, nur nimmer vergessen
„Die Seele, die immer in Träumen ihn sieht!"

Die Vögel, besingend den fröhlichen Morgen,
Sie schwiegen und horchten und lernten ihr Lied.
Die schüchternen Nymphen, die Kränze sich winden,
Sie nahmen die Blumen und schlüpften hinweg.

Aurora verweilend nahm purpurne Nebel
Und bildete Träume und bildet' ihr Bild.
Die silbernen Wellen des heilgen Ibero
Sie rauschten zu ihm und sangen ihr Lied.

Umringt von Auroren und Träumen und Nymphen
Und Kränzen und Träumen und süßem Gesang
Fuhr auf aus den Träumen der weilende Schäfer
Und eilete zu ihr und sank ihr an's Hertz.

Lied des Lebens.

Flüchtiger als Wind und Welle
Flieht die Zeit, was hält sie auf?
Sie genießen auf der Stelle,
Sie ergreifen schnell im Lauf,
Das, ihr Brüder, hält ihr Schweben,
Hält die Flucht der Tage ein;
Schneller Gang ist unser Leben,
Laßt uns Rosen drüber streun!

Rosen, denn die Tage sinken
In des Winters Nebelmeer,
Rosen, denn sie blühn und blinken
Links und rechts noch um uns her,
Rosen stehn auf jedem Zweige,
Jeder süßen Jugend That.
Wohl ihm, der bis auf die Neige
Frisch gelebt sein Leben hat!

Tage, werdet mir zum Kranze,
Der des Greises Schläf' umzieht,
Und um sie, in frischem Glanze,
Wie ein Traum der Jugend blüht.
Auch die bittren Blumen kühlen
Mich mit Ruhe, doppelt süß;
Und die lauen Lüfte spielen
Endlich mich in's Paradies.

Amor und Psyche.

(Fortsetzung.)

Als Psyche auf dem weichen Rasen ausruhte, überfiel sie ein sanfter Schlummer, sie vergaß ihrer Leiden und erwachte mit heiterem fröhlichen Geist. Ihr Auge wurde durch den Anblick eines kleinen dickbelaubten Waldes ergötzt, mitten in demselben glänzte ein Wasserfall, von dem reinsten Silberquell genährt, ihr entgegen; und nahe dabey erhub sich ein königlicher Pallast. Er war so prächtig verziert, daß man sein Entstehen keinem Sterblichen, sondern dem schaffenden Geist irgend eines Gottes zuschreiben muste, und er schien selbst die Wohnung eines höheren Wesens zu seyn. Es war weder Gold noch Silber noch Edelgesteine daran gespahrt, es fehlte nicht an allen nur erdenklichen Bequemlichkeiten. Psyche, von der großen Schönheit dieses Pallastes bezaubert, näherte sich demselben mit schüchternen Schritten. Allmählig wurde sie beherzter und ging hinein. Ihre Verwunderung und Freude wuchs je näher sie kam; und noch mehr erstaunte sie, da sie so viele Schätze, mehr als eine ganze Welt besitzt, unverwahrt und unbewacht vor sich sah. Während sie sich nun an dem Anblick dieser Kostbarkeiten ergötzte, hörte sie eine Stimme, die zu ihr sagte: „Was bewunderst du, die du selbst der größte Schaz der Welt bist, diese Schätze, welche dir zugehören, gehe in das schöne Zimmer, erquicke deine ermatteten Glieder auf dem dir bereiteten Lager und bediene dich wenn es dir gefällt des Bades. Wir, deren Stimme du blos hörst, sind unsichtbare Diener deiner Befehle. Wenn du der Ruhe wirst gepflogen haben, so erwartet dich eine königlich zu=

bereitete Tafel.“ Psyche erkannte in dieser unsichtbaren Stimme die Vorsehung der Götter, überließ sich der Ruhe und bediente sich des Bades. Darauf erblickte sie in einem nahen prächtig ausgeschmückten Zimmer eine gedeckte Tafel, ging freudig hinein und setzte sich an dieselbe. Kaum hatte sie sich niedergesezt, so wurden der köstlichste Wein und die auserlesensten Speisen im Überfluß von unsichtbaren Geistern aufgetragen; sie sah Niemand, doch hörte sie die Stimmen derer die sie bedienten. Als sie sich von der Tafel erhoben hatte, trat einer von den Geistern herein und sang, ein anderer spielte auf der Zitter, und ganze Chöre der schönsten harmonischen Stimmen ergötzten unsichtbar ihre Ohren. Nachdem Psyche sich bis in den Abend an allen diesen ergözt hatte, begab sie sich zur Ruhe. Die Nacht war schon weit in ihrem Laufe fortgegangen, als ihre Ohren von einem sanften Getöse berührt wurden. In dieser Einsamkeit überfiel sie Furcht und Schröcken und so wenig sie zu befürchten hatte, so stellte ihr doch ihre Phantasie Bilder ängstlicher Ahndung vor. Schon war ihr ungekannter Geliebter gegenwärtig; schon lag er vertraulich an ihrer Seite, schon hatte Hymen sie durch sein unauflößliches Band vereiniget, als der Morgen dämmerte und er sie eilend verließ, sogleich ertönten eine Menge sanft tröstender Stimmen und mischten sich in die Klagen, wodurch sie den Verlust ihres jungfräulichen Schmucks betrauerte. Sie gewöhnte sich allmählig zu dieser neuen Lebens Art und fand Vergnügen an dem Umgang der unsichtbaren Geister.

Inzwischen brachten ihre unglücklige Eltern, welche von dem Schicksal ihrer geliebten Tochter nichts wußten, ihr graues Alter unter Thränen und Klagen hin. Da der Ruf des traurigen Looses, das Pysche betroffen hätte, sich überall verbreitete, kam es auch ihren zwey ältern Schwestern zu Ohren. Sie verließen ihre häußlichen Geschäfte und begaben sich zu ihren Eltern, um sie zu trösten.

Unterdessen suchte der Geliebte der Psyche sie in allem zu vergnügen, doch blieb er ihr unsichtbahr. Einsmahls sprach er zu ihr: „Das grausame Schicksal, geliebte Psyche, stellt dir ein gefährliches Netz, welches du mit der grösten

Behutsamkeit vermeiden mußt, deine Schwestern, welche dich für verlohren halten, suchen dich in allen Gegenden: bald werden sie zu diesem Felsen kommen; solltest du ihre Klagen hören, so gieb ihnen keine Antwort, auch vermeide sie zu sehen; handelst du dagegen, so wirst du mir den grösten Schmertz und dir das größte Unglück verursachen." Psyche nahm die Warnung ihres Geliebten zu Herzen und versprach ihr getreulich nachzukommen. Als er von ihr geschieden war, brach sie in Thränen aus, und dachte bey sich selber: wie unglücklich sie sey, daß sie, wiewohl in einem so schönen Ort, aber wie in einen Kerker eingeschlossen und ohne alle Menschliche Gesellschaft ihr Leben zubringen müsse; und ihr nicht einmal erlaubt sey, ihren Schwestern, welche sich ermüdeten sie aufzusuchen, weder mit Baaden noch mit Speisen einige Erquickung zu verschaffen; ja daß es ihr nicht einmahl vergönnt sey sie zu sehen.

Nachdem sie den ganzen Tag in diesen traurigen Betrachtungen zugebracht, und die Nacht heran kam, legte sie sich nieder; es dauerte nicht lang, so erschien ihr Geliebter früher als gewöhnlich und legte sich an ihre Seite, küßte und umarmte sie. Weil sie noch immer weinte und sich über ihr Schicksal zu beklagen schien, sprach er: „Wie, meine Psyche, ist's auf diese Weise, daß du mir deine Zusage zu halten gedenkst? Was kan ich mir als dein Gemahl von deinem Betragen versprechen? Was kan ich hoffen, da du Tag und Nacht, und während der süßesten Umarmung, dich dem Schmerz überläßt? Aber ich kann es nicht ertragen, dich leiden zu sehen, und von dir als der Urheber deines Kummers gehaßt zu werden. Handle also nach deinem Gefallen; folge deinem eigenen Willen, der dich zu deinem Verderben führt; aber erinnere dich meiner liebevollen Warnung, wann dich deine Thorheit wiewohl zu spät gereuen wird." Mit schmeichelnden Worten und süßen Liebkosungen und mit Betheurungen, sie würde sterben, wenn er ihr nicht erlaubte, ihre Schwestern zu sehen, sie zu trösten, zu umarmen, zu küssen und mit ihnen zu sprechen, erhielt sie endlich so viel, daß er, wiewohl gezwungen in ihr Verlangen willigte; auch erlaubte er ihr, ihnen so viel Gold, Perlen und Edelgesteine zu

geben, als sie wollte. Er wiederholte seine Vermahnung und suchte durch drohen und bitten sie zu bewegen, daß sie sich ja nicht thöriger Weise von ihren Schwestern bereden lassen möchte, die Gestalt ihres Gemahls sehen zu wollen; er beschwuhr sie darum, und stellte ihr vor, daß sie durch diese Neugier sich selbst von dem höchsten Gipfel der Glückseeligkeit in das tiefeste Verderben stürzen, und auf immer der Umarmung ihres Geliebten beraubt seyn würde. Psyche konnte nicht Ausdrücke genug finden, ihm ihre Dankbarkeit für seine Nachsicht zu bezeugen. Sie umarmte ihn auf's Neue, und „O!" rief sie aus „ehe ich dich mein Geliebter verliehre, will ich lieber tausendmahl sterben! Ich liebe dich, ich bete dich an, und wer du auch seyn magst, so liebe ich dich wie mich selbst und würde dich mit dem Gott der Liebe selbst nicht vertauschen." Sie fügte noch eine Bitte hinzu, er möchte seinem Gehülfen dem Zephyr befehlen, daß er ihre Schwestern auf eben die Art wie sie hieher brächte, hierauf schlung sie ihn in ihre zarten weißen Arme, und drückte ihn unter den heisesten Küssen an ihre Brust, durch diese Liebkosungen überwand sie ihren Geliebten, er gewährete ihr wiewohl ungern ihre Bitte. Unter den süßesten Umarmungen wurde er gewahr, daß Aurora bereit war ihren alten Titan zu verlassen; er entrieß sich den Armen seiner Psyche und flog davon. Schon waren ihre Schwestern zu dem Felsen gelangt, wo sie wusten, daß Psyche geblieben war, da sie sie nicht fanden zerflossen ihre Augen in Thränen, sie schlugen ihre Brüste mit ihren Händen, sie zerfleischten ihre zarten Wangen mit ihren Nägeln und machten ein so klägliches Geschrey, daß Steine und Felsen dadurch gerührt wurden. Der oft wiederholte Nahmen Psyche! drang endlich zu ihren Ohren. Ganz außer sich lief sie dem Klagegeschrey entgegen und rief: „Warum klaget Ihr, meine Schwestern, warum jammert Ihr? die welche Ihr beweint stehet vor Euch; unterlasset Eure Klagen, trocknet Eure nassen Wangen; Ihr könt nun die umarmen, welche die Ursache Euerer Thränen war." Sogleich rief sie dem Zephyr, die Befehle seines Herren zu befolgen und ihre Schwestern in den Pallast zu bringen. Er gehorchte un=

verzüglich und trug sie auf seinen leichten Flügeln an den gewünschten Ort. Hier vergaßen die Schwestern alle ihre Leiden und genossen der süßesten Freuden des Wiedersehens. Psyche weinte vor Freude und sagte: „Folget mir in diese Zimmer und freuet Euch mit Eurer Psyche.“ Sie zeigte ihnen die Schätze und Schönheit dieses Aufenthalts, ließ sie die gehorsamen Stimmen der unsichtbaren Geister hören, führte sie in ein angenehmes Bad und ergötzte sie mit köstlichen Speisen, die nicht von sterblicher Hand zubereitet waren. Eine wüthende Eifersucht erwachte in den beyden Schwestern beym Anblick dieser überschwänglichen Reichthümer. Sie hörten nicht auf, Psyche auszuforschen, wie der Herr dieser außerordentlichen Schätze, ihr Gemahl, beschaffen sey, von welchem Stande, und wie er aussehe? Psyche, eingedenk der Befehle ihres Gemahls, entdeckte keines der Geheimnisse ihres Herzens; sie erdachte in der Eile eine Antwort und sagte: Es wäre ein schöner Jüngling, auf dessen Wangen kaum die ersten Spuren des männlichen Schmucks hervorkeimten und der seine Zeit meistens in den Wäldern auf der Jagd zubrächte. Doch aus Furcht, sie möchte durch ein langes Gespräche ihr Geheimniß verrathen, befahl sie dem Zephyr, nachdem sie ihre Schwestern mit köstlichen Geschenken überhäuft hatte, sie wieder hinweg zu führen. Indeß sie zurückkehrten und das Gift der Eifersucht in ihren Gemüthern seine ganze Würkung that, spotteten sie über die Einfalt der Psyche. Die eine sprach: „O blindes, grausames und ungerechtes Glück! scheint es dir billig, daß unter denen, die von einem Vater und einer Mutter gebohren sind, ein so auffallender Unterschied sey? Wir, die wir die ältesten sind, sind vereheliget oder verkauft vielmehr als Sclavinnen an fremde Männer, entfernt von unserm Vaterland, von Eltern und Freunden und in einem ärgeren Zustand, als wenn wir in's Elend verwiesen wären! und dieser Nachschößling unsers Stammes, welchen die schon erschöpfte Natur zur Welt gebracht hat, diese soll neben so vielen Reichthümern einen Gott, und ein Glück besitzen, das sie nicht kent? Hast du wohl gesehen, meine Schwester, welche kostbahre Geräthschaft, welcher Schmuck da glänzet, wie viel

Gold da mit Füßen getreten wird? sollte nun noch zu unserm Unglück ihr Gemahl so schön seyn, wie sie sagt, so ist niemand in der Welt glücklicher als sie. Was aber das schlimste ist, so ist er ein Gott und wird sie zu einer Göttin machen, und bey meiner Treue es fehlt wenig so ist sie's schon; ihr ganzes Betragen, der himmlische Duft den man bey ihr athmet, die unsichtbahren Stimmen und die Winde die ihr gehorchen, beweisen es: und ich unglückliche habe einen kahlen und kraftlosen Mann, der mein Vater seyn könte, der zu nichts taugt, als das Hauß zu hüten und mit tausend Riegeln zu verschließen." „Laß mich reden," sagte die andere „die ich einen Krummen und Lahmen zum Manne habe, der nie aufhört über Schmerzen zu klagen und dessen ganzer Leib mit Pflastern bedeckt ist, die ich mit meinen zarten Händen zubereiten und mehr die Dienste einer Magd als einer Ehegattin verrichten muß. Ach! meine Schwester, du scheinst mir die Schmach die uns das Schicksal zufügt, viel zu gleichgültig zu ertragen: ich leugne es nicht, ich kan's nicht erdulden, daß ein solches Glück in so unwürdige Hände gefallen sey. Hast du nicht bemerkt, wie stolz und hochmüthig sie sich gegen uns betrug? Mit welcher ruhmsüchtigen Prahlerey sie sich aufbließ? Hast du nicht bemerkt, wie ungern sie uns diesen geringen Theil von so vielen Schätzen gab? und wie bald sie, unserer überdrüssig, den Winden befahl uns zurück zu bringen? Ich will kein Weib seyn, ich will nicht leben, wenn ich sie nicht von der Höhe ihres Glücks herab in's Verderben stürze; und wenn du, wie ich hoffe, gleiche Gesinnung hast, so wollen wir mit vereinten Kräften an ihrem Untergang arbeiten. Die Geschenke, und was wir gesehen haben, wollen wir vor aller Menschen Augen verbergen, und niemand merken lassen daß wir etwas von ihr wissen; denn diejenigen sind nicht reich, deren Reichthum niemand kent. Auf diese Weise soll sie es merken, daß wir nicht ihre Sclaven sondern ihre ältern Schwestern sind. Laß uns izt zu unsern Männern und zu unsrer Armuth zurückkehren, und mit Muße darauf denken, wie wir ihren unerträglichen Stolz demüthigen!" So ein boshafter Entschluß wurde

von beyden Schwestern gefaßt. Sie verbargen die reichen Schätze, die sie von der guten Psyche zum Geschenk erhalten hatten, und erneuerten mit verstelltem Schmertz und mit erdichteten Nachrichten die Wunden ihrer unglücklichen Eltern.

(Die Fortsezzung folgt.)

Eine Anekdote.

Man erzählt einen Vorfall, welcher sich bey der Audienz eines Abgesandten des Califen von Bagdad an dem Hof zu Constantinopel zugetragen hat und welcher sowohl die Sitten des Hofs, als eine sonderbare Gegenwart des Geistes von Seiten des Gesandten schildert.

Die alte kayserliche Etiquette erforderte, daß dem Gesandten vorgeschrieben würde, wie tief er sich vor dem Sultan verbeugen sollte; als er sich dessen weigerte, kamen die Hofmarschälle auf den Einfall, die Thür in das Audienz Gemach so klein und niedrig verfertigen zu lassen, daß der Gesandte nothwendiger Weise — er möge wollen oder nicht — die vorgeschriebene Verbeugung machen müsse. Allein, was geschah: als der Gesandte des Califen eingeführt wird und dieser Erfindung gewahr wurde, so kehrte er sich schnell um, und gieng rückwärts in das Zimmer.

Dreyzehntes Stück.

Die Morgenröthe.

Nach dem Spanischen.

Mädchen, deines Lebens Blumen
Sammle sie am Morgen früh:
Denn jemehr die Sonne steiget
Welken sie.

Sieh, die Morgenröthe
Und des Hirten Flöthe
Wecket schon die Wälder,
Schmücket schon die Felder;
Willt du Blumen pflücken,
Mädchen zu entzücken
In der Freude Tänzen,
In der Unschuld Kränzen,
Amorn mit zu krönen,
Ihn, dem alle Schönen
Gerne schmeicheln; — früh,
Mädchen, pflücke sie!

Sieh der Liebe Rose
Die aus grünem Schooße
Unter Dornen stehet
Und so bald vergehet.
Sieh der Unschuld Sehnen
In der Lilie Thränen,
Und halb aufgegangen
Hier die Tulpe prangen,
Dort die Nelke winken,
Hier ein Veilchen blinken, —
Lieb und Blumen, früh,
Mädchen, sammle sie!

Lieb' und Jugend Freuden
Welken hin und scheiden;
Wie das Lüftchen streichet,
Wie die Welle schleichet,
Und auf allen Auen
Kannst du Thränen schauen,
Thränen, die Aurora
In den Schooß der Flora
Ihrer Schwester weinet,
Daß sie schnell verscheinet:
Sieh die Thränen, sieh!
Mädchen, sammle sie!

Der Chinesische Sittenlehrer.

Zweyte Lection.

Murret nicht über euer Schicksal, meine Kinder! Denn von welcher Art es auch immer sey, so gab euch die Natur Kräfte solches zu tragen. Nicht was außer euch ist, wohl aber was in euch wohnt gewährt das Glück des Lebens. Glücklich werden ist leicht; schwer aber: Glücklich bleiben.

Wollt ihr beydes sicher erhalten, so stellt euch die Welt wie den Ocean vor, und euch wie so viele Schiffer, die mit ihrem eigenen Geschirre seine Fluthen befahren. Eure mehrere oder wenigere Fähigkeiten und Anlaagen sind die stärkern oder schwächern Seegel, die ihr aufspannen könnt; euer Glück und Unglück gleicht dem guten und schlimmen Winde; eure Vernunft dient euch zum Steuer Ruder, und eure Erfahrungen leiten euch wie der Kompaß. Bange würde mir's um eure Farth seyn, wenn ihr ohne solchen eure Reise antreten wolltet, denn ihr würdet früh oder spat irgendwo Schiffbruch leiden. Hättet ihr gleich ein beschädigtes Schiff, so verliehrt drum den Muth nicht, denn es kan euch lange dauern, wenn ihr's nicht vernachlässigt: Man bewahrt am sorgfältigsten was leichte zu Grunde gehen kan. Wagt euch aber nicht damit in die hohen Fluthen; behaltet vielmehr den Hafen vor Augen und laßt euch nicht den Stoltz verführen, kühnen Seeglern gleich zu seyn. Jedem ist seine Laufbahn vorgeschrieben, und jedem die Zeit zugemessen, in welcher er sie vollenden soll. Sie sey also kurz oder lang, so verdient er den Kranz wenn er sein Ziel erreicht.

Thöricht würde es seyn, wenn ihr euch beschwehren woltet, daß ihr keine Schäzze zu hohlen bestimmt seyd. Begnügt euch, meine Kinder, mit jeder Ladung die euch anvertraut wird; die eine ist dem Staate so wichtig wie die andere. Laßt euch zum Troste gereichen; daß ihr desto sicherer rudern werdet, je weniger man euch bemerkt, denn die reichste Beute sticht dem Räuber am meisten in die Augen, und die Sorge, sie zu bewahren, steht mit dem Vortheil, den sie euch gewähren könnte, im voll=

kommensten Gleichgewicht. Je geringer euer Glück ist, je gewisser wird es euch bleiben. Arme Hütten, magere Felder geben zwar ein mäßiges aber unbestrittenes Auskommen.

Hat euch aber das Schicksal würklich zu einer weiten Farth bestimmt; besizt ihr eine Wohnung die allen Gefahren trozzen darf; seyd ihr mit Vorräthen reichlich versehen, oder habt ihr's wohlbedächtlich unternommen, euch für das gemeine Beste aufzuopfern; dann liegt es euch ob, nicht ehender den Hafen wieder zu suchen, bis ihr euren Vorsaz erreicht habt. Prüfet euch daher genau, ehe ihr eure Anker lichtet, und versucht euch in kurzen Reisen ehe ihr die längste wagt. Denn je fürchterlicher euer Schiff ist, je mehr werdet ihr mit den Wellen zu kämpfen haben; je reicher ihr es beladet, je mehr ihr Raum auf den Wellen braucht, desto leichter wird es sinken, desto schwehrer wird es zu lenken seyn.

Habt ihr endlich eure Farth glücklich vollendet, so theilet die Beute gewissenhaft mit euren Brüdern. Das gröste Glück auf Erden liegt im Gefühl andre glücklich zu machen, der gröste Vorzug des Reichen in dem Geschäfte, dem Armen seine Dürftigkeit zu erleichtern. Denn das allein, was ihr zu eurer Nahrung und Kleidung braucht, ist euer, alles übrige gehört euren Brüdern, und wenn ihr es ihnen vorenthieltet, so ist eure Wallfarth auf der See eine bloße Kaperey gewesen, die nach den Gesezzen des Himmels bestraft zu werden verdient.

Es kommt ein Augenblick des Lebens, meine Kinder, wo euch nichts als die Erinnerung der guten Handlungen glücklich machen wird; vergebens würdet ihr euch in güldenen Pallästen verbergen, die Stimme der Natur wird euch zur Rechenschaft fodern, von euren Schäzzen euch trennen und eure lange Reise wird wie ein böses Tagebuch, wovon jedes Blatt ein Zeugniß wider euch abgiebt, euch verurtheilen.

Wohl dem also, der sein Ziel vor Augen hat und wohl dem, der die Unschuld in seinem Herzen zu bewahren weis; denn sie ist der Seele was die Gesundheit dem Körper ist: Blüthe des Lebens. Alles übrige lohnt nicht die Mühe, die ihr drum verwendet; denn ihr werdet

sicher glücklich seyn, wenn ihr nicht mehr nehmt als ihr braucht, und noch sicherer es bleiben, wenn ihr alles hingebt was ihr entbehren könnt.

(Die Fortsezzung folgt.)

Amor und Psyche.

(Fortsezzung.)

Der Geliebte der Psyche unterließ indessen nicht sie zu ermahnen, und sagte ihr: „Meine Psyche, du bemerkest den Wink nicht, den das Glück zu deinem Fall von ferne giebt: wenn du nicht auf deiner Hut bist, so wird es dich unvermuthet stürzen. Deine boshaften Schwestern suchen dir tausend Fallstricke zu legen, der gefährlichste ist: daß sie dich überreden wollen, mein Angesicht zu sehen, welches du, wie ich dir oft gesagt habe, nie sehen darfst. Wenn sie, wie ich es gewiß weiß, wieder mit verborgner Falschheit im Herzen zu dir kommen werden, so sprich nicht mit ihnen; oder wenn du ja wegen deiner natürlichen Güte und Zärtlichkeit das Herz nicht hast, meinen Willen zu befolgen; so höre wenigstens nicht an, was sie dir von deinem Gemahl sagen, und antworte ihnen nicht.“ Er entdeckte ihr hierauf, daß sie einen Knaben unter ihrem Herzen trüge, und fuhr fort: „Wenn du, meine Psyche das Geheimniß verbirgst, so wird dieß Kind unsterblich wie wir, wo nicht, so wird es sterblich seyn.“ Psychens Wangen färbten sich bey dieser Nachricht halb von jungfräulicher Schaam, halb von Freude über die Göttliche Bürde die sie trug, voll Vergnügen über die Würde einer Mutter zählte sie schon sorgfältig die Tage und Monathe. Indeß kam die Zeit daß jene menschliche Pest, die fürchterlichen Furien, welche Gift athmeten wie die Ottern, dem Verderben der Psyche entgegen gingen. Ihr Gemahl stärkte sie auf's neue und sagte „Der Tag deiner lezten Prüfung naht heran; Neid und Eyfersucht und grausame Bosheit in Masken der Liebe und schwesterlichen Treue verkleidet, haben sich heimlich gegen dich bewafnet; sie sind unterwegs und trachten gierig nach deinem Verderben. Ach! meine Psyche, mit wie vielen Leiden sind wir umringt! habe Mitleid mit dir selbst und mit mir, und befreye

durch unverbrüchliche Verschwiegenheit dein Hauß, deinen Gemahl, dich und das Pfand unsrer Liebe von dem bevorstehenden Unglück. Höre und sieh jene lasterhaften Weiber nicht an, die du wegen ihres giftigen Hasses gegen unsere Verbindung nicht mehr Schwestern nennen darfst; höre sie nicht, obgleich der Fels von ihrem Geschrey ertönen wird." Psyche, die vor Weinen kaum antworten konnte, sprach: „Du hast ja schon längst meine Treue und Verschwiegenheit erfahren, und du sollst künftig meine Standhaftigkeit noch mehr kennen lernen; befiehl nur dem Zephyr, daß er ihnen den vorigen Dienst erweise, und laß mich anstatt deines geheimnißvollen heiligen Angesichts, welches mir versagt ist, wenigstens des Anblicks meiner Schwestern genießen, ich beschwöre dich bey deinen süß duftenden und fliegenden Locken, bey deinen zarten runden Wangen, die den meinigen so gleich sind, und so lieb als dir ist, daß ich wenigstens in diesem noch verborgnen Pfand unsrer Liebe dereinst dein Ebenbild erblicke, gestatte deiner getreuen, dir gänzlich eignen Psyche den Genuß der schwesterlichen Umarmungen; gewähre meinem Hertzen diese Freude; so will ich mich nicht mehr über diese nächtliche Finsterniß beklagen, die mir, o du mein einziges Licht, deinen süßen Anblick immerfort vorenthält; sondern will zufrieden seyn, wenn ich nur dich selbst habe und nie verliere." Durch solche Worte und süße Umarmungen bezauberte sie den verliebten Gemahl, der ihre Thränen mit seinen Haaren abtrocknete, und zwang ihn, ihr zu versprechen, was sie verlangte. Ehe die Sterne von der Sonne verscheucht wurden, schied er wie gewöhnlich von ihr, und ließ sie allein. Indeß eilten die zwey Schwestern zu dem Felsen, wo Zephyr des erhaltnen Befehls eingedenk, sie erwartete. Er nahm sie in seinen Schoß und trug sie, wiewohl mit Widerwillen, an den Fuß des Pallastes. Sie eilten mit Ungeduld hinein, und umarmten, unter verstellten Liebkosungen und Schmeichelreden die unschuldige nichts böses argwöhnende Schwester. „O! Liebe Psyche," sagten sie, „nicht mehr Mädchen sondern Frau, denn du bist Mutter: Welch einen kostbaren Schatz trägst du unter deinem Herzen! Mit welcher Freude wirst du unser Haus erfüllen! Wie

glücklich wird uns nicht der Erbe so großer Reichthümer machen, der, wofern er (wie nicht anders zu glauben ist) seinem Vater gleicht, ein anderer Liebes-Gott seyn wird!“ So täuschten sie unter dem falschen Schein schwesterlicher Liebe ihre unschuldige Schwester, die ihnen mit Güte und Liebe entgegen kam, und so bald sie sich nur ein wenig von der Müdigkeit der Reise erhohlt hatten, sie in eine Reihe prächtiger Gemächer führte, um sie mit köstlichen Weinen und Speisen zu laben. Als die Tafel aufgehoben war, befahl sie ihren unsichtbaren Virtuosen, sich mit dem anmuthigsten Concert von Instrumenten und Stimmen hören zu lassen. Aber so sanft und lieblich sie ertönten, so konten sie doch die Boßheit dieser Weiber nicht besänftigen, welche mit großer Freyheit, und ohne daß es schien als ob sie die mindeste Absicht dabey hätten, die Rede so zu lenken wußten, daß sie Gelegenheit bekamen, die arme Psyche in ihr Garn zu ziehen, und sie abermahls zu fragen, wer ihr Gemahl wäre, und woher er abstammte? Unglücklicher Weise vergaß Psyche ihre vorigen Reden, und erfand eine neue Erdichtung. Sie sagte: er wäre aus einem großen Land und triebe einen reichen Handel, auch hätte er bereits das mittlere Alter erreicht, und seine Haare fiengen schon an hier und da grau zu werden. Sie hielt sich aber nicht lange bey diesem Gespräch auf, machte ihnen neue Geschenke und ließ sie durch den Zephyr zurücktragen. Unterwegens sprach die eine zu der andern: „Was sagst du nun, meine Schwester, von der ungeschickten Lüge dieser Thörin? Neulich war's ein Jüngling mit Milch Haaren auf den Wangen, izt fangen seine Haare schon an grau zu werden. Wo ist der Mensch der in so kurzer Zeit jung und alt ist? Was anders ist hieraus zu schließen, als daß sie uns entweder eine große Lüge aufbindet, oder daß sie selbst nicht weiß, wie ihr Mann gebildet ist; dem sey aber wie ihm wolle, so muß ihr zu glückliches Geschick zerstöhrt werden. Denn wenn sie ihren Gemahl nicht kennt, so ist sie ohne Zweifel mit einem Gott vermählt und trägt einen Gott unter ihrem Herzen. Sollte ich jemahls hören, daß sie Mutter eines unsterblichen Kindes wäre, ich würde mich vor Verdruß erhängen!

Drum laß uns zu unsern Eltern zurückkehren, und ein neues Gewebe der feinsten Ränke anzetteln, wodurch wir das ganze Geheimniß von ihr herauslocken werden." Kaum waren sie angelangt, als sie von den Furien des Neids, welche sie Tag und Nacht marterten, getrieben wurden, nochmals von ihren Eltern Abschied zu nehmen und zu dem Felsen zurückzukehren.

(Die Fortsezzung künftig.)

Persisches Trinklied.

Schon duftet mein Scheitel vom köstlichsten Wein,
Mein Schoos ist voll glühender Rosen;
Schenkt freudig noch einmahl den Becher mir ein,
Und laßt mich mit Solima kosen!

Bereitet den weichesten Pfühl mir zum Schlaf,
Und füllt mit Jesminen die Küssen!
Der Erde Bezwinger ist heute mein Sklav;
Denn heut wird mich Solima küssen!

Nicht Myrrhe noch Weyhrauch verschwendet im Saal;
Verachtet die kraftlose Waare!
Viel süßer wird duften, beym fröhlichen Mahl,
Der Ambra Geruch ihrer Haare.

Kein Julep, kein Zucker, kein Honigsaft mehr,
Darf heut meine Tafel bedecken;
Denn Solima reicht ihre Lippe mir her,
Den süßesten Honig zu schmecken.

Verberget die Fackeln beym buhlenden Tanz,
Laßt Solimas Auge nur prangen!
Es zeige kein Licht sich bey himmlischem Glanz,
Der Mond nur, auf Solimas Wangen!

Komm, Solima! sieh in den Becher hinein!
Komm, Schönste! und hilf mir ihn trinken!
Der Strahl deiner Augen entflammt mir den Wein
Und läßt seinen Purpur nicht sinken.

Denn siehe! er trauert und freut sich mit mir:
Trüb steht er im Winkel der Zelle,
Wenn einsam ich seufze, geschieden von dir; —
Doch kömmst du — so färbt er sich helle!

Sprecht nimmer von Ruhm und von Ehre mir vor!
Verbannet den Schall der Trompeten;
Erquicket mit Tönen der Liebe mein Ohr,
Mit Harfen Gesang und mit Flöten!

Entzieht den Rubin ihrer Lippen mir nicht!
Und füllt mir ohn' Ende den Becher!
Denn das, was ihr Mund und der Wein mir verspricht,
Erwirbt mir kein Säbel noch Köcher.

Vierzehendes Stück.

Am ersten Januar.

Hoch vom Olympus komm' ich her,
Und bring' euch schöne neue Mähr,
Am ersten Tag in diesem Jahr;
Dergleichen nie gehöret war
Seit Mutter Tellus sammt ihrem Gemahl
Paradirt am blauen Himmels-Saal,
Und Nox aus Chaos trübem Schoos
Benebst dem Erebus entsproß.
Was kund mir war, das wird euch allen,
Wenn ich's erzähle, wohl gefallen.

Der Götter Größter, Zevs genannt,
Des Macht von Ost zu West bekannt,
Der wird in diesem neuen Jahr
Ganz anders uns erscheinen gar.
Zeither war seine Staats Maxim,
Daß alles ging nach Sinne ihm;
Von armer Sterblichen Beschwerden,
Von allen Wünschen dieser Erden,

Von Klag' und Geschrey über Injustiz
Nahm er bekanntlich wenig Notiz:
Und gouvernirte immer die Welt,
Als wär' er blos auf's Ganze gestellt.

Nun denkt einmal! — Der alte Despot
Will thun dieß Jahr, als sey er todt,
Er will ganz alles laufen lassen,
So gut oder übel es auch mag passen,
Es soll kein Murrn mehr seyn auf Erden,
Alle Menschen sollen glücklich werden:
Was einer wähnet gut und recht,
Es sey so schieelig schief oder schlecht,
Verderblich, selbstisch und unerhört,
Das soll ihm alles seyn gewährt.

Dieweil nun aller Wünsche meist
Sich stimmen gleichsam in einem Geist,
Und Gut und Geld, sammt langem Leben
Die Puppe ist, wonach wir streben;
So wird's geschehn in kurzer Zeit,
Daß es überall Ducaten schneyt,
Der Tod wird seyn ganz bannisirt
Und alle Ärzte salarirt.
Die Großen werden seyn gerecht,
Kein Mensch hinfür des andern Knecht,
Den Trinkern wird nie mangeln Wein,
Den Liebenden nie Mondenschein,
Ein jedes Mädgen bekommt 'en Mann,
Was einem beliebt, er alsbald kann,
So auch die Erde ungedüngt
Und ungepflügt ihre Früchte bringt,
Mit einem Wort die ganze Natur
Wird dirigirt durch Wünsche nur,
Und wo die Wünsche sich durchschneiden,
Da soll'n die Plurima entscheiden,
Wie's auf dem Reichstag ist der Brauch.
Derweil wird Zevs 'en dicken Bauch
Auf seinem Ida sich erzielen,
Und zuschaun, wie wir ihn tragiren.

Ihr seht, bey so gestallten Sachen
Wär's Thorheit: viele Wünsche machen,
Da jeder alsobald empfängt,
Was seine Phantasie erdenkt, —
Und ganzer Facultäten Rath
Nicht trifft, was einer von Nöthen hat!

Amor und Psyche.

(Fortsezzung.)

Hier wurden sie wie sonst in das Hauß der Psyche gebracht, und unter einem Strom von Thränen näherten sie sich ihr und sprachen: „Du bist glücklich, daß du dein Unglück weder kennest noch neugierig bist es kennen zu lernen; wir aber sind sehr um dein bestes bekümmert. Wir haben für gewiß erfahren — doch kaum haben wir das Herz dir es zu sagen! daß ein ungeheurer Drache, welcher beständig bereit ist dich zu verschlingen, im Verborgnen dein Bette mit dir theilt. Erinnere dich des schrecklichen Orakels des Apollo, welches sagte, daß du bestimt wärest, dich mit einem furchtbaren Ungeheuer zu verehlichen. Viele Ackerleute und Jäger sahen ihn gestern Abend den benachbarten Fluß durchschwimmen; und sie sind allesamt der gewissen Meynung, daß seine Liebkosungen von keiner Dauer seyn würden, sondern daß du nur aufgespart wirst, um, wenn du der Geburt nahe gekommen, von dem Ungeheuer verschlungen zu werden. Bedenke dich nun, ob du deinen so zärtlich um dich bekümmerten Schwestern Glauben beymessen, und dem Tod zu entgehen bey uns leben, oder, wenn du unsern Rath verschmähest, lieber ein Raub eines Ungeheuers werden willst? Wenn dich aber dieser einsame Ort, die unsichtbare Gesellschaft und die Liebkosungen einer Schlange zurück halten, so haben wir gethan was treuen Schwestern gebührt.“ Als die unschuldige und leichtgläubige Psyche dieses alles hörte, überfiel sie eine solche Furcht, daß sie ihr Versprechen vergaß, und sich in den Abgrund des Verderbens stürzte. Mit erblaßten Wangen, mit zitternder Stimme sprach sie: „O meine geliebten Schwestern, wie wohl habe ich gethan, daß ich meine Pflichten gegen euch beobachtet

habe! Ihr habt als treue Schwestern gegen mich gehandelt. Ich zweifele nicht an der Wahrheit Euerer Erzählung: wißt also, daß ich nie das Angesicht meines Gemahls gesehen habe, und bis izt nicht weiß, woher und wessen Standes er ist. Und ob ich gleich nicht ohne Furcht war, so hat mich doch jederzeit seine liebliche Stimme verführt, ihn, der, wie ich nun wohl sehe, so große Ursache hat das Licht zu scheuen, und seine gräßlichen Liebkosungen zu dulden. Nun begreife ich, warum er mich so oft mit dem größten Unglück bedroht hat, wenn ich sein Gesicht zu sehen verlangte! O liebe Schwestern, kommt eurer unglücklichen Psyche zu Hülfe, rettet sie aus dieser schrecklichen Gefahr!" Da die boshaften Weiber merkten, daß Psyche ohne Argwohn sich völlig in ihre Arme geworfen hatte, sprach eine von ihnen: „Die schwesterliche Liebe hat uns Mittel gegeben, dich zu retten. Nimm ein scharfes Messer, und verstecke es in deinem Bette, versieh dich auch mit einer Lampe und verbirg sie ebenfalls an einem schicklichen Orte; und, in der nächsten Nacht, wenn das Ungeheuer zu Bette gegangen ist und du es schnarchen hörst, so stehe ganz leise auf und hole die Lampe. Wenn du ihn dann entdeckt hast; so thue was dir die Gelegenheit angiebt. Ergreif das Messer und stoß es dem Ungeheuer in's Herz. Wir werden nicht ermangeln, wenn du unserer benöthigt bist, dir zu Hülfe zu kommen, und deiner mit Sehnsucht warten, dich unsern Eltern wiederzugeben." Da sie nun die ganze Seele der armen Psyche in Unruhe gesezt hatten, und sich als böse Rathgeberinnen vom Ausgang nicht viel gutes für sich selbst versprachen, kehrten sie wie gewöhnlich zum Felsen zurück, und verließen die Unglückliche.

Sie blieb allein, der grausamsten Verzweifelung überlassen, von der sie, wie von Wellen des Meers, aus einem Entschluß in den andern geworfen wurde. Sie kämpfte mit einer Menge Leidenschaften, bald wurde ihr die Zeit der Ausführung zu lange, bald zu kurz, bald war sie kühn, dann wieder zaghaft, sie hoffte, verzweifelte, zürnte, und besänftigte sich wieder: sie verabscheute das Ungeheuer, und konnte sich dennoch nicht erwehren, den Gemahl in

ihm zu lieben. Indessen nahete der Abend heran, und sie bereitete alles was sie zu ihrem Vorhaben nöthig hatte. Schon war die Mitternacht vorbey, und ihr Gemahl in den tiefsten Schlaf versenkt, als Psyche, von ihrem Wahnsinn und dem Verhängnisse getrieben, die weibliche Schüchternheit in männliche Kühnheit verwandelte. Sie hohlte die Lampe, und ergriff den Dolch, um ihn in das Herz des vermeynten Ungeheurs zu tauchen. Sie wandte schaudernd ihr Gesicht weg; und konnte doch einem geheimen Zug von Neugier nicht widerstehen, der sie wider Willen hinzublicken nöthigte. Zitternd hob sie die Lampe empor, blickte hin, und sah, o Himmel! welch ein Anblick! Amorn, den schönen Gott der Liebe, in süßem Schlummer auf dem Lager hingegossen. Bewunderung und Entzücken erschütterten ihre Seele beym Anschauen dieser himmlischen Gestalt; die Lampe selbst schien heller zu stralen, und die Spitze des mörderischen Stahls sich in einen Stern zu verwandeln und aufwärts gen Himmel steigen zu wollen. Psyche, vor Schrecken und Liebe außer sich, sank blaß und bebend auf ihre Knie; und ohne selbst recht zu wissen was sie that, kehrte sie den Dolch gegen ihre eigene Brust; — aber eine höhere Macht wand ihn aus ihren Händen; dem kalten fühllosen Eisen selbst graute vor einer solchen That — und es fiel zu ihren Füßen! — Unvermögend, ihre Augen von der göttlichen Schönheit ihres Geliebten wegzuwenden, erhob sie sich izt wieder und betrachtete, in Entzücken und Liebe verlohren, jeden seiner Reize — bewunderte die goldnen Locken, welche wellenförmig und von Ambrosia duftend um sein schönes Haupt sich kräuselten, und mit ihrem lichthellen Schimmer den Schein der Lampe verdunkelten. Sie betrachtete die Fittige an seinen Schultern, die wie Rosen in dem Morgenstrahlen glänzten, und ergözte sich zu sehen, wie die zärtern Federn unter den größeren, von dem leisesten Hauch bewegt, zitterten. Ganz von Wollust trunken sah sie einen zarten jugendlichen Leib, dessen Venus sich nicht schämen durfte Mutter zu seyn. Neben ihm ruheten seine siegreichen Waffen, der goldne Bogen, und der Köcher mit Pfeilen besteckt, deren süß verwundende Spitze Göttern und Menschen furchtbar

ist. Unglücklicher Weise wandelte sie bey dessen Erblickung die Neugier an, einen dieser Pfeile aus dem Köcher zu ziehen, um zu sehen wie scharf er wäre.

Sie sezte die Spitze desselben an ihren kleinen Finger und verwundete sich dergestalt, daß einige Bluts Tropfen herausflossen. Sie wurde dadurch, ohne zu wissen wie, immer mehr von Liebe gegen Amor entbrannt. Unbewußt ihrer selbst beugte sie sich über ihn, drückte ihren Mund auf den seinen, und überhäufte ihn mit Küssen, um das brennende Feuer ihres Busens, während seines Schlummers, zu dämpfen. In diesem Taumel verliebter Trunkenheit sprizte ein Tropfen Oel von dem brennenden Dagt der Lampe auf die rechte Schulter des schlafenden Gottes — Amor, von dem brennenden Tropfen aufgeweckt, sprang, voll Unwillens über die verlezte Treue, vom Lager auf, um sich den Augen und Armen seiner unglücklichen Geliebten auf ewig zu entreißen. Aber so bald sie seine Bewegung gewahr wurde, umschlang sie mit beyden Händen seinen rechten Fuß, und hielt sich so fest an, daß er sie mit sich in die Luft erhob und so lange fortzog, bis ihre ermüdeten Hände sie nicht mehr erhalten konten und sie kraftlos zur Erde fiel.

(Fortsezzung folgt.)

Der Vorhang.

Nach dem Alt-Französischen.

Schlaf' hinterm Vorhang, wer da will,
Ich mag ihn nicht mein ganzes Leben
Und will euch gleich zur Nachricht geben,
Warum ich ihn nicht mag noch will.

Zuerst und primo denn: die Lust,
Die sich zu sehr des Dunkels freuet,
Der Traum, der auch Auroren scheuet,
Sind ihrer sich nur halb bewust.

Wo Morgen- nicht noch Abendroth
Noch Dämmerung uns mag erreichen,
Nur schwarze Schatten um uns schleichen,
Ist Phantasie der Liebe Todt.

Die Muse liebt des Tages Schein,
Die Grazien und Liebesgötter
Sie betten sich auf Rosenblätter:
Im Freyen schlafen alle Neun.

Mein Vorhang ist die Unschuld mir,
Das scheue Wild kriecht in die Hölen,
Mich soll der Welthauch frey beseelen,
Den zieh' ich mir zum Vorhang für.

Funfzehendes Stück.

Die zwey Linden, an Linna.

Du sahest, wie zwey Freunde fielen,
Neben einander, als Gespielen
Tranken sie die Frühlingsluft,
Wehten dir süßen Blüthenduft
Aus ihren Wipfeln entgegen.
Aber ach! mit Beil und Axt und Sägen
Stehn harte Menschen um sie her
Und Wehe! den verwüstenden Schlägen: —
Sie sind nicht mehr —
Sie liegen nun, und ihre Kronen nieder
In Staub, und von dem Fall
Krächzt im dumpfen Wiederhall
Ihre Mutter, die Erde, wieder.
Getrennt sind ihre Glieder
Von Stamm und Wurzeln — und nun, —
Weil rothes Blut nicht fließt, kein Stöhnen,
Kein Zucken folgt, — so wähnen
Die Verderber kein Übels zu thun. — —
Aber ihnen mit dem verwüstenden Beil
Ward dein liebendes Herz nicht zu theil,
Das alle Natur innig umfängt,
Von sanftem Mitgefühl sich engt.

Sie sahen nicht wie die Mutter Erde
Seit langem her, mit liebender Beschwerde
Diese Lieblinge ihres Schooßes gepflegt,
An ihren Busen sie gelegt,
Lebenskraft daraus zu trinken,
Und wie, über ihre Schwestern erhöht,
Nun aus der Wipfel Majestät
Sie der Mutter Seegen winken. — —
Also manche des Hofes wähnen,
Wo Blut nicht fließt, kein Stöhnen,
Kein Zucken folgt; da sey
Kein Unrecht, alles einerley. —

Verstand und Herz.

Ein Hausgespräch am langen Winterabend.

Ein Vater saß mitten unter seinen Kindern, die sich durch Spiele, Scherze und Gespräche den langen Winterabend kürzten. Diesmal hatte ihr Gespräch eine sehr philosophische Mine: denn sie stritten über Geist und Herz, und was jedes von beiden für Eindrücke gewähre? das macht dies waren sehr metaphisische Kinder. Die Knaben nahmen natürlich alle die Partie des Verstandes, weil sie sehr verständige Buben seyn wollten; die Mädchen alle die Parthei des Herzens und logirten also die größte Wirkungskraft im Menschen tiefer hinunter. Jene mahlten dazu Gesichter, in denen alle Eindrücke des Geistes sichtbar seyn sollten; diese schnitten flammende und geflügelte Herzchen aus, von denen sie behaupteten, sie flögen sehr schnell, und zündeten überall und brennten ewig. Als sie sich, wie leicht zu erachten war, nach langen Repliken nicht vereinigen konnten, gingen sie ihren Vater an, der, eine doppelte Schlafmütze auf seinem greisen Haupt, zwischen ihnen seine Pfeife rauchte und an etwas anders dachte. Er wachte wie aus dem Traum auf, da ihm von seinen Knaben und Mädchen die Frage vorgelegt ward:

„Welche Eindrücke oder Empfindungen wahrer und daurender sind? ob die des Verstandes? oder des Herzens?“

„Eindrücke und Empfindungen?“ Er schob die Schlafmützen zu beyden Seiten. „Wahrer und daurender?“ Er schob sie nochmals herum und rückwärts. „Des Verstandes oder des Herzens?“ Er nahm sie beyde ab, legte sie auf den Tisch, klopfte die Pfeife aus und sprach: Das, meine Kinder, ist eine schwere Frage. Ich möchte wissen, wie ihr auf die kommt?

Sie sagten einhellig, daß es zugleich eine sehr wichtige Frage sey, maassen sie zu ihrer ganzen Bildung und Lebensführung die Form und den Grundriß gebe. Sie müßten genau wissen, wie sich Verstand und Herz zu einander verhalte? wo jedes logire und was es beherbergen könne? wie bequem und daurend die Herberge sey u. s. f. —

Wenn nichts weiter ist, sagte der Alte und setzte seine beyden Mützen wieder auf, so ist die Sache leicht entschieden. Braucht beyde recht, meine Kinder, wie und wozu sie euch Gott gegeben. Bringt vor den Verstand, was vor ihn gehört; und vor euer Herz deßgleichen. Sucht mit jenem richtig zu denken, mit diesem treu und rein zu empfinden: so sind ihr beyder Eindrücke und Empfindungen wahr und ewig. Endlich, sucht sie beyde so viel möglich zu gesellen, denn Gott gab sie euch ja in Eine Menschheit: den Verstand in den Kopf, das Herz in die Brust. Also laßt euer Licht leuchten vor den Leuten, oben; und euer Lämpchen rein brennen in der Mitte eures Wesens. Das Herz muß nicht ohne Kopf gallopiren und euer Kopf nicht ohne Brust und Herz eine kalte, steinerne Büste werden: so werden sich mit der Zeit beyde zusammen finden und vereinigen und ihr werdet durch beyde glücklich werden; ohne das wird's immer mit euch verdorben Werk bleiben. — Was habt ihr da gemacht? Köpfe? — Warum Köpfe? Habt ihr je Köpfe ohne Rumpf wandeln gesehen? und ihr, was habt ihr? Geflügelte Herzchen? Nun denn, welche Kinder ihr seyd. Sahet ihr je brennende Herzchen fliegen, und daß ihnen der körperlose Flug wohl bekommen wäre? Mahlt doch wenigstens ins Herz ein Auge herein, so habe ich nichts gegen Eure Symbolik. „Papa, schrien die Mädchen,

das bedeuten schon die Flammen und die Flügel: wo's brennt und fliegt, da darf man kein Auge; da ist das Auge schädlich." Glaubts nicht, kleine Thörinnen, ein fliegendes Herz ohne Auge fliegt überall an, wird allenthalben gespießt und verwundet. Ein immer brennendes Herz brennt sich aus. — „Aber, Papa, ein Herz was ganz Auge ist, ist auch zu delikat und kann nirgend ruhen. Wo es hinkommt, sieht's zu genau, zu nah, und will immer weiter."

Der Vater: Ich sage euch nicht, daß Eure Herzchen ganz Auge seyn sollen, nur sollen sie Augen haben: eben damit sie wissen, wo sie Ruhe finden können und wo sicher zu ruhen sey. — Aber gnug des Bildes. Ich will meine Pfeife anzünden und einen kleinen Katechismus über Verstand und Herz mit euch anstellen. Seyd ihr zu antworten fertig? es wird sich sodenn ergeben auf wessen Seite der Sieg sey? —

Sie waren alle dazu sehr bereit und der Vater hub an:

Nicht wahr, Mädchen, euch ist von eurer ältern Schwester bekannt, was sie in ihrer Ehe gelitten hat und noch leidet; und ihr wisset doch, sie hat aus bloser Liebe geheirathet. Es war Herzens-Affaire bey ihr, die sie lange unterhielt, von der sie sich durch nichts abwendig machen ließ: denn ich und alle die sie liebten, widerriethen ihr die Heirath. Was meint ihr, woran der Fehler ihrer Wahl war?

Am Mangel ihres Verstandes, riefen die Knaben, den sie nicht zu Rath gezogen; sie hat bloß mit ihrem Herzen gewählet. Und leider! jetzt hat sie's oft bereut.

Also meint ihr, waren die Eindrücke ihres Herzens nicht richtig. Aber seht! lebhaft und also wahr waren sie doch immer: ja auch daurend sind sie: denn sie liebt ihren treulosen, niedrigen Ehemann noch jetzt, wie sie ihn am Tage der Verlobung liebte. Und dem Mangel ihres Verstandes könnt ihr's doch auch nicht zuschreiben: denn sie ist von jeher ein kluges Mädchen gewesen, und hat ihre Wahl lange geprüft. Ihr Bräutigam ist oft von uns gesichtet und seine Fehler ihr deutlich gnug vorgehalten worden, woran lags also?

Die Knaben. Sie hat nicht recht geprüft, ihr guter Verstand war von ihrem Herzen bestochen, daß sie also nichts mehr an ihm im rechten Licht sah.

Sie liebte ihn zu sehr, als daß sie ihren Verstand recht brauchen und auch die böse und schwache Seite von ihm hätte sehen können. Die Eindrücke des Herzens sind also ohne Beyhülfe des Verstandes allemal trüglich, wenn sie auch noch so daurend wären.

Vater. Trüglich und dennoch daurend? wie reimt sich das?

Knaben. Nichts reimt sich leider mehr, Vater. Trüglich, wenn mann sie vor den Verstand fodert: denn das hat die Erfahrung gewiesen. Sie träumte bey ihm Liebe und Glückseligkeit zu finden und findet Elend. Daurend aber sind sie in ihrem Herzen selbst, weil sie ein so gutes Geschöpf ist, dessen kleinen Finger ihr Unwürdiger nicht verdient.

Vater. Also meint ihr, das Herz könne ohne Verstand sehr daurende Eindrücke fassen, selbst wenn jener ihm die üblen Folgen derselben, mithin den Irrthum, den es beging, täglich zeiget. Aber was macht sie denn daurend?

Die Knaben waren verlegen zu antworten und die Mädchen nahmen sich also ihrer Schwester an. Unmöglich, Vater, könnten ihre Empfindungen so daurend seyn, wenn sie nicht auch in sich und vor dem Auge des Verstandes Wahrheit gewesen wären. Er hatte würklich alle das Gute, was unsre Schwester an ihm sah und hat's noch; sehen Sie aber, wie stark die Wahrheit ihrer Empfindungen und Herzenseindrücke seyn muß, daß sie ihm auch die Fehler verzeiht und übersiehet. Wenn thut das euer Verstand? Er macht lauter Spiegelgefechte pro und contra: und giebt nie einen wahren Eindruck.

Vater. Nie einen wahren Eindruck, meine Töchter?

Töchter. Daß er des Namens „Eindruck" werth wäre — nein, Vater! den giebt allein das Herz. Jener giebt bloße Ideen, bey denen wir unthätig, unentschlossen und kalt bleiben. Heißt das Wahrheit? heißt das Empfindung oder Eindruck? — Sehen Sie doch die größesten

Verstandeshelden an; was sind sie für arme Tröpfe! Sie wissen alles und fühlen nichts; wissen alles, aber können und thun nichts; sind heut von einer Sache überzeugt und morgen nicht mehr, wenn ein neues Staubkörnchen auf die sogenannte Waagschale ihrer deutlichen Bewegungsgründe fällt. Wir loben uns das Herz: das giebt auf Einmal wahren, lebhaften, vielseitigen, daurenden Eindruck. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, redet auch herzlich und jedermann glaubt ihm. Ein Mensch, der herzlich überzeugt ist, bleibt auch dabey und läßt sich drüber tödten, da der Verstand immerdar wankt, nie zum Schluß kommt und wenn er reden will, mit seinem kalten Abwägen der Bewegungsgründe keinen todten Hund überzeuget.

Vater. Nun meine Töchter, ihr redet wirklich wie die flammenden geflügelten Herzchen. Ihr nanntet die Herzenseindrücke wahr: das leugnet euch niemand, wenn ihr sie, als das, was sie sind, als lebhafte Empfindungen betrachtet. Ihr nanntet sie vielseitig; auch das gebe ich euch zu: denn das Herz faßt viele Seiten auf Einmal; sonst wären seine Empfindungen nicht so lebendig. Ihr nennt sie daurend; das mag seyn, es mag aber auch nicht seyn: sobald sich die Seite des Gegenstandes verändert und gerade in diesem Herzen andre oft gegengesetzte Empfindungen erreget. Endlich den Eindruck, den die Sprache des Herzens auf andre macht, könnt ihr gar nicht für euch anführen, denn oft geschieht der Eindruck bloß durch Übertäubung, und verändert sich eben so schnell, wie sich die Sache selbst wendet. Also redet noch nicht von den Wirkungen sondern von dem was da wirkt: nicht von den Empfindungen des Herzens, sondern von dem was das Herz empfinden macht; ob in ihm Wahrheit und Dauer sey? Ists darinn, so werden die Empfindungen des Herzens immer folgen.

Da sind wir, riefen die Knaben, auf dem rechten Wege, und dies, was die Wirkung macht, kann allein der Verstand prüfen. Das Herz übertäubt und kann also nie über die Wahrheit Einer Sache in der Welt sichern. Es giebt oder nimmt zuviel, und kann also nicht klar und deutlich geben oder nehmen. Es schwebt immer im

Dunkeln, geht in der Irre einher; der Verstand allein giebt Licht und Wahrheit. Der theilt die Gegenstände und wendet sie von Seite zu Seite. Er leuchtet mit dem Lichtstral und will nicht mit der Fackel zünden. Er sieht, wohin er greift und tastet von allen Seiten, weiß also auch, was er hat und empfängt. Wenn er langsam geht, geht er sicher; und wenn er seine Schätze zuzählt und nicht in einer Überschwemmung zuregnet, so sind sie auch dafür lichte Goldkörner: sie dauren. Das Wasser der Herzensüberschwemmung verläuft wie ein Schneeguß von den Gebirgen.

Die Schwestern fielen ihnen in die Rede und sagten, daß das nicht so sey, daß wenn das Herz viel auf einmal gebe, es deswegen weder Falschheiten noch keine bloße Vergänglichkeiten geben dörfe; vielmehr in dem Vielen liege das Daurende, das Wahre. Der Verstand theilt, sagten sie, aber er theilt willkührlich, unnatürlich; und also eben damit ist er die Quelle aller Nichtigkeit und Falschheit. Er zergliedert, was die Natur zusammensetzte, abstrahirt, was sich uns ganz darstellte; kurz, mit Erlaubniß zu reden, er schindet den Gegenstand und verstümmelt ihm Nase und Ohren. Was kann der scharfsinnige Verstand, der spottende Witz, die grübelnde Vernunft nicht aus einem Gegenstande machen? und hat sie nicht aus jeglichem alles gemacht, was ihr einfiel?

Das ist alsdenn kein richtiger Verstand, riefen die Knaben hinein; aber die Mädchen kehrten sich daran nicht, sondern fuhren fort, die Eindrücke des Herzens zu preisen. Das Herz, sagten sie, nimmt alle Gegenstände ganz auf, wie sie sind, wie sie die Natur geformt hat: es zertheilt und zerstückt nicht, darum giebt es auch so große, ganze Wirkung. Lehrt uns Ein Eindruck des Herzens nicht mehr, als hundert Eindrücke des Verstandes? Gräbt und ahndet es nicht tiefer und bringt gleichsam das Unsichtbare ans Licht? Welch ein Reichthum von Wahrheit liegt in den Sympathien und Antipathien des Herzens, von denen der blinde Verstand kein Wort weiß, ja von denen er sich kein Wort erklären kann, wenn sie auch schon unläugbar vor ihm liegen. Wie viel ahndet nicht ein

Kind, ein herzlicher Mensch blos nach dem ersten unbestochenen Eindruck! sobald er sichs erklären will und den Eindruck zergliedert, flieht die Wahrheit: er raisonnirt ihn sich hinweg und raisonnirt sich in die Lüge.

Vater. Ich muß mich des Verstandes annehmen, Mädchen, ihr machts zu arg. Auch der erste Eindruck ist des Verstandes und nicht des Herzens. Nur es giebt einen grübelnden Verstand, den man meistens die spitzfündige Vernunft nennt, und einen gesunden; des letzten ist der gute Eindruck, des ersten das späte Grübeln. Allerdings sagt der erste Eindruck viel, weil er unbefangen, schnell und ganz ist; er kann sich indeß doch auch trügen und muß sodann rektificirt werden. Wenn ihr auf den Verstand scheltet, der ihn rektificirt, so scheltet lieber auf die Erfahrungen, die ihn dazu zwingen, die ihm das erste Gemälde umkehren oder oft mit Schmerzen zergliedern. Unmittelbare Eindrücke aufs Herz giebts in dieser sublunarischen Welt nicht: sie müssen immer durch einen Theil des Verstandes gehen; wohl, wenn sie durchs rechte Thor passiren: denn der Verstand hat auch seine falschen Pforten, wie die Träume.

Mädchen. Und welches ist die falsche Pforte?

Vater. Er hat mehr als eine, und damit ich euch nicht böse mache, mag die Erste seyn: die spekulirende Vernunftpforte. Seht, da gehen keine ganze Gestalten hinein, sondern Schatten; zum Unglück gar falsch abgezogne, verstümmelte Schatten, wie ihr sie beschrieben habt; das nennen manche Philosophen abstrahiren, d. i. die Begriffe bis aufs Hemd ausziehen; oft aber nehmen sie ihnen Haut und einige Glieder mit. Solche Philosophen gebe ich euch Preis. Mit ihrer Abstraktion machen sie selten Eindruck, sie wollen auch keinen machen; sie wollen nur um die Region des Verstandes wetterleuchten. Ihnen glaubt keiner; denn sie glauben sich selbst nicht: aber desto mehr zanken sie mit einander und spießen Worte. Nehmt euch in Acht vor ihnen, meine Buben, und bleibt dem guten, gesunden Verstande treu; die grübelnde Vernunft liefert euch nur Spinnweb statt Seide. Es ist, Mädchen, als ob ihr ein Buch läset und wolltet zuerst alle a, e,

i, o, u herausabstrahiren; wird euch das lesen leicht und angenehm seyn?

Töchter. Ei nein, Papa, sollen wir das Buchstabiren umsonst gelernet haben? Und denn die abstrahirten Wörter würden ja so löchrich aussehen, als eine zerschossene Armee.

Vater. Das ist ein kriegerisches Gleichniß; und setzt hinzu, daß den Wörtern noch gar alle Augen ausgeschossen sind (das sind die Vokalen) und gerade das thut oft der Grübler. Er bemerkt alles, nur nicht den Geist einer Sache, den läßt er sich entwischen, denn der läßt sich nicht zergliedern. Buchstabiert also immer recht, meine Kinder, und laßt keine Buchstaben aus, thuts auch bey den ersten Eindrücken, und haltet euch dabey hübsch an die alte Rechtschreibung: denn werden, wills Gott, eure Eindrücke, es mögen die ersten oder die letzten seyn, ihr mögt sie in den Geist oder ins Herz logiren, so wahr, richtig und daurend seyn, wie sies für ein armes menschliches Geschöpf seyn können, das nur zwey Augen und Einen Menschen-Verstand hat, wie es ja auch nur Ein Herz haben sollte. Ist euer Verstand gesund und auf guter Hut: so läßt er nichts unrechts oder zweydeutiges durchpassiren, fordert dem Passagier den Paß ab, durchsucht auch wohl sein Felleisen. Wenns an die Taschen gehen soll, muß Verdacht da seyn; und freylich auch hier ist Irrung möglich. Indeß wenn der Thorschreiber redlich und gescheut ist, wenn er auch selbst aus seinen Fehlern lernt: so wird er mit der Zeit immer weniger Irrthümer machen und das ist alles, was man von ihm fordern kann. Nur um Gottes Willen, Kinder, reißt das Thor des Verstandes nicht ein, weil sein Thorschreiber Fehler machte; es ist und soll billig das Einzige und Hauptthor zur Menschheit seyn; alles Übrige sind nur Schleichwege und Hinterpförtchen.

Die Buben klatschten und fingen an, ein großes Thor, mitsammt der Thorschreibers Bude zu mahlen. Das Thor selbst gerieth frey, hübsch und licht: es hatte einen schönen Bogen und die Überschrift:

Dem Verstande.

Sie wollten auf beyde Flügel noch hinzusetzen: denn sein Eindruck ist wahr und ewig; als ihnen der verwünschte Thorschreiber ins Auge fiel, dessen Bude ihrer Aufschrift wirklich ein Pasquill machte: denn wenn alle Eindrücke des Verstandes wahr und ewig wären, so brauchte kein Thorschreiber zu seyn. Ihre Aufschrift auf die Thorflügel hätte nichts gesagt als: unsres Thorschreibers Bude, Protokoll und Wachsamkeit ist wahr und ewig, und das wollten sie nicht sagen. Sie ließen also die jubilirende zweyte Aufschrift weg und das Thor wurde noch nicht zur Siegespforte dekoriret.

Aber, Papa, sagten die Schwestern, Sie haben zuerst ein Nr. 1 gesetzt, wie der Verstand auch Hinterthüren und Schleichwege hat; wollen Sie nicht Nr. 2 hinzuthun?

Vater. O ja, meine Töchter, es ist das Pförtchen des Herzens. Es ist um so viel gefährlicher, weil nichts als Liebes da durchgelassen wird, und weil man es so gern öffnet. Diese Pforte ist ganz Contrebande, denn auch Alles Liebe muß zuförderst durchs große Thor hinein.

Die Buben fingen an, ihr großes Verstandsthor zu dekoriren; die bestürzten Mädchen nahmen sich ihres Pförtchens an und sagten:

Töchter. Aber Papa, wie können Sie doch so hart und gemein seyn. Das garstige große Thor des Verstandes, wo alles durchpassiret, Schaafe und Ochsen, Vieh und Menschen. Wer mag immer im Licht stehn, sich drängen und im Koth wandeln? Unser Thürchen ist uns so nah, es ist so lieblich. Man ist durch dasselbe gleich im Garten und was zu uns kommt, buckt und duckt sich, weil das Thürchen klein ist. Durch das große Verstandsthor ist uns so viel Widriges zugekommen, so viel Turbulentes; hier kommt alles so sacht, so leise —

Vater. Und geht auch alles so leise heraus? Betrügt euch nicht, meine Kinder, mit eurem Herzenspförtchen, es ist das gefährlichste, was ihr habt. Hinein gehts lieblich, aber hernach stichts wie eine Schlange und brennts wie eine Otter oder will gar nicht wieder heraus, weil es durch einen Schlupfwinkel hineinkam. Die Obrigkeit

könnt, dörft und wollt ihr nicht requiriren, daß sie den Gast hinaustreibe: denn ihr nahmt ihn ja selbst gern und willig, ja wider die Gesetze durch diese Thür auf. Ihr fürchtet also Schaam und Ahndung; oder wenigstens flieht ihr das offenbare Geständniß und so bleibt mancher Gast sitzen, nur euch zu quälen und zu turbiren. Glaubt Ihr, daß alle Wirkungen aufs Herz, weil daurend, auch deßwegen erfreulich sind? Ach, es giebt Qualen und Peinigungen des Herzens, die mancher sich gern wegwünschen möchte.

Töchter. Ja Papa, da peinigt der böse Verstand das Herz, wenn man nur dessen loswerden könnte.

Vater. Glaubt das nicht, meine Kinder, die Gäste peinigens, die darinn wohnen: sie zerkratzen die innern Wände desselben, daß Blutströme von allen Seiten herabrinnen, weil ihr Appetit nicht mehr befriedigt wird und nicht mehr befriedigt werden kann. Endlich geräth das Herz in Verzweifelung über seine traurige Gestalt und über die Gäste in demselben, es peinigt sich, brennt sich, und möchte sich gern aufreiben, daß aus der Asche ein junger Phönix werde. Die Empfindungen, so daurend sie seyn mögen, sind nicht holdselig.

Töchter. Aber Vater, warum nur die böse Seite der Sache? Es giebt auch gute Gäste, die mit ihrer erquickenden Gegenwart erwärmen und belohnen.

Vater. Die, meine Töchter, scheun nie das Licht und ärgern sich nicht an der Pforte des Verstandes. Sie lassen sich examiniren und der Verstand, weil er der ältere Bruder des Herzens ist, examinirt sie schnell und leicht; es sey denn, daß das Herz oder der Fremde ihm Argwohn gebe. Also rathe ich euch, vor der Hand noch, euer Pförtchen zuzuthun und das Herz mit dem Verstande desto mehr in gutes Vernehmen zu setzen. Laßt jenes sich gut aufführen und keine Winkelzüge suchen: damit dieser ihm den Zugang nicht erschwere.

O Papa, riefen die Buben, daraus wird nichts. Das Herz ist eine Hexe, so bald es mit dem Verstande zu thun hat, und besticht ihn. Es will nicht Schwester, sondern immer Geliebte seyn. Es caressiert seinen eignen

Bruder, damit dieser nur wieder ihren Liebhaber caressiere, und so wird des Unfriedens und des Unfugs kein Ende.

Vater. Und was wollt ihr denn, Knaben? wollt ihr das Herz gar hinauswerfen; nur damit es den Zugang zum Verstande nicht mehr habe? Herz muß Herz bleiben: denn es ist der Menschheit so wesentlich, als der Verstand. Der Thorschreiber ist der Stadt wegen da; nicht die Stadt des Thorschreibers wegen. Laßt das Herz eine Zauberin seyn, die gern verführen will; dafür ist der Verstand, Verstand. Er hat die Augen im Kopf und hat Amt und Pflicht auf sich; er muß mit seiner Schwester nicht buhlen, sondern ihr bestes besorgen wollen. Und glaubt nicht, daß alle Herzen so toket sind, es giebt auch einfältige gute Herzen, die sich gern vom Verstande leiten lassen und ihn nicht betriegen mögen.

Töchter. Das sind meist ein bischen dumme Herzen, Papa.

Vater. Sagt Ihr das, Mädchen? Wißt also, das Herz ist immer dumm, wenns ganz ohne Verstand ist, so klug es sich dünke. Aber was habt ihr da Neues gemahlt? was haben die Herzchen für schöne Thürchen bekommen! mit so feinen Bändern und gar mit Blumen bekränzet. Nur das Schloß fehlt.

Töchter. Das wollen wir gleich hinzumahlen und der Schlüssel hängt inwendig, daß wir aufschließen können, wem wir wollen. Wir wollen keinem aufschließen, Papa, als dem Guten, dem Lieben, dem Schönen, — nur bewahren Sie uns vor dem fatalen großen Verstandesthor.

Vater. Aber Kinder, wie könnt ihr wissen, was gut und schön ist, wenn keine Pforte des Verstandes wäre? Wohlan, ich weiß eine Auskunft. Alles was zum Erstenmal kommt, weißt ab, wenn es nicht den Paßport vom Verstande mitbringt. Kennt ihr eure Gäste schon lange, sind sie oft da gewesen und haben sich treu und redlich erwiesen: nun so könnt ihr ihnen, der Kürze wegen, das Thürchen auch unmittelbar öffnen.

Töchter. Also bleibt doch das Thürchen, Triumph!

Vater. Es bleibt. Nur als ein geheimes Pförtchen der Vertraulichkeit und Freundschaft, was nicht immer offen stehn, was wohl bewacht werden muß, damit sich nicht Diebe und Räuber hineinstehlen. Der Verstand aber ist und bleibt die Hauptpforte.

Die Knaben hatten ihre Ehren- und Triumphpforte fertig.

Vater. Eine schöne Pforte! Aber nun, sehet ihr nicht, was da fehlt?

Knaben. Nein Vater.

Vater. Sehet ihr nicht, es ist und bleibt eine nackte, kalte Pforte. Wo wollt ihr die Fremden hinlogiren, wenns auch die Edelsten wären? In die Thorschreiberbude? Ihr seht also, ihr braucht das Herz, wie das Herz euch braucht. Der kalte Verstand ist nur Pforte, das Herz ist Wohnung.

Töchter. Triumph, Triumph! und unser Thürchen wird geöffnet. Im Herzen wohnt sichs so warm, so lieblich — Nur, wir brauchen doch nicht alles aufzunehmen, was durch jenes Windthor kommt?

Vater. Beyleibe nicht! da würde euer Kämmerchen bald viel zu klein seyn. Nehmt auf was euch das Beste, das Lieblichste dünkt, was ihr kennt, mit dem ihr freundschaftlich und vertraut seyd; das übrige behilft sich auf den Straßen. Eure Wohnung muß ein kleines Heiligthum bleiben.

Töchter. Und über diese Auswahl hat der Verstand nicht zu kommandiren.

Vater. Zu kommandiren nicht, aber brüderlich und mit Gründen zu rathen; ihr könnt ihm aber auch abschlagen, was er begehrt, denn das Herz ist und bleibt Herr über seine eigne Wohnung; es ist nicht Sklavin, wo es nicht gern und mit Überzeugung gehorchet. Überdem fordert der Verstand nur leise; er pocht und tumultuirt nicht, er wird also die Herrin des Hauses nicht bestürmen. Seine abschlägige Antwort trägt er ruhig und überläßt das Herz seinem eignen Schicksal.

Töchter. Gut also, daß wir doch über unsre Wohnung Herr bleiben.

Vater. Das bleibt ihr und ich muß euch sagen, daß über die Aufnahme ins Herz und über die Zimmer, die man dem Gegenstande da einräumt, das Herz allein entscheiden kann. Es kennet sich selbst, der Verstand hat von ihm nur eine äußere Känntniß. Es hat einen Wächter in sich, der zwar blind ist, aber was diese Wohnung anbetrifft, viel genauer fühlt, als der Verstand sieht: denn dieser hat nur die allgemeine Übersicht der Dinge und versteht sich auf die engsten Geheimnisse des Herzens nicht. Überdem hat es noch eine Wächterin von außen — wißt ihr, Mädchen, wie die Wächterin heißt?

Töchter. Ists nicht die Unschuld, mein Vater?

Vater. Ihr habt Recht, haltet die Wächterin theuer und werth, sie bekränzt euer Herz mit Lilien und Rosen. Was sie hineinläßt, ist von wahrer und ewigangenehmer Wirkung. Nun werdet ihr auch den andern blinden Wächter errathen —

Töchter. Es ist doch nicht — die Liebe?

Vater. Es ist so etwas. Wir wollens aber, des mißbrauchten Worts wegen, nicht Liebe, sondern Trieb des Herzens nennen. Wenn er die Wächterin von außen nicht stört und nur unter dem wählt, was der Verstand nicht für völlige Contrebande erklärt hat, so wählt er in Geschäften des Herzens viel richtiger als der Verstand; er sieht auf eine uns unbegreifliche Art sehr tief, fühlt innig; dazu umfaßt er warm und feurig und wann er gut gewählt hat, verwahrt er auf ewig. Bekränzt also euer Herz von allen Seiten, nur postirts nicht vor den Verstand, sondern hinter ihn und auf einen schönen freyen Platz, aus dem Thorgedränge hinaus, in eine schöne Gartengegend. Macht ja, daß außer der Verstandspforte nichts zu ihm komme, und daß es nicht zu vielen Überlauf habe, das letzte um seiner eignen Freyheit und Ruhe wegen, daß es seine Wahl frey behalte und nicht bedrängt werde.

Töchter. Wir wollens also in eine holde Wüste mahlen.

Vater. Auch das eben nicht: denn da kommt vielleicht Nichts gescheutes zu ihm und so muß es sich (leer

wills einmal nicht bleiben) mit Ungeheuern behelfen. Die rechte Distanz zu treffen, ist die gröste Klugheit des Lebens.

Töchter. Aber Papa, wenns Flügel hätte und rückte bald näher bald weiter.

Vater. Um Gottes willen keine Flügel, ich kann einmal die geflügelten Herzen nicht leiden. Euer Herz muß Ruhe finden und vesten Standpunkt, es muß ein beständiges, treues Herz werden, sonst flieht ihm seine Wächterin von außen, und der von innen fliegt sich matt, wund, arm und todt. Zuletzt will niemand mehr zu euch, denn er weiß ja nicht, wo ihr morgen mit ihm hinaus wollt.

Töchter. Aber Papa, der Trieb, den Sie so hübsch und beredt zum innern Herzenswächter machten, wie kann er besser angedeutet werden, als durch Flamme und Flügel?

Vater. Daß ihr Mädchen doch immer recht haben wollt! und ich sage euch, Flügel und Flamme taugen nichts zum Herzen, noch weniger zu seinem Wächter. Legt das ganze, kindische Symbol ab und mahlt euch ein schönes Haus oder einen schönen Tempel des Herzens hinter die schöne und offne Pforte des Verstandes. Ich will euch zu beyden die Aufschrift geben. Zur Pforte:

Dem ewigen Verstande.

Dies schließt in sich, daß seine Eindrücke wahr seyn müssen, denn sonst können sie nicht dauren. Und auf eurer Hütte oder Tempel schreibt:

Dem guten Herzen.

Das schließt schon in sich, daß seine Empfindungen der Wahrheit gemäß seyn müssen, sonst sind sie weder gut, noch angenehm, noch ewig. Alle Phantome, sie mögen sich dort oder hier zeigen, zerstreut der Tag, das ewige Licht, der Quell und Richter aller Güte, wie aller Liebe. Ihr Knaben, laßt aus eurem Thor die Wechselbude und Acciseinnehmerei weg: macht es vest und schön und setzt die lichte Sonne drüber. Ihr Mädchen, mahlt in euren Tempel den Altar der Unschuld, und auf ihm die

reine Flamme der Freude, des Danks, der Freundschaft und Liebe. Und nun bekränzt Alles aufs beste, wie ihr wißt und könnet; vor allen Dingen aber macht eure Seele zu beydem! —

Der Alte schwieg.

Sie sind auf Einmal so stille und traurig, Vater, sprachen beyde.

Vater. Nicht traurig, meine Kinder, aber still und sehnend. Ich dachte eben nach, was es mit unsrer Sprache und unserm Leben, kurz mit unsrer Menschheit hier vor ein armseliges Ding sey. Wir zertheilen und müssen zertheilen, was Eins ist; ich bin alt und sehne mich nach dem Zustande, da wir nicht mehr zertheilen, da Verstand und Herz Eins seyn werden, die Pforte des reinen Verstandes auch die Pforte zum reinen, vollen, glückseligen Herzen, und nichts mehr getrennt werden kann. Eure Mutter ist von mir, dort wird sie mit mir Eins seyn: eure Schwester wird glücklich seyn, die hier ein Opfer ihres guten Herzens geworden: unsre Seelenkräfte werden Eins seyn, wie sie es auch hier schon würklich wären, wenn unser zertheilte, träge Körper sie nicht theilte. Bereitet Euch, meine Kinder, zur Eintracht des Verstandes und Herzens hienieden, so werden ihrer beyde Eindrücke und Empfindungen nicht mit Jahren, Tagen, Stunden und Lebensaltern wechseln, sondern einander bevestigen und stärken, und so sind ihr beyder Würkungen, auch in Freundschaft und Liebe, übers Grab hin wahr und Eins und ewig.

Der Alte klopfte seine Pfeife aus, und allesammt, die Verfechter des Verstandes und des Herzens, gingen versöhnt und ruhig zu Bette.

Sechzehendes Stück.

Branle.

Die Blumen verblühen,
Die Winde verwehn,
Ach! Liebe die dauert
Ist nimmer zu sehn:
So wechselt bald Regen
Bald Sonnenschein klahr,
Es schwinden die Tage,
Es schwindet das Jahr! —

Bald Schatten wird alles,
Verrauscht und verfliegt,
In Nebel verdämmert;
Vergänglichkeit siegt!
So wechselt bald Regen
Bald Sonnenschein klahr,
Es schwinden die Tage,
Es schwindet das Jahr! —

Die rosigen Wangen
Sie blühen dahin,
Aus sehnendem Schmachten
Wird kälterer Sinn:
So wechselt bald Regen
Bald Sonnenschein klahr,
Es schwinden die Tage
Es schwindet das Jahr! —

Doch, Lilla, dein Auge,
Das alles belebt,
Hat ewig mein Wesen
Mit deinem verwebt:
Laß wechseln bald Regen
Bald Sonnenschein klahr,
Mit unserer Liebe
Hat's nimmer Gefahr!

Das Rad des Schicksals.

Drittes Kapitel.

Tschoang-tse horchte der Stimme mit unverwandtem Ohr. Den Fremdling zu trösten, der ihm so bekümmert schien, hatte er langsam sich dem Gemäuer genähert. Nur quälte ihn im innersten seines Herzens das Gefühl, nichts vielleicht zu seiner Beruhigung beytragen zu können. Indessen dünkte ihm auch Mitleid Labung für den Betrübten. Kaum also schwieg die Stimme, so raffte er sich auf und bestieg die Mauer. Ein geheimer Schauer überfiel ihn, als er den, den er hier zu finden glaubte, umsonst mit seinen Blicken suchte. Ödes Gesteine mit hohem Grase bewachsen lag vor ihm, soweit das Aug reichte, und weit und breit ließ sich kein Laut vernehmen. Vergebens durchsuchte er alle Sträucher und Dornen; eine ganze Stunde brachte er zu, ohne in seiner Entdeckung glücklicher zu seyn. Endlich sank er, von der brennenden Sonnenhizze und dem Schweiß, der ihm von der Stirne tropfte, ermattet, auf einen Stein nieder, und stüzte traurig und betroffen sein Haupt auf beyde Arme. Er hatte kaum einige Minuten so zugebracht, als die nehmliche Stimme abermahls begann:

„Warum lockst du mich, Feind meiner Ruhe! oder vielmehr Feind deiner selbst! Wirst du die Erscheinung eines Elenden, durch dich aus dem Schoos des Glücks verdrungenen ertragen können? — Wie, oder suchst du ihn etwa, daß er aus deinem trügerischen Blick noch unerträglichere Qualen schöpfe? — Laß mich! ich athme freyer in dem dumpfigen Winkel dieses Kerkers als du in gewölbten Sälen. Süß ist mir der Irrthum, der dir tödenden Vorwurf und mir blutige Rache erspart. Noch scheinst du mir schön im dunkeln! Hebe den Schleyer nicht auf! lege dein Schild nicht ab! denn noch bist du geschüzt vor treffendem Pfeile! Wehe dir, wenn dich die Fackel der Wahrheit beleuchtet! Wehe dir! wenn du wehrlos im Kampf auftrittst!"

Tschoang-tse konnte nicht mehr zweifeln, woher die Stimme kam; denn sie schallte deutlich hinter dem Stein

herauf, auf dem er saß. Er hatte das Ohr allmählich gegen den nächsten Strauch gesenkt und wurde zu gleicher Zeit einer Öffnung zwischen den Steinen gewahr, die dem Luftloch eines Gefängnisses ähnlich sah. Hätte sich Tschoang-tse irgend eines Verbrechens schuldig gewußt, so würden ihn diese lezten Worte von jeder ferneren Untersuchung abgeschreckt haben; allein der Gedanke des Bösen war noch nicht in sein Herz getretten. „Wer du auch seyst“ — rief er hinab — „Armer oder Unglücklicher! sage mir deinen Nahmen und ob ich etwas zu deiner Rettung beytragen kann?“ „Nenne dich zuvor“ — antwortete die Stimme — „denn der Verräther sind viel, und der Saame des Edlen ist ach! verloschen!“ Tschoang-tse gehorchte. „Ich kenne dich nicht“ — erwiederte von neuem der Verborgene — „und habe daher nur eine Bitte an dich. Vergiß was du gehört hast, und wenn dir die Sache der Unschuld, wenn dir dein Leben theuer ist, so betritt nicht wieder diese Stätte.“ „Du bist mißtrauisch“ — versetzte Tschoang-tse — „doch nenne mir wenigstens einen deiner Freunde, daß ich ihn aufsuche und zu dir führe; mit ihm opfere ich mich auf für dich, wenn du Hülfe brauchst und sie verdienst.“ „Noch einmahl“ — wiederhohlte die Stimme — „vergiß mich und was du gehört hast.“

Tschoang-tse stand auf. Seine Seele schwebte zwischen inniger Theilnehmung und Beleidigung. Der erste Gedanke, der ihm kam, war zu Lao-tse zurückzukehren und über diese räthselhafte Erscheinung von ihm einige Erläuterung zu verlangen, allein die Bitte des Unglücklichen lag ihm am Herzen; er konnte sich nicht überwinden, da er kein Mittel ihm zu helfen vor sich sah, ihn zu verrathen, und legte sich daher von Stund an über die Natur und Beschaffenheit dieser Sache weiters nachzudenken die Pflicht der Verschwiegenheit auf. Sobald er solcher gestalten mit sich selbst fertig war, trachtete er die nächste vor ihm liegende Ortschaft zu ereilen, um seinen unaussprechlichen Durst zu löschen. Unterwegs fand sich unter hohen und schattigten Feigen Bäumen eine reine Quelle, an deren sanftem Abhang er seine ermatteten

Kräfte wieder zu sammeln sich niederlies. Die Sonne hatte beynahe die Hälfte ihres Tagwerks vollbracht. Ihre glühenden Fittige schwebten über das ganze Land; sie verschlossen den emsigen Landmann in seine schattigte Hütte und brüteten über den Saamen seines künftigen Seegens. Tschoang-tse warf einen Blick auf die reiche Landschaft die ihn umgab; er fand sie, so wie seine Seele in der stummen Gährung, die jedem entscheidenden Augenblick vorhergeht. Wo soll ich hin? sprach er in sich selbst, ohne Führer, ohne Leiter, ohne Entzweck! Du sendest mich in die Welt, Lao-tse! allein! dürftig! hülflos! — Was soll ich in der Welt? — Erndten, wo ich nicht gesäet habe? — Pflügen; auf fremdem Acker? oder Pläze betretten, die längst schon besezt sind? — Verzeihe! ich verstehe dich nicht. Sagtest du mir nicht, Weisheit sey der Zweck des Lebens? — und du verdrängst mich von ihrem Schoos? Wiederholtest du nicht oft, das Gebiet der Thorheit beginne an den Gränzen deiner Hütte, und doch stößt du mich hinaus, damit ich weise würde?

Unter diesen und manchen ähnlichen Ideen schlummerte Tschoang-tse, von dem sanften Gemurmel der nahen Quelle eingewiegt, allmählich ein. Er erwachte plözlich beym Geräusch einer vorbeyziehenden Musik. Allein da er noch schlaftrunken eben über den Grashügel, hinter den er verborgen gelegen hatte, heraufsprang, raunte er so heftig gegen einen ansehnlich und wohlgekleideten Menschen, daß dieser eben so verwundert als entschlossen ihn bey der Gurgel faßte und zu Boden drückte. Eine Menge herbeyeilender Sklaven mißhandelte ihn mit Schlägen, und ihre Wuth war so groß, daß die drohende Stimme Ovangs — denn so hieß der von Tschoang-tse wieder seinen Willen beleidigte — kaum hinlänglich war sie zu besänftigen. Tschoang-tse wurde auf seinen Befehl beynahe halbtod aufgehoben und nach einem nur eine Viertel-Stunde von da gelegenen Landhause, welches Ovang den Sommer hindurch bewohnte, und wohin er mit seinem Zug folgte, gebracht.

(Die Fortsezzung künftig.)

Amor und Psyche.
(Fortsezzung.)

Amor sezte sich auf einen Cipressen Baum, der auf einem nahen Hügel stand, und sagte ganz zornig: „Ich habe, o einfältige Psyche, den Befehl meiner Mutter wenig geachtet, welche mir befahl, daß ich in deiner Brust die Liebe gegen einen der niedrigsten Menschen anzünden sollte. An dessen Statt bin ich selbst dein Liebhaber geworden, habe mich mit meinen eigenen Waffen verwundet und dich zu meiner Geliebten erwählt, — und du erwiederst meine Wohlthaten, meine so zärtliche Liebe damit, daß du mir als einem Ungeheur das Leben nehmen wolltest? Wie oft habe ich dir nicht gesagt, daß du dich hüten möchtest! mit welchen liebreichen Worten bat ich dich darum! Aber deine schönen Rathgeberinnen werden bald ihre Schuld büßen. Deine Strafe soll seyn, daß ich von dir fliehe." Bey dem lezten Wort schwung er die Flügel und flog davon. Psyche, ganz leblos, sah dem Amor nach, so weit ihre Augen reichten, und wolte ihn um Mitleiden anflehen; aber Stimme und Muth verließen sie: und als sie ihn zulezt so weit von ihr entfernt sah, daß sie alle Hoffnung verlohr ihn zu erreichen, gerieth sie außer sich, lief in Verzweiflung dem Ufer des Flusses zu und stürzte sich hinein. Der wohlthätige Fluß wandte aus Ehrfurcht gegen den Gott, der oft mitten in den Wellen das Feur der Liebe anzündet, seinen Lauf um, und brachte sie auf ein blumenreiches Gestade. Eben saß da der Gott Pan, und indeß er auf seinem Rohr bliß, scherzten die Ziegen um ihn her und nagten an dem jungen Gebüsche. Als der ländliche Gott das ermattete und kraftlose Mädgen erblickte, dessen Schicksaal ihm wohl bekandt war, wurde er gerührt, rief sie freundlich zu sich und tröstete sie mit folgenden liebreichen Worten: „Schönes Kind! ob ich gleich ein rauher Hirte bin, so habe ich doch durch meine viele Jahre auch vieles erfahren. So viel ich vermuthe und sich aus diesen bebenden Schritten, diesem blassen Angesicht und diesem beständigen seufzen und weinen erachten läßt, so liebst du! Höre mich an!

sey nicht so voreilig dir das Leben zu nehmen, eine so unvergleichliche Schönheit wie die deinige ist eines ganz andern Schicksals werth. Stille deine Thränen, mäßige deinen Schmerz und suche vielmehr durch Bitten Amorn, den grösten aller Götter, zu besänftigen. Es wird dir leichter seyn als du glaubst; denn er ist jung und zärtlich und verliebter als alle andre Götter. Als Psyche diese Worte gehört und die Gottheit Pans, ohne ein Wort zu sagen, angebetet hatte, verfolgte sie, ohne zu wissen wohin, ihren Weg.

Sie war noch nicht weit, als sie in eine gewisse Stadt kam, wo der Mann einer ihrer Schwestern regierte. Sobald sie dies erfuhr, begab sie sich in den Königlichen Pallast und ließ ihr zu wissen thun, daß sie mit ihr sprechen wolte. Nachdem sie sich begrüßt hatten, fragte die Schwester um die Ursache ihres Besuchs, und Psyche sagte ihr: „Du wirst dich deines Raths noch erinnern: ich befolgte ihn in allen Stücken. Aber anstatt eines Ungeheurs entdeckte ich den schönsten der Götter, ich sah den Sohn der Venus, den Amor, in sanftem Schlaf liegen; und indem ich über diesem so unverhofften Anblick vor Freuden und Wollust ganz trunken und außer mir war, fügte es das mißgünstige Glück, daß ein brennender Tropfen Öl aus der Lampe auf eine seiner Schultern sprizte. Der Schmerz weckte ihn plötzlich auf, und als er mich mit Feuer und Waffen vor ihm stehen sah, sagte er mir: Du unterstehest dich einer solchen Grausamkeit? entferne dich sogleich von meinem Bette und nimm mit was dein ist: ich werde deine Schwester (hier nannte er dich) zu meinem Weibe nehmen. Sogleich befahl er dem Zephyr, mich außer den Grenzen seines Pallastes zu tragen.“ Die thörichte Schwester ließ sich durch diese betrügliche Vorspieglung hintergehen; sie überließ sich der eiteln Hofnung, die Stelle ihrer beneideten Schwester einzunehmen, und nachdem sie den vorgeblichen Tod ihres Vaters zum Vorwand genommen, sich von ihrem alten Gemahl zu entfernen, machte sie sich sogleich auf, sezte sich zu Schiff, und kam auf dem erwünschten Felsen an. Gereizt durch die falsche Einbildung, und ohne zu betrachten, mit welchem

Winde sie es zu thun hätte: „Nimm hin“ rief sie „o Amor, diese Gemahlin, die dir allein gebührt, und du, Zephyr, empfange deine Gebieterin!“ Mit diesen Worten glaubte sie sich, wie ehmals, dem Zephyr in die Arme zu werfen; aber Zephyr hörte sie nicht, sie stürzte von dem Felsen hinab, und ihre auf den Spitzen desselben zerschmetterten Glieder wurden ein Raub der Adler und anderer Raubvögel. Dies war das endliche Schicksaal der falschen und betrügerischen Schwester. Psyche säumte nicht, auf die nähmliche Weise auch an der andern Schwester sich zu rächen.

(Fortsezzung folgt.)

Achtzehendes Stück.

Der Gewinn des Lebens.

Nach dem Englischen.

Am kühlen Bach, am luftgen Baum
Da träum' ich meines Lebens Traum
Und mag nicht wissen, ob die Welt,
Wie ich mir träume, sey bestellt.
Denn ach! ist der wohl mehr beglückt,
Der, daß sie nicht so sey, erblickt?

Ich gieng einmal der Weisheit nach
Und hörte was die Weisheit sprach.
Sie sprach gar viel und mancherley,
Von dem was Welt gewesen sey
Und iezt nicht ist und, sehr verirrt,
Wohl nimmer, nimmer werden wird.

Ich grämte mich und gieng im Gram,
Bis mir der Ruf entgegen kam.
Er sprach: „Dir ist es, Freund, beschert
Zu räumen weg, was sich nicht hört.
Ich räumte, wollte vor mich sehn,
Allein die Felsen blieben stehn.

Ermattet gieng ich und voll Zorn
Zu suchen Rosen unterm Dorn,
Die Rosen ach entfärbten sich
Und ihre Dornen stachen mich.
Zwey Knöspchen unter allen hier,
Lieb' und Freundschaft, blieben mir.

Am kühlen Bach, am luftgen Baum
Träum' ich nun meines Lebens Traum.
Die beyden Knöspchen pfleg' ich mir
Und weihe sie, o Sonne, dir!
Der kühle Bach erquicket sie,
Das linde Lüftgen stärket sie.

Amor und Psyche.

(Fortsezzung.)

Inzwischen und während daß die unglückliche Psyche ihren Geliebten in allen Theilen der Welt vergebens aufsuchte, hatte sich dieser, von dem Schmerz, den ihm der erlittne Brand verursachte, überwältigt, auf seiner Mutter Bette hingeworfen. Als der Lieblingsvogel der Venus dieses sah, tauchte er sich schnell unter die Wellen des Meers, die Göttin aufzusuchen. Er fand sie, da sie schwimmend ihre zarten Glieder badete, erzählte ihr die Krankheit ihres Sohnes und setzte noch hinzu: seit dem Amor und sie abwesend wären, spräche die Welt mit weniger Ehrfurcht von ihnen. Die Welt wäre nun ohne Vergnügen, ohne Reitz, ohne Annehmlichkeit, sie wäre verwildert, und die Menschen rauh und ungeschliffen worden, keine glückliche Ehen, keine Freundschaft, keine Vaterliebe, nichts als traurige Verbindungen und eine allgemeine Trauer und Langweile herschete auf der Erde. Mit diesem und dergleichen Geschwätze verleumdete er den Sohn der Venus. Sie fuhr auf und sagte: „So hält sich denn mein Sohn eine Beyschläferin! Nenne mir diejenige, welche einen so edlen Knaben gereitzt hat, sie möge nun aus dem Geschlecht der Nymphen, der Göttinnen, der Musen oder meiner Grazien seyn.“ Der geschwäzige Vogel verschwieg auch dieses nicht. „Ich weiß nicht ge-

wiß," sprach er, „wer sie ist; doch glaube ich wahrgenommen zu haben, daß sie eine Sterbliche sey, und wenn ich mich wohl besinne, habe ich sie Psyche nennen hören." Als Venus diesen verhaßten Nahmen hörte, verdoppelte sich ihr Zorn wider Psyche und sie rief aus: „So liebt denn meine Nebenbuhlerin, die meinen Nahmen geraubt, den schlimmsten aller Götter? was noch mehr meinen Zorn erreget, so war ich selbst Kuplerin, als ich sie ihm zeigte."

Sie ging eilfertig aus dem Meer hervor, und begab sich in ihre glänzende Wohnung und da sie alles wahr befand, entbrannte sie vor Zorn, schwuhr eine unerhörte Rache zu nehmen und überhäufte den Amor mit Schmähworten und Drohungen. Ceres und Juno gesellten sich zu ihr und, da sie sie bestürzt fanden, so forschten sie um die Ursach, warum sie ihre schönen Augen mit einem so finstern Blick verdunkelte. Venus antwortete: „Ihr kommt zu rechter Zeit, meinen gerechten Zorn zu bekämpfen, ach! warum wendet ihr nicht vielmehr alle eure Macht an, die flüchtige Psyche aufzusuchen? ich weiß, daß die Schande meines Hauses und die schönen Thaten meines Sohnes, den ich nicht mehr dafür erkenne, euch bekandt sind." Die zwey Göttinnen, welche ihren Zorn zu besänftigen suchten, sagten: „In was, sage uns, du unsere Beherscherinn, hat Amor gesündiget? daß du mit solcher Hartnäckigkeit dich seinen Wünschen und Vergnügen zum Verderben seiner Geliebten wiedersetzest? warum rechnen wir es ihm zur Sünde, ein schönes Mädgen mit verliebten Augen angesehen zu haben? weißt du nicht, daß er ein Jüngling ist? hast du seiner Jugend vergessen? muß er dir immer ein Kind scheinen, weil er sich nicht männlich trägt, und seine zarten Wangen kein Bart deckt? wirst du, die du seine Mutter und eine kluge und schlaue Frau bist, die Vergnügungen deines Sohnes immer ausforschen und in ihm die Wollust verdammen? wirst du in ihm die Liebe und deine eigenen Künste mißbilligen, und in einem so schönen Knaben deine Freuden tadeln? Wer unter den Göttern und Menschen wird dich hinführo dulden? du breitest deine Gelüsten überall aus,

und willst nicht leiden, daß in deinem Hause Amor selbst liebe?“ Auf diese Weise vertheidigten die Göttinnen den Amor, denn sie furchten sich für seine Pfeile. Venus, welche sah, daß man mit ihren Leiden sein Spiel trieb, wurde zorniger als zuvor und eilte, nachdem Juno und Ceres von ihr gegangen waren, mit schnellen Schritten dem Ocean entgegen.

(Fortsezzung folgt.)

An eine Rose im Winter.

Ach was machst du, süßes Mädgen, unter
Diesem Eise, diesem flockenwilden
Schneegestöber? Wenn der Räuber unsrer Gärten,
Wenn der Nordwind dich ersiehet, daß er dir nicht
Kleid und Locke augenblicks zerreiße!
Nur umsonst suchst du mit Flehen ihn, mit
Weinen zu besänftigen. Ach der Wilde
Schonet nicht der Eichen noch Cypressen,
Schonet nicht der dornbewehrten Büsche,
Nicht der Erlen, die bis an den Himmel reichen.
Alles Schöne reißt er weg und
Wühlt noch in den Leichen. Ach wie wirst du
Leiden, ach unglückliche, wie wirst du
Unter starrem Frost und Schnee erbleichen!
Welche Hand hat dich verpflanzt! Wie unmild
So aus deinem sichern Schatten dich zu ziehen!
Sieh, die stachlichtbärtige Distel selbst sie fürchtet
Solcher Stürme Rasen, dieses karge Tagslicht:
Jeder rauhe Ast erschricket, und du, Jungfrau,
Süser Zärtling du, du wagst den Stürmen,
Schnee und Reifen, deine Stirne Preiß zu geben?

Also klagt' ich; doch sie, mit dem holden Haupte
Aufwärts eilend, sah sich um und wie sie
Alles bloß von starren Reifen sah, all' ihre
Schwestern, alle Blumen weggedorret,
Sie von bittren neidisch scharfen Winden
All' zerstreuet und verjagt — da weint' sie!
Der Verlaßnen Thränen, ihrer Wangen Bläße

Hätte Boreas, sie hätte Eurus
Selbst erweichen können. Sterbend sank sie nieder,
Sie vermochte nicht des ehrnen Himmels
Nächtlich starre, nicht die Strenge seines
Blicks zu tragen. — Alle Nymphen küßten
Sie, es küßte Cyprie die holde Leiche,
Die nun Muttersorgen um sie trug. Die
Alten grauen Stürme standen um sie
Mit gesenktem Flügel, halbbethräntem Auge,
Als die Hand des Tods, des Blumen Räubers,
Sie berührte, vor dem alles stumm wird, starr und
lichtlos.

Aber ihr, leichtsinnige unbedachte Nymphen,
Die ihr solche zarte, solche jugendliche
Schönheit sucht vorwitzig an dieß kalte,
Dieß erquickungslose Sonnenlicht zu zwingen!

Und du, weiche Schöne, blühe forthin besser
In Elysiums friedlichem Garten, wo kein
Frost die Lüfte bindet, keine Stürme
Sie zerreißen, wo nur milder Hauch und Seegen
Wallet, wo an Lethens Silberbächen
Leicht du deiner Leiden Unbewußtseyn einsaugst.
Dahin eilet alles zu dir was nur schön ist,
Allda wird in ihre dunklen Locken
Proserpina selbsten dich verflechten.
Allda weint mit dir der junge Hyacinthus
Und Narcissus in dem weißen Kleide, —
Ähnlich Schicksal hat ihn einst betroffen! —
Dorten weint Klymene mit dir, dort der
Purpurstreifigte, der blutige Adonis,
Auch Viola, Daphne und die blasse Myrrhis,
Alle klagen elend ihr Geschick und Wunden,
Zeigen noch des Todes Merkmal an den Blättern,
Drum fahr' wohl, o theure, blühe dorten besser.

Neunzehendes Stück.

Aus dem Malabarischen.

Amor ist ein Würfelspieler;
Unsre Herzen sind die Würfel,
Die er, auf dem grünen Teppich,
Schelmisch aus dem Becher wirft.
Manche rollen auf die Erde,
Gehen auf im holden Lenze,
Werden Eichen, werden Palmen,
Oder Lorbeern oder Disteln,*)
Wie das Schicksal es gebot.
Vor dem falschen Würfelspieler
Nehme Jeder sich in Acht!
Er berücket Freund' und Feinde;
Ungewürfelt bleibt kein Herz:
Wer des Gegentheils sich rühmet,
Ist ein Lügner oder Thor. —
„Welche Gattung ist's von Herzen,
Die nach Amors Würfelspiele
Auf dem grünen Teppich ruht?“ —
Treu' und unbescholtne Herzen,
Die man selten! selten! findet,
Treue Herzen in der Liebe,
Treue Herzen in der Freundschaft,
Bleiben auf dem Teppich ruh'n.
Könnt' ich ach! ein einz'ges finden,
Raubt' ich's weg dem Würfelspieler,
Der, zu seinem ew'gen Spiele,
Herzen selbst dem Nichts entwandt.

*) Diese malabarische Schönheit in ihrem ganzen Umfange zu fassen, muß man Klopstocks Ode „Kaiser Heinrich“ lesen, mit Tellows Anmerkungen: doch ist zu bemerken, daß man ihrer Anwendung ein weitläuftigeres Gebieth geben müsse, als das worauf sie sich erstrecken.

Amor und Psyche.

(Fortsezzung.)

Psyche durchirrte die ganze Welt und suchte Tag und Nacht ihren Geliebten, in Hofnung daß, wenn er auch über sie zürnte, sie ihn leicht durch Bitten und Liebkosungen besänftigen würde. Als sie so ging, sah sie auf der Spitze eines hohen Berges einen Tempel, und dachte: Vielleicht, dachte sie, finde ich hier meinen Geliebten, und dieser Gedanke gab ihr, so abgemattet sie war, neue Kräfte, den Felsen hinanzusteigen. Sobald sie sich den heiligen Altären nährte, erblickte sie eine Menge Korn- und Gersten-Ähren theils in Garben, und theils in Kränzen gebunden; und alle Arten von bäurischen Werkzeugen und Ernte-Geräthe lag auf dem Boden zerstreuet. Um die Gunst der hier wohnenden Gottheit zu gewinnen, sammelte Psyche die zerstreueten Garben und Geräthe und stellte sie an ihren gehörigen Platz. Während daß sie mit diesem heiligen Dienst beschäftiget war, kam Ceres dazu, und redete sie also an: „O arme erbarmenswürdige Psyche! die wider dich aufgebrachte Venus sucht dich durch Meer und Land, um dich gänzlich zu verderben, und du denkst nicht an deine Rettung! Psyche fiel vor ihr auf die Knie, und benetzte mit Thränen ihre heiligen Füße; ihre langen Locken berührten die Erde, und sie flehte sie demüthig um Vergebung an: „Ich beschwöre dich“ sagte sie „bey deiner fruchtbahren Hand, bey dem Leben deiner geliebten Proserpina, und bey den heiligen Geheimnissen, deren Vorsteherin du zu Eleusis bist, stehe der unglücklichen Psyche bey! Erlaube mir, daß ich mich einige Tage hier verberge, bis ich durch Ruhe meine verlohrnen Kräfte wieder hergestellt habe.“ Ceres antwortete: „Deine Thränen rühren mich, ich wünschte dir zu helfen; allein es steht nicht in meinem Vermögen: denn ich möchte die Freundschaft der Venus nicht verlieren, sie ist meine Nichte und meine vertraute Freundin. Darum verlaß alsobald diesen Tempel, und glaube daß es zu deinem besten gereicht.“ Psyche, die sich wider alles Vermuthen von der Ceres verlassen sah,

ging mit verdoppeltem Schmerz zurück. Sie war noch nicht weit gekommen, als sie in einem Wald einen andern sehr künstlich gebauten Tempel gewahr wurde. Begierig, alle Mittel zu nutzen, die ihr eine bessere Hofnung geben könten, und bey allen Göttern Vergebung zu suchen, nährte sie sich den heiligen Pforten, welche, wie die umher stehenden Bäume, mit schönen Opfern geziert waren, unter welchen sich viele Kleider fanden, worauf mit goldenen Buchstaben der Nahme der Göttin und die empfangene Gnade aufgezeichnet waren. Psyche warf sich auf die Knie, umfaßte inbrünstig den Altar mit beyden Armen, trocknete ihre Thränen ab, und fing an zu beten: „O! Schwester und Gemahlin des großen Jupiters, die du die Beherscherin des Himmels und die Königin aller Göttinnen bist, und so viele mächtige Städte unter deinem Schutz hast, o Juno, komm und hilf mir in meinem äußersten Elend, befreye deine unglückliche Magd von der bevorstehenden Gefahr. Ich weiß du pflegst auch unangerufen denen zu Hülfe zu eilen, die deines Beystandes benöthiget sind." Juno erschien ihr in ihrer gewöhnlichen Majestät, und sprach: „Wie gern wollte ich dir, o Psyche, beystehen: aber wider den Willen der Venus, meiner Schwiegertochter, die ich als mein eigenes Kind liebe, ist mir's nicht erlaubt. Auch verbieten mir's die Gesetze, die nicht gestatten, daß man eines andern flüchtige Sclavin aufnehme." Die arme Psyche, die nun zum zweytenmahl abgewiesen war, verlohr alle Hofnung, ihren verschwundenen Gemahl wiederzufinden. Da sie sah, daß selbst Göttinnen sich nicht getrauten ihr beyzustehen, faste sie den heldenmüthigen Entschluß, sich selbst den Händen der Venus zu übergeben, und durch Geduld und Demuth ihren Zorn zu besänftigen: und die Hofnung, ihren Geliebten daselbst anzutreffen, unterstützte in dieser verwegenen Unternehmung ihren Muth.

(Fortsezzung folgt.)

Der Herzenswechsel.

Nach dem Englischen.

Du giebst mir also nicht dein Herz!
So gieb das Meine mir.

Denn, Liebe, hab' ich Deines nicht;
was soll das Meine dir?
Gieb es mir wieder! doch laß seyn, —
bekäm' ich's auch zurück:
Du stielst es mir ja tausendmal
mit jedem neuen Blick.

Behalt' es! leg' in deine Brust
die Herzen alle zwey;
Vielleicht haucht Eins das Andre an
mit Liebes Glut und Treu.
Und weg denn Furcht! und weg denn Schmerz!
Ihr findet keine Statt.
Ich glaub' es fest, ich hab' ihr Herz,
weil sie — das Meine hat.

Die Fahr der Liebe.

Ich kenne schon den Schlangengang,
Den Amor mit uns nimmt;
Oft hör' ich den Syrenensang,
Da wird mir schlimm, da wird mir bang',
Ich fühle was hier glimmt,
Ich sehe was dort schwimmt.

Mir ist bekannt, daß Eitelkeit
In Mädchen Herzen wohnt;
Daß kaum in unsrer argen Zeit
Wo sie weit mehr als sonst gedeiht,
Ein einz'ges sie verschont,
Das zarte Liebe lohnt.

Ich weiß auch wohl, daß nur ein Thor
Den Schmeichelreden traut;
Daß mancher schon, der kurz zuvor,
Bezaubert durch ein Wort in's Ohr,
Sein Glück halb aufgebaut,
Itzt leere Wolken schaut.

Was hilft, ach! diese Kenntnis mir,
Seit ich gefesselt bin?
Ich liebe heißer doch als Ihr,
Romanenbrut! Romanenzier!
Ihr Köpfe sonder Sinn! —
Mich reißt die Liebe hin.

Zwanzigstes Stück.

Persische Liebe.

Die Schöne die mich an sich zieht
Gleicht einer jungen Rose,
Die — wenn sie gleich im Schoose
Des Knospens später aufgeblüht —
Doch schon vor andern, feurig glüht.

Der Hauch aus ihrem Munde —
Wenn, ihrer Mirthen Laube Duft
Zu athmen, sie mich zu sich ruft —
Erquickt mich, wie die sanfte Luft
Nach einer warmen Stunde.

Ein Feuer, das ich nie gefühlt,
Drängt sich nach meinem Herzen,
Wenn oft bey unserm Scherzen
Der West mit ihren Locken spielt
Und in ihr Heiligthum sich stiehlt.

Berühr' ich ihre Wangen,
So seh' ich Erd' und Himmel nicht,
So hör' ich nicht mehr, was sie spricht,
Und fühle nichts, als ihr Gesicht
Und brennendes Verlangen!

Lang' hab' ich Perlen nachgespührt
In seicht= und tiefen Gründen;
Die edelste zu finden
Ließ ich kein Wasser unberührt,
Bis Sie das Glück mir zugeführt.

Weg! eitler Ruhm der Helden!
Ihn gieß ich aus, wie trüben Wein,
In Koth und Staub. — Ihr ganz allein
Will ich mein Blut und Leben weihn!
Wer kann, wie Sie, vergelten?

Amor und Psyche.

(Fortsezzung.)

Inzwischen sah Venus keine Möglichkeit die Psyche auf Erden zu finden. Sie stieg daher gen Himmel, und erhielt durch ihre Liebkosungen vom Vulcan einen Wagen: er war gleich dem halben Mond gebildet, und von des göttlichen Künstlers eigner Hand mit großem Fleiß verfertiget. Vier der schönsten weißen Tauben wurden daran gespannt, und kaum hatten sie ihre Beherscherin empfangen, so breiteten sie ihre Flügel aus und eilten durch die Lüfte. Der wollüstige Sperling und eine unzählige Menge anderer Vögel begleiteten sie und verkündigten durch ihren Gesang die Ankunft der Liebesgöttin. Die Wolken flohen vor ihr, der Himmel that sich auf und reine Lüfte empfingen mit Freuden die schöne Göttin. Auf diese Weise kam sie zu der Wohnung des großen Jupiters, wo sie mit stolzen Worten den Mercur hervorrief und von ihm verlangte, daß er der Botschafter eines ihrer bringendsten Befehle würde. „Du weißt," sagte sie ihm, „daß deine Schwester Venus nie etwas ohne dich unternommen hat; ich weiß auch, daß dir nicht unbekandt ist, daß ich seit langer Zeit eine meiner Mägde vergebens suche. Ich will also, daß du die ganze Welt aufbietest sie zu suchen, und dem der sie findet eine Belohnung versprechest. Befolge eilends meinen Befehl!" Da sie dieses gesagt hatte, gab sie ihm ein Blat, worauf der Nahme Psyche und ihre Kentzeichen geschrieben waren. Hierauf kündigte

Mercur aller Welt an, wer da wüste wo die flüchtige Königs Tochter Psyche, eine Magd der Venus, wäre, der sollte sie dem Mercur anzeigen; und Venus verspreche dafür zum Lohne sieben ihrer süßesten Küsse. Nachdem dieser Befehl bekandt worden war, wurden alle Menschen von Begierde nach einem so großen Preiß erfüllt und suchten mit allgemeinem Bestreben das flüchtige Mädgen. Als Pysche dieses erfuhr, setzte sie ihren gefasten Entschluß in's Werk und stellete sich freywillig ihrer Gebieterin dar. Da sie vor die Venus kam, sagte diese zornig und mit einem spöttischen Lächeln: „Kömmst du endlich und würdigest deine Schwieger Mutter einiger Ansprache? oder bist du vielleicht gekommen deinen Geliebten zu suchen, an welchem du dich so unverzeyhlich verschuldet hast? Sey gutes Muths! ich werde dich empfangen, wie einer solchen Schwieger=Tochter zukömmt." Sie übergab sie ihren Mägden und befahl ihnen, sie zu quälen. Der Göttin Wille wurde auf's strengste vollstreckt. Nicht zufrieden hiermit, ließ sie sie auf's neue vor sich kommen, und nach vielen spöttischen und bitteren Vorwürfen zerriß sie voll Grimm ihre Kleider, verwirte ihr Haar und mißhandelte sie mit eignen Händen ohne Barmherzigkeit. Hierauf nahm sie Weitzen, Gerste, Hirsen, Erbsen, Bohnen und allerley andere Arten von Saamen Körnern, mengte sie unter einander, und sagte: „Ich will nun sehen ob du wenigstens zu Sclaven mäßiger Arbeit gut bist: ehe es Abend wird, sollen diese Saamen Körner, jede Gattung in abgesonderte Haufen, ausgelesen seyn." Die arme Psyche, welche nicht vermögend war, den tausendsten Theil dieses grausamen Befehls zu vollbringen, stand ganz leb=los da. Aber die geschäftigte und arbeitsame Ameise, von Mitleid über die bedrängte Unschuld gerührt, lief sogleich hin und her, und versamlete alle ihre Schwestern. „Habt Mitleiden" sagte sie „o ihr Zöglinge der allmächtigen Erde, habt Mitleiden mit der Gemahlin des Amor, komt eilfertig dem schönen Mädgen zu Hülfe." Stromweise wimmelten sogleich aus allen Gegenden der Welt Schaaren von Ameisen herbey, und sonderten in der größten Ge=schwindigkeit die Saamen Körner in ihre verschiedenen

Haufen; und da sie ihr Werk vollendet hatten, gingen sie davon. Sobald Venus des Abends von der Tafel aufgestanden war, ging sie zur Psyche, und da sie sah, daß sie wider all ihr Vermuthen mit der Arbeit fertig war, sagte sie: „Dies ist nicht dein Werk, du elendes nichtswürdiges Weibsbild, es kömt von den Händen dessen, welchem du das Unglück hast zu gefallen.“ Und ohne ihr weiter etwas zu sagen, gab sie ihr ein Stück Brodt und legte sich schlafen. Unterdessen wurde Amor in dem geheimsten Theil des Palasts mit großem Fleiß bewacht, und die beyden Liebenden befanden sich in dieser schrecklichen Nacht getrennt von einander unter Einem Dach. Kaum war die Morgen Röthe angebrochen, als Venus die Psyche vor sich kommen ließ und zu ihr sagte: „Siehst du da den dickbelaubten Wald, der ringsum von dem hohen Ufer eines Flusses eingeschlossen wird, dessen Tiefe unergründlich ist? Dort wirst du eine Heerde Schafe mit glänzender Wolle auf der Weide antreffen; und von ihrer goldenen Wolle will ich daß du mir eine Handvoll bringest.“ Psyche ging, nicht den grausamen und unmöglichen Befehl zu vollstrecken, sondern sich von dem hohen Ufer in den Fluß hinab zu stürzen, und ihrem mühseeligen Leben ein Ende zu machen. Da sie sich dem Fluß nährte, hörte sie ein süßes Gemurmel, welches aus dem Schilfe kam, und eine Stimme welche sagte: „Psyche, mache durch deinen Tod meine reine Quelle nicht trübe, und nähre dich nicht der furchtbaren Heerde des Waldes, bis das Wasser des Oceans die Strahlen der untergehenden Sonne erfrischt. Denn gegen Mittag sind die Schafe gewohnt von rasender Wuth angetrieben mit ihren spitzigen Hörnern und vergifteten Zähnen die Menschen anzufallen. Aber bey untergehender Sonne verbirg dich unter jene Pappel, die du da siehst. Wenn die Schafe bey dem frischen Wasser dieses Flusses sich abkühlen, und ihre Wildheit mildern, so gehe hervor und suche unter dem Gebüsche des Waldes. Du wirst hie und da Flocken der goldenen Wolle finden.“ Sie folgte der wohlthätigen Stimme, füllete ihren Schoß mit der verlangten Wolle und brachte sie der Venus. Aber anstatt sie durch diesen

zweyten Beweiß ihres Gehorsams zu besänftigen, erhielt sie einen zornigen Blick und folgende schmähliche Worte: „Ich kenne zwar den betrügerischen Urheber dieser deiner Werke, doch will ich noch einen Versuch anstellen, ob du wirklich so stark und klug bist als du durch fremde Hülfe zu seyn scheinst. Siehst du da auf der Spitze jenes hohen Berges die mit hohen Felsen umringte Quelle, aus welcher das trübe Wasser hervor strömt, welches durch den Styx fließt und den Cocytus ernährt? Nimm diesen Wasser Krug und fülle ihn mit dem Wasser jener Quelle." Sie gab ihr ein Gefäß von dem feinsten Cristall, und bedrohete sie mit noch viel härtern Plagen, wenn sie ihr Geboth nicht befolgen würde. Psyche, versichert ihren Todt daselbst zu finden, bestieg dennoch eilfertig den Berg; aber da sie auf der Spitze war, erkante sie die Unmöglichkeit des Befehls. Das Wasser quoll aus einem schlüpfrigen und steilen Felsen und stürzte sich durch verborgene Gänge in das nächste Thal. Auf beyden Seiten waren Hölen, worinne Drachen die Quelle zu bewachen. Selbst die Quelle warnete die Psyche sich ihr zu nähren. Sie stand leblos, sogar die Thränen, die einzige Linderung der Unglücklichen, fehlten ihr, als augenblicklich der Adler des großen Jupiters seine Flügel gegen sie ausbreitete und zu ihr sprach: „O einfältiges Mädgen, die du das Geheimniß dieser schrecklichen und heiligen Quelle nicht kennst: kannst du hoffen, auch nur einen Tropfen daraus zu schöpfen? hast du nicht gehört, daß der Styx den Göttern und Jupitern selbst fürchterlich ist?"

(Beschluß folgt.)

Ein Schreiben in bekannter Manier.

Auf Eure schnippische Frage: was ich in Dresden gewollt hätte? dient zur Antwort: daß ich solchen Maultaschen wie Ihr seyd, keine Antwort zu geben pflege. Merkt Euch das, Ihr einfältigen Thrienen! und wenn Ihr Eure Schnäbel wieder über meine Conduite aufreißt, so werde ich Euch kein Geld mehr schicken.

Ich habe meinem Geist eine Recreation gegönnt, und habe mich durch die Reise nach Dresden, zwar nicht als

Künstler, aber doch als Kenner bekannt gemacht, ich habe die Gallerie daselbst gesehn, und geprüft, und ich kann ohne Prahlerey sagen, daß meine Urtheile über verschiedne Gemälde darinne viel Aufsehen gemacht haben. Um besser orientirt zu seyn, so hatte ich mir einige Tage vorher den französischen Katalogus angeschafft, und mir die Namen einiger Künstler und ihrer Gemälde nach den Überschriften bekannt gemacht. Ein besonders glücklicher Umstand war es für meine Reputation, daß eben einige Fremde zugleich mit mir herumgeführt wurden; es waren Leute von Einsicht, die meine Kritik zu verstehen, und zu goutiren schienen, und meine Unterhaltung wurde ihnen gar bald so instructiv, daß sie sich einzig an mich hielten, und den Inspector der Gallerie stehen ließen; dieser Mensch glaubte vielleicht, er hab' es mit einem der gewöhnlichen Reisenden zu thun, und er war so vorwizig, seinen Spaß mit mir treiben zu wollen, allein ich zeigte ihm bald, daß ich selbst vom Metier wäre, und da vergingen ihm die Possen; so stellte er sich anfangs ganz einfältig an, und als ich unter andern nach einem der Alexander von Thiele fragte, deren verschiedne im Katalogus angezeigt waren, so wieß er mir drey oder vier Landschaften; wie ich den Paulus vom Veronese zu sehen verlangte, so führte er mich zu einem Gemälde, das die Hochzeit von Kanaan vorstellte, und da ich mir noch einen andern Paulus vom Rubens notirt hatte, so zeigte er mir statt dessen einen nackenden Mann, dem alle Adern geschlagen waren, und der ohne Zweifel irgend einer der Märtyrer seyn mochte. Ich hielt dieß eine Zeitlang vor Unwissenheit, und lächelte bloß, allein da er mir's zu bunt machte, und mich vor ein großes Viehstück treten hieß, das er für einen Salvator von Rosa ausgabe, wornach ich gefragt hatte, da merkte ich die Bosheit; zum Glück war ich eben in guter Disposition und behielt die Tramontane, allein ich fragte ihn doch spöttisch: „Mein Herr, vor wen halten Sie mich?" „Vor einen Fremden" antwortete er ganz betreten. „Ganz recht" fuhr ich ernsthafter fort, „ganz recht, der bin ich, allein was bin ich, das scheinen Sie nicht zu wissen."

Hierauf nannte ich ihm meinen Namen, und mein Vertu, und begab mich zu den Fremden, die während der Zeit herbeygekommen, und das Ende des Gesprächs mit angehört hatten. Diese Herren baten mich, sie auch in die übrigen Zimmer der Gallerie zu begleiten, und ihnen meine Urtheile über verschiedne Gemälde mitzutheilen: ich that dieß mit aller möglichen Freymüthigkeit, und bediente mich des Vortheils, den ein Reisender hat, dem die Gnade des Hofs gleichgültig ist.

Die meiste Gerechtigkeit habe ich dem van Dyk und Rembrand widerfahren lassen, auch habe ich dem Titian das Colorit nicht absprechen können, doch ist des letztern sein Eccehomus in Ansehung des Colorits weit unter dem den ich vor einigen Jahren zu meiner Erbauung malte, und die säugende Mutter, welche ich im vergangenen Winter ausspielte, die übertrifft was die Ründung, und das Transparente anlangt, alle drey. Die Nacht vom Corregio ist kühn gedacht und entworfen, aber im Hipochonder ausgeführt, daher kommen die gepreßten Lichter und Schatten, ich pflege in solchen Dispositionen Pinsel und Palette bey Seite zu legen. Bey den übrigen Italienern habe ich mich nicht lange verweilt, am wenigsten bey den Giordanos und Spagnolets, die Stücke von ihnen waren alle abgeschossen, das Fleisch sahe wie verweßt und wegen der schwarzen Schatten wie geröstet aus.

Am übelsten bin ich mit den kleinen niederländischen Malern verfahren; als ich unter andern über Dow, Naetscher, Schalken und den Franciscus Mieris mein Urtheil sagen sollte, so verlangte ich scherzweis ein Vergrößerungsglas vorher, um ihre Schönheiten entdecken zu können, und den van der Werff, den habe ich unter die Miniatur Maler rangirt. Ein allgemeines Gelächter brach aus, als ich den Woowermann „Pauvremann“ wegen seiner Armuth im Pferdecolorit, und den van der Neer den „van der Queer“ nannte, weil er die Natur beym Mondschein studirt hätte. Wäre mir der Katalogus eben bey der Hand, so könnte ich Euch noch mehr solcher Einfälle mittheilen; doch genug für heute. Lebt wohl! —

a propos schreibt mir doch gelegentlich, wer der dienstfertige Naseweis ist, der Euch die Nachricht von meiner Reise berichtet hat; ich habe allerley Soupçons, die ich gern einmal in's klare bringen möchte.

An ***
deren Geburts Tag den Ascher Mitwoch fiele.

Am Tage, wo kein Mensch sich freut,
Sich jeder das Haupt mit Asche bestreut,
Nach Tanz und Schmause nicht mehr fragt,
Für seine Sünden die Finger nagt,
Und künftig den Freuden der Welt entsagt; —
An diesem Tag war's viel gewagt,
Daß dich deine Mutter, so nöthig es war,
Der Kirche zum Troz, zur Welt gebahr;
Weil in der ganzen Christenheit
Bey dieser büßenden heiligen Zeit
Solch einen Actum der Fröhlichkeit
Sogar die Polizey verbeut.
Es wäre demnach noch ungewiß,
Ob nicht deine Geburt ein Ärgerniß
Zu jener Zeit schon gewesen ist? —
Und ob auch jezt, nimmt man es scharf,
Sich eine gute Christin drob freuen darf?
Zwar öfters — hat man nur Lust sich zu freun —
Läßt man die lieben Gesezze schreyn,
Und wird bey einem Scandalo
Gerade noch einmal so froh;
Zumal wenn man im Voraus sieht,
Daß man daraus einigen Vortheil zieht:
Doch halt' ich gern mein Gewissen rein,
Und um des Tadels ganz frey zu seyn,
Hab' ich die grose Gewissens Frag:
Ob mir dein hoher Geburtstag
In Warheit Freud oder Leid gebracht?
Im Herzen weißlich überdacht.
Und finde wie du gar klüglich thatst,
Daß du nur erst heute die Welt betrattst.

Denn erstlich war deiner Mutter Schmerz
Doch warlich kein üppiger Carnavals Scherz,
Und hat sie dadurch vielleicht mehr gebüßt
Als irgend ein eingesackter Christ.
Zum Zweyten, erwarbst du das hohe Verdienst,
Daß du nicht so eitel wie jene erschienst,
Die man mit den glänzendsten Festen berennt,
Bevor nur die Welt ihren Nahmen noch kennt.
Bescheiden und sittsam, wie's jedem gefällt,
Betrattst du die Laufbahn der büßenden Welt:
Man sah in dir nicht die mindeste Spur
Von Freude, — du wimmertest lediglich nur
Und stelltest dich ächzend und wehmüthig an,
Als hättst du schon Böses die Fülle gethan.
Dafür hat der Himmel so reich dich belohnt,
Daß izt kein Böses mehr in dir wohnt;
Und du, so schwer es auch immer ist,
Geliebt von den Freunden und Freundinnen bist.
Als solche stell' ich mich mit Freuden dar
Und sende — zum Pfand, daß dieses wahr,
Und nicht etwa nur Heucheley —
Wie leider die Sprache der meisten ist! — sey,
Dir diesen kleinen Fastnachts Strauß.
Ein freundlicher Schuz Geist bewahr dein Haus,
Und lasse — statt Büßung begangener Sünden —
Am Ascher Mittwoch dir Freude nur finden!

Ein und zwanzigstes Stück.

An die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter dieses Journals.

Ich las, nach Sonnenuntergang,
Aus freyer Wahl, ganz ohne Zwang,
(Wenn ich mir's trauen darf zu sagen)
Drey Freunden im Journale vor,

Sie hörten, mit erstauntem Ohr,
Charaden an und Preisesfragen;
Und halb im Scherze, halb mit Klagen
(Wovon ich keinen Laut verlohr)
Fieng jeder an sich selbst zu fragen,
Warum man ihn nicht auch erkohr,
Dazu sein Schärflein beyzutragen?
Dieß meld' ich im Vorübergehn,
Denn, um die Wahrheit zu gestehn,
So sollt' am wenigsten von Allen
Die Wahl auf mein Gehirnlein fallen.
Mir war die faßlichste Charade
Ein Dorn im Aug' und im Verstand;
Was jeder klar, wie Wasser, fand,
Schien mir so dicht, wie Wachspomade.
Ich schämte mich, daß ich so dumm
Vor meinem Auditorium
Als Journalist erscheinen sollte.
Ein Tagebüchler, sagt' ich mir,
(Und wuste, was das heißen wollte!)
Ist ein geschickter Bombardier,
Der Tod auf Feindes-Heere schnellet,
Und selbst in Sicherheit sich stellet;
Dieß ist einmal so Kriegsmanier!
Nun, statt der Bomben und Granaden,
Warf ich mit folgenden Charaden
Um mich herum; und freute mich,
Daß ich der Schande so entwich.

1.

Die erste Sylbe ist eine Frage; die zweyte ist das Gegentheil vom Wohnsitze Neptuns; das Ganze hat seine Stelle auf dem Parnaß.

2.

Um die erste Sylbe bittet man; über die zweyte grübelt man; das Ganze glaubt, hofft, oder wünschet man.

3.

Die erste Sylbe ist eine Farbe; die zweyte macht mit der ersten kleine Kugeln aus, die aus Getreide ver-

fertiget werden; die dritte ist ein Mittelding zwischen etwas flüssigem und trockenem; das Ganze wird von den Ärzten empfohlen, weil es weder nüzt noch schadet.

Amor und Psyche.

(Beschluß.)

Mit diesen Worten nahm er den Krug und füllte ihn, indeß er mit seinen stattlichen Flügeln die Drachen abwehrte und sie versicherte dieses geschähe auf Befehl der Venus. Da nun Psyche solchergestalt wider ihr Vermuthen den Krug voll Wasser erhalten hatte, eilte sie freudenvoll zur Venus. Aber mit allem diesem konte sie doch den Zorn der Göttin nicht besänftigen, welche sie noch mit viel größeren Übeln bedrohete. Sie gab der Psyche eine Büchse, und befahl ihr mit derselben in die Wohnung des Pluto zu gehen, und sie der Proserpina zu überreichen mit der Bitte, von ihrer Schönheit ihr so viel zu überlassen als hinreichte, den Verlust, den sie bey der Krankheit ihres Sohnes erlitten hätte zu ersetzen. Psyche, welche sich nunmehr auf dem höchsten Gipfel ihres Unglücks glaubte, ging auf einen hohen Thurm, um sich hinab zu stürzen; denn sie kannte keinen andern Weg zur Hölle. Auf einmal hörte sie eine unsichtbare Stimme, die zu ihr sagte: „Warum, schönes Mädchen, willst du dich auf eine solche Weise der Welt entreißen? Der Tod ist freylich der kürzeste Weg in's Reich des Pluto, aber wer auf diesem Wege dahin kommt, für den ist keine Wiederkunft. Ich will dir einen andern Weg entdecken, höre mich an! Nahe bey Lacedemon ist ein Vorgebürge, Tenarus genant, wo ein finsterer Weg in das Haus des Pluto gehet. Jedoch mit leeren Händen darfst du diese Reise nicht antreten. In jeder Hand mußt du einen Kuchen und im Munde zwey Pfennige tragen, und auf dem Wege dich durch nichts stören lassen, biß du am Styx angelangt bist. Über diesen wird Charon dich führen, wenn du ihn einen von den Pfennigen aus deinem Munde nehmen läßt. Bey der Überfahrt und auf deinem Wege wirst du auf manche Fallstricke treffen, die dir Venus

aufgestellet hat; laß dich aber von dem graden Wege nicht ableiten, und suche vor allen Dingen deine Kuchen zu verwahren. Denn der Pallast der Proserpina wird von einem dreyköpfigen Hund bewacht, welcher dich nicht vorbey gehen läßt, wenn du ihm nicht einen Kuchen vorwirfst, und so wirst du ohne Gefahr zu dem Pallast der Proserpina gelangen. Sie wird dich gütig aufnehmen, und dich bitten, auf einem reichen Sitz dich niederzulassen, und von köstlichen Speisen zu essen. Aber du setze dich auf die Erde und fodere schwarzes Brod, und wenn du dieses in Eile gegessen hast, so eröffne ihr die Ursache deiner Reise. Was sie dir giebt das nimm, und eile zurück durch die nähmliche Wege und durch die nähmlichen Mittel, wie du gekommen bist. Aber vor allem andern laß dir empfohlen seyn, daß du dich hütest, die Büchse aufzumachen, und den darinn verborgenen Schatz der Göttlichen Schönheit ausspähen zu wollen." Psyche befolgte auf das genaueste die Rathschläge der wohlthätigen Stimme, und richtete glücklich die Befehle der Göttin aus.

Schon hatte sie den Weg von der Hölle glücklich wieder zurückgelegt, als sie von einer unwiderstehlichen Neugier überfallen wurde, die von Proserpina gefüllte Büchse zu öffnen und die darin verschlossene Göttliche Schönheit sich eigen zu machen: „Bin ich nicht eine Thörin", sprach sie bey sich selbst „daß ich von dem köstlichen Schaz, der in meiner Gewalt, keinen Gebrauch für mich selbst mache? Wenn ich auch nur ein ganz klein wenig davon nehme, so kann Venus nichts merken, und mir wird es genug seyn, mich in den Augen meines Geliebten schöner zu machen!" In dieser Hofnung hob sie den Deckel von der fatalen Büchse: aber kaum hatte sie es gethan, so stieg ein tödlicher Schlummer hervor und umzog ihre Augen mit einem so dichten Nebel, daß sie gefühllos zur Erde sank.

Inzwischen war Amor von seiner Wunde wiederhergestellt, und seine Sehnsucht nach seiner geliebten Psyche wurde so heftig, daß er sie nicht länger ertragen konnte. Er entfloh aus seinem Gefängniß und fand sie wo sie in

tiefem Schlummer lag. Sogleich schloß er den Schlaf in das Gefäß wieder ein und erweckte seine Geliebte. „So hat dich denn“ sprach er „die Neugier zum zweyten mahl nahe zu deinem Untergang gebracht! vollstrecke jetzt den Befehl meiner Mutter und laß mich für das übrige sorgen.“ Psyche brachte ohne Aufschub der Venus das Geschenk der Proserpina. Indessen wuste sich Amor, der von unüberwindlicher Liebe gegen Psyche brante, aber die unerbittliche Strenge seiner Mutter fürchtete, nicht anders zu helfen, als daß er zu dem großen Jupiter gieng, ihm seine Sache zu empfehlen. Jupiter gab ihm die wärmsten Küsse auf seinen schönen Mund und sagte: „Ob du gleich, mein Sohn, deinen Muthwillen sehr oft an mir selbst ausgelassen, und diese Brust, worinn die Gesetze, nach welchen die ganze Welt regieret wird, eingeschlossen sind, mit deinen Liebes Pfeilen verwundet hast, so will und kann ich dir doch deine Bitte nicht versagen.“ Er ließ also den Mercur zu sich kommen und befahl ihm, die Götter zusammen zu rufen. Da sie alle versammelt waren, setzte sich Jupiter auf den Thron, und geboth ein allgemeines Stillschweigen. „Ihr Götter und Göttinnen“, sprach er, „ihr kennt diesen Jüngling; sein Alter und die jugendliche Wärme seiner Brust wollen daß man ihn vermähle; aber seine Wahl ist meinem Wunsch zuvorgekommen, und ein sterbliches Mädgen ist seiner Liebe und seiner Umarmung werth worden, — laßt ihn sie nun auf immer besitzen, und ewig sie ihm verbunden seyn!“ — Hierauf wandte er sich zur Venus und sprach: „Betrübe dich nicht, meine Tochter, daß Amor dein Sohn mit einer Sterblichen vermählet werde, ich selbst werde sorgen, daß seine Geliebte nicht von ungleichem Stande sey.“ Sogleich befahl er dem Mercur, die schöne Psyche in den Olymp einzuführen; und so bald sie angelangt war, gab er ihr den Ambrosischen Trank zu trinken und sagte: „Psyche! sey unsterblich, und Amor trenne sich nie von deinem Bündniß!“

Solchergestalt wurde Psyche mit Einwilligung aller Götter dem Amor zu Theil, und in kurzer Zeit brachte sie das gefällige Kind zur Welt, das unter

dem Nahmen „Wollust“ den Göttern und den Sterblichen werth ist.

Vor dem Schlummer.

Träufle mir, süßer Schlummer, in des Lebens
Blüthe, himmlischen Thaues helle Tropfen!
Wehet, Lüfte tagender Ahndung, wehet,
Freundlich und leise,

Bis mir im Stralen Glanz der Zukunft Sonne
Meine wogenden Seelen Fluten röthe,
Und die leichten fliegenden Traum Gewölke
Mahle mit Purpur!

Zwey und zwanzigstes Stück.

Beytrag zur Kalenderkunde.

Invocavit wir rufen laut,
Reminiscere o wär ich Braut!
Die Oculi gehn hinn und her
Laetare drüber nicht so sehr
O Judica uns nicht so streng
Palmarum streuen wir die Meng
Auf Oster Eyer freuen sich hie
Viel Quasimodogeniti.
Misericordias brauchen wir all
Jubilate ist ein seltner Fall.
Cantate freut der Menschen Sinn
Rogate bringt nicht viel Gewinn.
Exaudi uns zu dieser Frist
Spiritus — der du der lezte bist.

An die Nachtigall.

O Philomele,
Sing immer zu!
Du siehst ich quäle
Mich mehr als du.

Es floh der Meine
Wie Deiner floh,
Und wie der Deine,
So liebt' er, — so! —

Nur wenig Tage
Währt dein Gesang;
Doch meine Klage
Währt Lebenslang.

Nach kurzer Weile
Suchst fremde Luft:
Und ich — ich eile
Zur dunkeln Gruft.

Im schönen Lenze
Kommt wieder dir
Von ferner Grenze
Dein Liebchen hier.

Und neue Freude
Bringt dir das Jahr,
Ich lieb' — und leide
Ach immerdar!

Charaden.

Die beyden ersten Sylben ißt man, die dritte trinkt man: das Ganze fürchtet man, weil es um Essen und Trinken brachte.

Die erste Sylbe ist eine Ausrufung, die zweyte und erste ist der Nahme eines Wildgeschlechts, die dritte ist ein Theil des menschlichen und thierischen Körpers: das Ganze ist ein Narr, den man nicht einsperrt; weil ihn einige Schönen in Schutz nehmen.

Sappho.

Hymnus an Venus.

Thronenreiche, ewigsel'ge Aphrodite,
Tochter Jovis, Mutter süßer Listen,
Beuge nicht — ich flehe! — mit Verdruß noch Schmerz mir,
Göttinn, die Seele!

Sondern komm; wenn jemals, um der Liebe
Willen, meine Stimm' du hörtest (die du
Oft erhörtest) deines Vaters goldne
Wohnung verlassend.

Kamst im wohlgeschirrten Wagen — schöne
Schnelle Spazen, ihre schwarzen Flügel
Eilig schlagend, trugen durch die Heitre
Dich vom Himmel,

Waren alsbald da; — doch du, Allsel'ge,
Mit unsterblich süßem Lächeln fragtest:
„Was es seye das ich litte, und warum ich
Nieder dich riefe?

Und was fodert deine heiße Seele,
Daß ihr wiederfahre? Welcher Wohlreitz,
Welcher Reitz der Liebe fehlt dir? Wer thut,
Sappho, dir Unrecht?

Flieht er jezt, so soll er bald verfolgen;
Nimmt er nicht Geschenke, soll er solche geben;
Er soll lieben, er soll thun dir alles
Was du verlangest! —"

Göttinn, komm auch nun, und löse du mich
Von den schweren Sorgen! O vollbringe
Was mein Herz wünscht zu vollbringen! Streite
Selbsten du für mich!

An Lilla.

In heilig stiller Nacht ich saß,
Der Mond wallte einsam vorüber;
Ich sann der hohen Zukunft nach,
Da ward mir's trüb' und trüber!

Nicht ist für sterblich Aug' und Sinn
In jene Fernen zu schauen:
Wohl dem der frohen Muthes sich
Ein Daseyn hier kann bauen!

Doch ohne dich, du Zauberin,
Du allbelebende Liebe,
Schleicht öd' des Lebens Gang dahin,
Ohn' Anklang sanfter Triebe!

Wozu daß Herz und Seele warm
All Liebes liebend umfänget?
Wenn ewig ohne Wiederkehr
Der Wunsch, zu Quaal, sich enget!

Soll ewig in mich selbst gekehrt
Die schöne Jugend verblühen?
Wird nie ein gleich gestimmtes Herz
Zu gleichem Wunsch entglühen? —

So seufzt' ich — bald in holdem Glanz,
Wie Frühlings sonniger Morgen,
Erschien dein Bild voll Freundlichkeit,
Entwölkt' mein trübes Sorgen.

Und sanfter süßer Ahndung voll
Hielt' ich's so innig umschlungen;
Von hohem himmlischem Gefühl
Ward meine Seel' durchdrungen!

Schon färbte heilger Liebe Schwuhr
Hochroth die zitternde Wange;
Doch ach! dem Schwuhr die Hand entschlüpft,
Weh mir — was tönt so bange?

Noch hör' ich dumpfen Trauerton
In meinen bebenden Sinnen: —
Und wie? — voll trüber Ahndung weicht
Der Mond umwölkt von hinnen.

Ach säume, holdes Himmels Licht,
Wozu das dämmernde Scheiden?
Wird ewig nur ein Schattenbild
Mein Glück vorüber gleiten! —

[Ohne Überschrift.]

Sey gegrüßet, süße Liebe,
Süße Liebe, sey gegrüßet,
Die mir wieder Lebenssäfte
In die leche Seele gießet,

Wie ein Lamm, das ängstlich irret,
Wie die Turtel Taube girret,
Wie ein Kind nach Mutterbrüsten
Hab' ich mich nach dir gesehnet.

Wie die liebe Frühlings Sonne
Aus der Erde Blum' und Blüte,
So lockt aus dem todten Herzen
Erst die Liebe Glück und Güte.
Ach was Liebe nicht entfaltet
Bleibt wohl ewig ungestaltet,
Was sie wärmend nicht gebieret
Das erstarret und erfrieret.

Einen Garten hat die Liebe
Voller Bäume, voller Blumen;
Dort erzieht sie süße Früchte
Ihren Kindern, Wollust Blumen;
Ach in matte Trauer sinket
Wem die Labefrucht nicht winket:
Aber ewge Lust genießet
Wem dort nur ein Blümgen sprießet.

Es ist nur das kleine Mädgen
Mit den lieben blauen Augen,
Mehr kan ich zu meinem Glücke
In der ganzen Welt nicht brauchen,
Seht der ganzen Erdenzone
Leucht ia auch nur eine Sonne:
So ist alle Lust hinieden
In der Einen mir beschieden.

Dort im grünen Wiesen Grunde
Stehet eine kleine Hütte,
Da entsproß sie mir, ein Veilchen,
Aus dem Moose niedrer Sitte.
Dorten blinken mir die Sterne,
Dort zeigt sich Aurora gerne,
Da geht mir iezt Glück und Wonne
Auf mit ieder Morgensonne.

Drey und zwanzigstes Stück.

Auf Miedings Tod.

Welch ein Getümmel füllt Thaliens Haus?
Welch ein geschäftig Volk eilt ein und aus?
Von hohlen Bretern tönt des Hammers Schlag,
Der Sonntag feyert nicht, die Nacht wird Tag.
Was die Erfindung still und zart ersann
Beschäftigt laut den rohen Zimmermann.
Ich sehe Hauenschild gedankenvoll,
Ist's Türk', ist's Heide, den er kleiden soll?
Und Schumann froh, als wär' er schon bezahlt,
Weil er einmal mit ganzen Farben mahlt.
Ich sehe Thielens leicht bewegten Schritt,
Der lust'ger wird, ie mehr er euch verschnitt:
Der Jude Elkan läuft mit manchem Rest;
Und diese Gährung deutet auf ein Fest.

Allein, wie viele hab' ich hererzählt,
Und nenn' Ihn nicht, den Mann, der nie gefehlt,
Der sinnreich schnell, mit schmerzbeladner Brust,
Den Lattenbau zu fügen wohl gewußt,
Das Bretgerüst, das, nicht von ihm belebt,
Wie ein Skelett an todten Dräten schwebt.

Wo ist er? sagt! ihm war die Kunst so lieb,
Daß Kolik nicht, nicht Husten ihn vertrieb.
Er liegt so krank, so schlimm es nie noch war!
Ach Freunde! Weh! ich fühle die Gefahr;
Hält Krankheit ihn zurück, so ist es Noth,
Er ist nicht krank, nein, Kinder, er ist todt!

Wie! Mieding todt? erschallt biß unter's Dach
Das hohle Haus, vom Echo kehrt ein Ach!
Die Arbeit stockt, die Hand wird iedem schweer,
Der Leim wird kalt, die Farbe fließt nicht mehr,
Ein Jeder steht betäubt an seinem Ort,
Und nur der Mittwoch treibt die Arbeit fort.

Ja, Mieding todt! O scharret sein Gebein
Nicht undankbar, wie manchen andern, ein!
Laßt seinen Sarg eröffnet, tretet her,
Klagt ieden Bürger, der gelebt wie er,
Und laßt am Rand' des Grabes, wo wir stehn,
Die Schmerzen in Betrachtung übergehn.

O Weimar! dir fiel ein besonder Loos!
Wie Bethlehem in Juda, klein und gros.
Bald wegen Geist und Wiz beruft dich weit
Europens Mund, bald wegen Albernheit.
Der stille Weise schaut und sieht geschwind,
Wie zwey Extreme nah verschwistert sind.
Eröffne du, die du besondre Lust
Am Guten hast, der Rührung deine Brust!

Und du, o Muse, rufe weit und laut
Den Nahmen aus, der heut uns still erbaut.
Wie manchen, werth und unwerth, hielt mit Glück
Die sanfte Hand von ew'ger Nacht zurück.
O laß auch Miedings Nahmen nicht vergehn!
Laß ihn stets neu am Horizonte stehn!
Nenn' ihn der Welt, die, kriegrisch oder fein,
Dem Schicksaal dient und glaubt ihr Herr zu seyn,
Dem Rad' der Zeit vergebens widersteht,
Verwirrt, beschäftigt und betäubt sich dreht;
Wo ieder, mit sich selbst genug geplagt,
So selten nach dem nächsten Nachbar fragt,
Doch gern im Geist nach fernen Zonen eilt
Und Glück und Übel mit dem Fremden theilt.
Verkünde laut und sag' es überall,
Wo Einer fiel, seh' Jeder seinen Fall.

Du, Staatsmann, tritt herbey! hier liegt der Mann,
Der, so wie du, ein schwer Geschäft begann.
Mit Lust zum Werke mehr, als zum Gewinn,
Schob er ein leicht Gerüst mit leichtem Sinn,
Den Wunderbau, der äußerlich entzückt,
Indeß der Zaubrer sich im Winkel drückt.

Er war's, der säumend manchen Tag verlohr,
So sehr ihn Autor und Acteur beschwor;
Und dann zuletzt, wann es zum Treffen ging,
Des Stückes Glück an schwache Fäden hing.

Wie oft trat nicht die Herrschaft schon herein!
Es ward gepocht, die Symphonie fiel ein,
Daß er noch kletterte, die Stangen trug,
Die Seile zog, und manchen Nagel schlug!
Oft glückt's ihm, kühn betrog er die Gefahr,
Doch auch ein Bock macht' ihm kein graues Haar.

Wer preißt genug des Mannes kluge Hand,
Wenn er aus Drat elast'sche Federn wand,
Vielfalt'ge Pappen auf die Lättgen schlug,
Die Rolle fügte, die den Wagen trug;
Mit Zindel, Blech, gefärbt Papier und Glas,
Dem Ausgang lächelnd, rings umgeben sas.
So, treu dem unermüdlichen Beruf,
War Er's, der Held und Schäfer leicht erschuf.
Was alles zarte, schöne Seelen rührt,
Ward treu von ihm, nachahmend, ausgeführt:
Des Rasens Grün, des Wassers Silberfall,
Der Vögel Sang, des Donners lauter Knall,
Der Laube Schatten, und des Mondes Licht;
Ja selbst ein Ungeheur erschreckt ihn nicht.

Wie die Natur manch' widerwärt'ge Kraft
Verbindend zwingt, und streitend Körper schafft,
So zwang er iedes Handwerk, ieden Fleis.
Des Dichters Welt entstand auf sein Geheis.
Und, so verdient, gewährt die Muse nur
Den Nahmen ihm — Direktor der Natur.

Wer faßt nach ihm, voll Kühnheit und Verstand,
Die vielen Zügel mit der Einen Hand?
Hier, wo sich ieder seines Weeges treibt,
Wo ein Factotum unentbehrlich bleibt,
Wo selbst der Dichter, heimlich voll Verdruß,
Im Fall der Noth die Lichter puzen muß.

O sorget nicht! gar viele regt sein Tod!
Sein Wiz ist nicht zu erben, doch sein Brod;
Und, ungleich ihm, denkt mancher Ehrenmann:
Verdien' ich's nicht, wenn ich's nur essen kann.

Was stuzt ihr? seht den schlecht verzierten Sarg?
Auch das Gefolg scheint euch gering und karg;
Wie! ruft ihr, wer so künstlich und so fein,
So wirksam war, muß reich gestorben seyn!
Warum versagt man ihm den Trauerglanz,
Den äußern Anstand lezter Ehre ganz?

Nicht so geschwind! Das Glück macht alles gleich,
Den Faulen und den Thät'gen — arm und reich.
Zum Gütersammeln war er nicht der Mann,
Der Tag verzehrte wie der Tag gewann.
Bedauret ihn, der, schaffend biß an's Grab
Was künstlich war, und nicht was Vortheil gab,
In Hofnung täglich weniger erwarb,
Vertröstet lebte und vertröstet starb.

Nun laßt die Glocken tönen und zulezt
Werd' er mit lauter Trauer beygesezt!
Wer ist's, der ihm ein Lob zu Grabe bringt,
Eh noch die Erde rollt, das Chor verklingt?

Ihr Schwestern, die ihr, bald auf Thespis Karr'n,
Geschleppt von Eseln und umschrien von Narr'n,
Vor Hunger kaum, vor Schande nie bewahrt,
Von Dorf zu Dorf, euch feil zu bieten fahrt;
Bald wieder durch der Menschen Gunst beglückt,
In Herrlichkeit der Welt die Welt entzückt;
Die Mädgen eurer Art sind selten karg,
Kommt, gebt die schönsten Kränze diesem Sarg.

Vereinet hier theilnehmend euer Leid,
Zahlt, was ihr Ihm, was ihr Uns schuldig seyd.
Als euren Tempel grause Gluth verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Räuchwerk brachte man euch drauf!

An wie viel Pläzen lag vor euch gebückt
Ein schweerbefriedigt Publicum entzückt!
In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,
Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht,
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht,
Erschient ihr, die ihr vielgestaltet seyd,
Im Reitrock bald und bald im Gallakleid.

Auch das Gefolg, das um euch sich ergiest,
Dem der Geschmack die Thüren ekel schliest,
Das leichte, tolle, scheckige Geschlecht,
Es kam zu Hauf, und immer kam es recht.

An weise Wand bringt dort der Zauberstab
Ein Schattenvolk aus mytholog'schem Grab.
Im Possenspiel regt sich die alte Zeit
Gutherzig, doch mit Ungezogenheit.
Was Gallier und Britte sich erdacht,
Ward, wohl verdeutscht, hier Deutschen vorgebracht.
Und oftmals liehen Wärme, Leben, Glanz
Dem armen Dialog Gesang und Tanz.
Des Karnavals zerstreuter Flitterwelt
Ward sinnreich Spiel und Handlung zugesellt.
Dramatisch selbst erschienen hergesandt
Drey Könige aus fernem Morgenland;
Und sittsam bracht' auf reinlichem Altar
Dianens Priesterin euch Opfer dar;
Nun ehrt uns auch in dieser Trauerzeit!
Gebt uns ein Zeichen! denn ihr seyd nicht weit.

Ihr Freunde Plaz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht wer da kommt und festlich näher tritt.
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie,
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl, sie ist's die stets gefällt,
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.

Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbey. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht, schön.
Und, hocherstaunt, seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Anständig führt die leis erhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes volles Angesicht,
Das treue Veilgen, der Narcisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädgen Hand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrthe sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier:
Und durch den schwarzen, leicht geknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspize still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz
Wirft sie in's Grab den wohl verdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fliest
Der weiche Ton, der sich um's Herz ergiest.

Sie spricht: Den Dank für das, was du gethan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner, an.
Der Gute wie der Böse müht sich viel,
Und beyde bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Gott, in holder, steter Kraft,
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.
Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du krank, als wie ein Kind, gespielt.
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein Jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!



Gez. v. Holdermann. Rad. v. C. Hommel.

Tiefurt.

Fest steh' dein Sarg in wohl gegönnter Ruh,
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu.
Und, sanfter als des Lebens, liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann.

Vier und zwanzigstes Stück.

Der Ritter Eckbert von Tiefurt.

Nachricht aus dem zwölften Jahrhundert.

Ritter Eckbert von Tiefurt ware bieder und brav. Nächst an seiner Burg am Ufer der Ilme ware eine Laube von Erlen, die hat er in seiner Kindheit gepflanzt. In Frühlingstägen und Sommerabenden war er in der Laube. Wenn er von Kriegen, Fehden und Turnieren zurückkam, dann wurde da seine Ankunft gefeyert, wenn seines redlichen Weibes Geburts-Tag ware, dann wurde er gefeyert in der Laube. Wenn Freund und Gäste kamen; dann bewirtet er sie in der Laube. Dann stiesen sie ihre Römer zusammen und sangen frohe Lieder. Jeder Gast war ihm lieb, und der besonders lieb, der schöne Lieder zu singen wuste, dem Tiefurt gefiel, der von Herzen sang, trunk, und sich freute. Zu Zeiten kam auch ein Meister-Sänger zu ihm, einer von denen, die Landgraf Herrmann auf der Wartenburg um sich hatte, und Eckbert ergötzte sich unaussprechlich an ihren schönen Liedern.

Einst sas er mit seinem Weib und seinem Freund, es war im Jahr zwölfhundert und vier, den Tag nach Pfingsten. Es war schon spat in der Nacht, der Mond glitzerte zwischen denen Blättern der Laube, der Wind bewegte die Wipfel der Bäume, die Ilme rauschte, und leiser Schauder verbreitete sich über die Gegend. Der Ritter wurd ernsthaft und still. Nun sagt' er: „Liebe Emma, laß uns allein; ich habe mit meinem Freund, dem Ritter von Denstedt, ein Wort zu sprechen.“ Sie gieng; da rollten die Thränen über die schwarze Wimpern des

Ritters. „Bruder", sagt' er, „mein Stamm erlischt. Zehn Jahre verheyrathet, keinen Sohn, keine Tochter, keine Hoffnung! Von je her wohnten hier meine Voreltern. Alles ist mir hier lieb! Die Burg stehet schon dreyhundert Jahre. Die Bäume dort pflanzte mein Vater; jene Eiche mein Großvater. Der Stein Rossel auf der Anhöhe war das Grabmahl meiner Voreltern, als sie noch Heyden waren. Neulich pflügt der Knecht dort ohne Vorsicht, pflügt einen Aschentopf und Streit-Axten hervor; ich liese sie wieder sorgfältig einscharren. Meine Reisige sind mit mir und um mich erwachsen. Ihre Voreltern lebten und kämpften mit und um meine Voreltern. Wenn ich in der Rüstung auf und abgehe, mich erinnere wie mich mein Vater als Knabe an der Hand herumführte, mir zeigte: dies ist die Rüstung deines Urvaters, diese deines Urältervaters. Jenen von Rost angefressenen Harnisch trug unser Vorvater Erich gegen die Hunnen, und erfochte den Kampfpreiß! Wenn ich mich dessen erinnere, o, dann wird es mir so wehmüthig! dann will ich den heimlichen Kummer meiner Emma nicht vermehren, setze mich hier auf das Moos und frage mich: Was wird aus der Burg, dem Grabe meiner Eltern, aus meiner Laube, was aus Tiefurt werden?" Der Ritter von Denstedt seufzt mit ihm, drückt ihm die Hand und sagt: „Bruder, du bist bieder und brav, laß Gott walten, er kann dir noch Kinder geben, schlage dir den Gedanken aus." „Ja, wer das könnte," erwiedert Eckbert.

Sie sprachen so; da kommt ein edler Knecht angesprengt und sagt zum Ritter Eckbert: „Der Landgraf Herrmann grüßt Euch, und läßt Euch warnen, daß der Vortrab vom Herrn Philipp von Schwaben unterwegs ist, um Weimar zu überfallen; Graf Gleichen ist ihr Führer. Der Landgraf zehlt auf Euren Muth und Eure Treue, thut was ihr könnt. Er selbst sammlet seine Leute bey Weissensee, hat sogleich nach Kayser Otten und König Otogaren um Hülfe gesandt."

Die Ritter schwingen sich auf ihre Rosse, machen in Weimar Anstalt. Bey Anbruch des Tages rückt der Feind an, sie gehen ihm muthig entgegen. Nun ist Getümmel

des Kampfs. Ein alter Mann drängt sich durch Roß- und Fußvolk über Todte und Sterbende bis zum Ritter Eckbert hin! Es ware der treue Heinze, Knecht seines Vaters, der Alters wegen zurucke geblieben. „Herr“ sagte er „eine Schaar Feinden ist in Tiefurt, raubt und mordet. Emma ist in Gefahr.“

Nun fühlet den Drang des Ritters! Pflicht und Ehre halten ihn hier, Liebe und Treue rufen ihn in seine Burg? Auf einen Augenblick Unentschlossenheit folgt grenzenlose Wuth! Er dringt in's volle Getümmel, sticht und haut rastlos nieder was ihm vorkommt! Will dem Kampf ein Ende wissen! Alles folgt dem Beyspiel. Die Feinde weichen und er eilt nach Tiefurt.

Welcher Anblick? Die Burg von allen Seiten in Brand? Er rennt in den Hof: Heulen der Verwundeten, Röcheln der Sterbenden, geraubtes Vieh, geplünderte Baarschaft! Er sieht sich nach der Emma um, stürzt durch Flammen in die Burg, findet sie tödlich verwundet, sterbend! Ein liebvoller Blick auf ihn, und es schließen sich ihre Augen auf ewig! Nun schnaubt er Rach und Wuth, seine Leute fassen frischen Muth, das Gesindel ist vertrieben! Aber er ist selbst tödlich verwundet! Der Arzt entscheidet, daß er noch wenige Stunden zu leben hat. „Tragt mich in meine Laube“ sagt er „dort will ich sterben.“

Seine Leute stehen um ihn und weinen. „Tröstet Euch“ sagt er „die Fürsten in Thüringen sind gute Herrn! Mein Lehen-Herr Landgraf Herrmann hat Geist und gutes Herz.*) Meine Emma ist hin; Schild und Helm und Rüstung meiner Voreltern sind verbrannt, die Burg eingeäschert, ich sterbe gern! Aber doch? diese Gegend, jeder Baum, jeder Stein, ihr guten Leute, ihr und eure Kinder, ihr seyd mir alle, alle so lieb! Mein Herz hängt hier so an allem! O wenn ich es wüste, was noch aus Tiefurt wird, o wenn ich das noch wissen könnte!“

---

*) Anmerkung des Herausgebers. Das mag seyn, aber die Geschichte beweißet, daß Landgraf Herrmann nicht wuste, was er wollte, heute so morgen anderst ware. (Falkenstein Paullini Arnold. Lubec. u. a.)

Der alte Heinze tritt vor und sagt: „Herr Ritter! Es ist hier ein Zauberspiegel, wer hierinne schaut, siehet was in demjenigen Ort geschehen wird, wo man in den Spiegel schaut. Die Schatten künftiger Zeiten sprechen sogar für den vernehmlich, der in den Spiegel schaut." „O bringt den Spiegel" sagt der Kranke.

„Ja" erwiedert Heinze „aber erst, Herr Ritter, muß ich Euch erzehlen, woher der Spiegel kommt. Als Euer Vater mit Landgrafen Ludwig im heiligen Lande ware; da hies es, in einer Höhle des Bergs Libanon wohne ein alter Caldeer, der jedem die Zukunft vorsage! Einige Ritter wagten es und brachten den Alten mit Gewalt in's Lager. Es wurde entschieden, man müsse ihn als Zauberer lebendig verbrennen. Euer Vater wurde beordert ihn mit seinen Reisigen, worunter ich auch ware, an den Richtplatz zu führen. Ich sehe ihn noch den Alten mit offnem heiterem Gesicht, langem silbernem Bart. Er dauerte Euren Vater, er sagt ihm: Alter, wir ziehen durch dickes Gebüsch, dort laß ich dich entwischen. Nein, sagte der Alte, wenn meine Stunde gekommen, wie kann ich ihr ausweichen? Habe Dank! Im Eck meiner Höhle, unter einem hingewelzten Stein liegt ein Spiegel, den schenk ich dir. Der Alte starb gelassen. Euer Vater und ich entfernten uns unvermerkt, suchten und fanden den Spiegel. Der Spiegel that Eurem Vater viele Dienste.

Als wir die Gebeine des Landgrafen Ludwigs nach Reinhardtsbrunn brachten, Euer Vater nun in seinem Tiefurt ankame und vernahme, daß Ihr den Turnieren in Granada, Frankreich und England nachgezogen wäret, so sperret er sich einen halben Tag mit seinem Spiegel ein, und seit der Zeit kam der tiefe Gram nicht aus seiner Seele. Kurz vor seinem Ende sagt er mir: Komm, Heinze! Helf mir den Spiegel vergraben! er deutet auf Unglück! Sprich weder meinem Sohn noch irgend Jemand davon. Er ware mein Herr; ich hielt ihm Wort. Aber, Herr Ritter, Ihr seyd auch mein Herr. Befehlt, so grab ich den Spiegel im Keller aus und bring ihn."

Eckbert befahl, und nach kleiner Weile bringt Heinze den Spiegel.

Guter Eckbert, was sahest du alles in dem Spiegel? Die Fratzen in der Zauberlaterne mit dem Kauterwelsch des Murmelthier Jungens sind nicht so bunt, als der abwechslende Lauf menschlicher Dinge.

Eckbert sah, wie das Lehen eingezogen, Tiefurt fürstliches Pachtguth wurde. Da trabten blökende Heerden vorüber. Setzten sich Landmann und Kinder in kühlen Schatten, asen ihre Milch in süßer Ruh. Nun raffte Pest und Seuche die Eltern und Kinder dahin. Jezt freut sich der neue Pachter seines guten Fürsten; aber bald klagt er über Hagel und Wassergüsse. Jezt geseegnete Ernd, dann Hungersnoth, Projectenmacher, Exequirer, Cameral-Verordnungen, Wildbahn, Pest, Krieg, und diebische Beamte! Und wie alles schnell und rastlos auf einander! Was das alles in und durch einander schwatzt, der letzt Ankommende sich klüger dünkt als der Vorhergehende, und es nicht um ein Haar ist. Wie das betet, flucht, den Herrn betrügt, gedruckt wird, gut und bös ist, erzehlt, zankt, schwitzt, zahlt, schläft und stirbt. Wie da alles, alles, Fürst und Pachter zu Grund gienge, wenn allgemein verbreiteter Hauch der Gottheit, wenn Liebe nicht unerschöpflich alles Üble besiegte? Wenn nicht alles Zerstörte durch Liebe wieder erzeugt und verjüngt empor keimte! In diesem bunten Gewühl verstrichen die Bilder vieler Jahrhunderten.

Nun sahe Eckbert etwas unerwartetes: Ein Ritter auf geflügeltem Pferd kreisete in hohen Lüften, wie ein Adler, über der Gegend von Tiefurt. Es ist Knebel. Die Göttin Phantasie, Mutter des Genius, schenkt ihm, ihrem Liebling, eines ihrer besten geflügelten Pferden. Er reitet es mit verhängtem Zügel in die Sterne, in den tiefsten Abgrund, in das Land des Vergangenen und der Künftigkeiten.

Tiefurt gefällt ihm. Die klar und schnell ströhmende Ilme, der waldigte Hügel, die Ebene, mit Gebüschen so schön durchwachsen, reizten ihn! Eckbert sah, wie er mit seinem geflügelten Pferd herabschoß, er sah wie durch Knebels Fleiß des Pachters Hütte zum angenehmen guten Landhauß wurde. Wie der Wald zum schönen Garten

wurde, und doch Wald bliebe. Wie beyde, Kunst und Geschmack, Knebeln leiteten, wie sie täglich mit ihm Fußpfäd absteckten, Bäume tilgten und Bäume pflanzten, und dann wieder jeden ihrer Tritten mit den Blüthen ungekünstelter Natur überdeckten. Nun freuet Eckberten das schöne Tiefurt doppelt. Er sah mit regem Gefühl, wie Knebel sein und seiner Emma Grabstätte mit Rosen, Nelken und Jesminen ohnwissend bepflanzt, wie er sie in heißen Sommertägen begoß. Er sah wie ein junger Fürst in Jünglings-Jahren, in unschuldigen Zerstreuungen, in ländlicher Ruh, zum edlen reinen Menschengefühl in Tiefurt reifte.

Sah wie mehrmalen bey freundlichem Mahle Geist, Munterkeit, Laune und Geschmack einander in Tiefurt die Hände boten. Sah und hört es wie Carl August mit biedrer Teutschheit den Prunk der Höfen zu entfernen, Geist und Verdienst zu ehren weiß. Er sah und hört es oft wie Fremde hinkommen und Tiefurt so manchen prächtigeren Anlagen vorziehen. Er sah wie Amalia in schönen Gebüschen längst seiner lieben Ilme einsam einhergehet, hörte wie sie da in sich spricht: „Süß ist die Erinnerung erfüllter theuerer Pflichten. Meine Söhne erwachsen, ich von Unterthanen geliebt, von Fremden geehrt! Der halbverloschene Stamm erhielt durch mich grünende Sprossen! — Mein beruhigtes Herz sagt es mir, daß ich wohl thate, wo ich konnte, daß ich von Wolfens Namen keine unwürdige Tochter bin!“ und Eckbert sah es, wie die Musen alle sich bestrebten Ihr nach entladner Bürde die Stunden der Ruhe zu verschönern, zu versüßen. Wie Terpsichore und Thalia sie ergötzten. Wie die Saiten unter ihren Fingern ertönten. Aber wie freut sich Eckbert als er sahe wie die Fürstin auf den Rasen an das Ufer der Ilme, an den Platz wo seine Laube stunde, sich hinsetzet, und mit eigner Hand sein Tiefurt abbildet?

Er sah nun auch wie Amalia in Tiefurt an ungesehenem stillem Ort denen Musen einen kleinen Tempel errichtet. Wie Sie Selbst Psychen und Amor aufstellt. Wie Göthe das Bild der Phantasie und Wieland die Bilder der Gratzien darinne aufstellten. Wie Herder die

Bilder der Weißheit und Tugend hingießet (denn Liebe, Weißheit und Gratzien sind mit einander verschwistert), auch sahe er wie Herder denen Musen ihren Platz im Tempel vorzeigte. Dann sah er wie der kleine Tempel durch Herders holde Gattin, Prinz Augusten, Seckendorf und Einsiedel mit sauftem Gefühl, Geist, Laun und Witz ausgeschmückt wurde, und auch wie Dalberg einige minder schöne Blumen, doch voll guten Willens, hinbringt. Er sah ferner, O! welcher Anblick! wie Carl Augusts Tochter und kleine Söhne nach Tiefurt kommen. Wie die muntre Kinder auf dem Rasen herumspringen. Wie sich Ihre edle Mutter mit ruhigem stillem innigen Vergnügen an dem Anblick labet. Wie sich Ihre Seele über Wolken erhebt und sagt: Gott! Du gabst sie mir. Geb Ihnen Liebe zum Wahren, mache sie edel und tugendhaft, leite sie! — Nun sah' er p p p p.

Anmerkung des Herausgebers.

Weiter gehet diese Geschichte nicht. Sie ist aus einem Bruchstück einer alten Chronik des Klosters Oberweimar gezogen, das eine Privat=Familie seit langer Zeit in Händen hat. Es ist zu wünschen daß diese Chronik ergänzet werde. Vielleicht gelangt man auf die Spuhr, wohin der Zauberspiegel gekommen.

Fünf und zwanzigstes Stück.

Antiodemis.

Antiodemis, die schon von Kindheit auf purpurnem Lager
Weicher Pfülben entschlief, Liebling der Paphierinn;
Sie die lieblicher blickt als der Schlaf aus schmachtenden Augen,
Und der Alkyone gleich Sorgen lößt, Seelen berauscht;
Sie mit krystallenen Armen, die einzig keine Gebeine
Hat in ihrer Gestalt, ganz gebildet aus Milch;

Ist nach Italien hingekommen, des Kriegs zu entwöhnen
Dich, o kriegrisches Rom, durch der Weichlichkeit Reiz.

An Venus.

Göttinn, ich weihe dir von dir selber dieß herrliche Bildniß!
Schöners weiß ich dir nichts, als deine eigne Gestalt.

Der dreyfach verliebte.

Drey Charitinnen lieb' ich, und drey jungfräuliche Horen,
Dreyfach Verlangen ist es, das mit Liebe mich quält;
Denn es hat Amor auf mich drey Bogen gezogen, als hätt' ich
Nicht blos ein Einziges Herz, drey zu verwunden in mir.

Charade.

Die erste Sylbe müßte doppelt gedacht werden, um ein ganzes auszumachen. Dennoch ist sie ein Wort; die zweyte ist unermeßlich; das ganze läßt sich nicht denken, auch ist es nur ein mythologischer Ehrentitel.

Hermes und Hercules.

Freundlich, ihr Hirten, ist Hermes, denn eigengesammelter Honig
Ist ihm Gabe genug, und die geopferte Milch.
Aber Hercules nicht; er fodert ein fettes Lamm, einen Widder;
Niemals zufrieden ist er, wenn ihm geschlachtet nicht wird.
Dafür wehrt er den Wölfen; was hilft es, wann das beschüzte
Sterben muß, ob es der Wolf oder der Schuzgott verzehrt?

Ajax Stein.

Wälze mich nicht in dem Felde herum, o Wanderer! Ajax
Stein bin ich, den er einst Hektorn warf an die Brust.
Schwarz und eckicht bin ich. Frag mir den alten Homerus,
Wie ich des Priamus Sohn aus dem Schlachtfeld gejagt.
Izt vermögen mich kaum die gegenwärtigen Menschen
Wegzuwälzen von hier; Schande der schwächeren Zeit.

Daß mich doch jemand mit Erde bedeckte! Denn, warlich, es schämt mich
Hier zu liegen im Feld, schlechten Menschen ein Spiel.

Charade.

Zwey einsilbige Worte und Begriffe machen das Ganze. Das erste ist eine irrdische Unvollkommenheit, die den Cosmopoliten von je her viel zu schaffen gemacht hat. Das zweyte, als ein Begriff — der durch den Sinn des Gehörs wie gewöhnlich erlangt wird — ist neueres Teutsch, als manches andere Wort unserer Sprache, und ist die Folge einer Erfindung die wir widerrechtlicher Weise unserer Nation zuschreiben. Das Ganze war eine conventionelle Bitte um Beystand — und wird nächstens — nach dem Beyspiel eines bekannten Welt und Menschen Besserers unserer Zeit, nicht aus patriotischem Eyfer, sondern aus litterarischem Drang, zur Erhaltung unsers Journals gethan werden müssen.

Sechs und zwanzigstes Stück.

Lob des Landvolks.

Aus dem zweyten der Bücher des Virgils vom Feldbau.

(Man muß bemerken, daß der Dichter viel auf die damahligen Umstände, und vorzüglich auf die innerlichen Kriege deutet.)

O allbeglücktes Volk, wenn du dein Glück
Erkennteſt! Landmann, du des Schicksals Liebling!
Fern vom Getöß' aufrührerischer Waffen
Reicht Tellus selbst, die treue Mutter, dir
Aus ihrem Schooß die leichte Nahrung dar.
Laß andre sich in schimmernden Palläſten
Am frühen Morgen schon von einer Schaar
Gebückter Schmeichler, die in Fluthen sich
Aus allen Gängen durch die köstlichen

Portale dränget, stolz umrungen sehn;
Laß dorten Kunst und zierlich bunte Arbeit
Das gier'ge Aug' an alle Wände fesseln;
Laß blumicht Gold von ihren Kleidern starren,
Laß sie Ephyrens seltnes Erz zum Prunk
In ihre Sääle stellen; laß mit Gift
Von einer tyr'schen Schnecke sie den Schnee
Der Wolle tünchen, und die reine Kost
Von der Olive sie ersticken mit
Verderblichen Gewürzen! Dir allein
Bleibt sichre Ruh, dir bleibt ein Leben frey
Von jeder Schuld und niedrigem Betrug.
Auch bist du reich an mannichfalt'gen Gütern.
Bey dir herrscht stille Muße durch das Thal,
In breiten Gründen, durch die grüne Nacht
Der Grotten, an dem lebenvollen See.
Dir wehen sanfte Lüfte, hier ist ganz
Das frische Tempe, sein belebend Grün!
Es brüllen Heerden rund umher, es träufelt
Von schwanken Ästen süßer Schlummer nieder.
Auch sind hier Forste, Lager von dem Wild.
Hier übt die Jugend sich im freyen Spiel,
Zu strenger Kost und Arbeit angewöhnt.
Hier ehret man die Götter; hier sind graue
Ehrwürd'ge Väter; eh' Asträa von
Der Erde floh, wohnt' leztlich sie beym Landvolk.

Mich sollen nun vor allem die verehrten,
Die süßen Musen in ihr heilig Schloß,
In ihren Tempel führen, denn es brennt
Mein Herz zu ihnen, und ich trage, als
Ihr Priester, ihr geweihtes Heiligthum.
Sie sollen mir des Himmels Bahn, den Gang
Von seinen Lichtern zeigen; was die Sonn'
Am Mittag oft verdunkelt; was den Mond
Erkranken macht, wenn seine Scheib' er uns
Entzieht; was in der Erde Tiefen solch
Erschüttern reget; welche Macht die Wogen
Des Meeres hoch hinauf treibt, daß sie brechen

Des Ufers Band, dann wieder in sich sinken;
Warum die Wintersonnen so sich eilen
In Ocean zu tauchen, oder was
Die späte Sommernächte zaudern macht?

Vermag mein träger Geist in solch Geheimniß
Nicht einzudringen, fleußt zu frostig Blut
In meinen Adern, — o, so sey du mir
Gegrüßt, du Land, du Thal durchirrender
Gefäll'ger Bach! Euch Flüsse, Wälder auch,
Euch such' ich unberühmt! Wer führt mich hin,
O dort, wo Sperchius durch zittrend Laub
Sich glänzend windet, wo Taygeta
Sich thürmt, umtanzt von spart'schen Jungfraun! O
Wer bringt in Hämus Thäler mich! Wer deckt
Mit breiter Äste Schatten meine Glieder!

Glückseelig wer der Dinge Grund und Ursach
Erforschen mag, und jegliches Geschick,
Und jede Furcht, des Schicksals strenge Macht,
Zu seinen Füßen sieht, sieht unter sich
Den Acheron und seine geiz'ge Fluth!

Doch glücklich ist auch, wer die guten Götter
Des Landmanns ehret, ihn, den alten Pan,
Den Gott Sylvan, die schwesterlichen Nymphen.
Ihn mag des Volkes Ehren Zeichen nicht,
Ihn nicht der Purpur stolzer Könige
Von seinem Vorsaz wenden; ihn entflammt
Der Haß nicht, der treulose Brüder trennt;
Ihn schrecket nicht der wilde Dacier,
Wann er mit allen bundesbrüch'gen Rotten
Des Isters sich verschwöret und hereinbricht;
Der Wechsel selbst des röm'schen Reichs, der Sturz
Von seinen Königreichen rührt ihn nicht;
Ihn stöhret nicht das Klagen des Elenden,
Und er beneidet nicht des Reichen Gut.

Was ihm sein Fruchtbaum reicht, was willig ihm
Sein Acker trägt, das sammelt er, und kennt
Die Strenge eiserner Gesetze nicht,

Den lärmenden Gerichtshof nicht, noch all
Die Orte wo der Pöbel drängt und wuchert.

Es mögen andre doch nach fernen Inseln
Die gier'gen Segel spannen; andre sich
In Schwerdter stürzen; oder an den Hof
Zu Schwellen sich der Großen drängen; dieser
Kehrt wüstend seine Stadt um, eigner Laren
Friedseel'gen Siz; damit den Wein sie ihm
In einer Perlenschaale füllen, und
In Purpur Decken ihm das Lager breiten.
Der gräbet Gold der Erde ein, und wacht
Auf dem vergrab'nen Gold; ein andrer starrt,
Vom Rede Zauber angeregt, am Stuhl
Des Redners; jenen reißt der laute Beyfall,
Der von den Stufen des Parterrs ertönt, —
— Ihn wiederhohlen schon zum zweytenmal
Die Väter und das Volk! — bewundernd fort.
Stolz ist ein andrer, übergossen mit
Dem Blut der Brüder, tauscht den Vaterheerd,
Der heiligen Penaten süße Schwelle,
Mit fremdem Elend, sucht entfernte Sonnen,
Und wird ein Flüchtling seines eignen Lands.

Mit krummem Pfluge theilt der Ackermann
Des Landes Furchen, dieser giebt ihm Nahrung,
Den Vortheil ihm des Jahrs, dem Vaterland,
Dem zarten Enkel Schuz und Unterstüzung;
Auch nähret er davon sein starkes Vieh,
Den jungen wohlerwachsnen Stier. Ihm ruht
Die Arbeit nimmer unter Händen, nimmer
Versagt die Erd' ihm ihren Dienst; es schwillt
Auf tiefgebeugten Ästen ihm der Herbst,
Um seiner Heerden Mütter dränget sich
Die junge Zucht, der Halm der Ceres starrt
In dichten Garben, füllt mit Last die Furchen,
Daß kaum den Überfluß die Scheune deckt.

Nun kommt der Winter; seine Presse drückt
Den Saft der Sicyon'schen Beere; feist

Kommt von der Eichelsaat das Mastschwein wieder;
Der Wald giebt Beeren: mancherley Geschlecht
Von bunten Kindern schüttelt ab der Herbst;
Und auf dem hohen Fels am Sonnenstrahl
Wird nun die süße Weinles' zubereitet.

Indessen hangen zarter Liebe Sprößling'
An Lippen treuer Mütter; keusche Zucht
Bewahrt ihr Haus. Mit schwerem Euter geht
Die Kuh in fettem Klee; die Böckchen fodern
Muthwillig sich mit Streit gerüsten Hörnern
Zum Kampf heraus. Er selbst der Herr des Hauses
Begeht das Fest des Jahrs, und hingegossen
Auf weiches Gras, rund um die heil'ge Flamme,
Ruft opfernd er, Lenäus, dich! und geußt
Aus seiner Schaale Wein, indeß die Schaar
Der Freund' den Becher kränzt; auch sezet er
Den Hütern seiner Heerden Wettpreiß' aus,
Des schnellen Wurfspiels Sieg, und pflanzet sie
Auf eine Ulm; sie gehn dann rüstig, mit
Entblößtem Leib, zum ländlichen Kampfspiel.

Solch Leben führten einst der männlichen
Sabiner Väter; solches ehreten
Die Stifter röm'schen Staates, Remus und
Sein Bruder; also wuchs das mächtige
Etrurien empor; und so ward Rom
Die stolze schöne Städte=Königinn,
Und faßte sieben hohe Hügel ein
Mit Einer Mauer. Ehe noch die Welt
Dem Zepter des Diktäischen Monarchen
Sich neigte, ehe noch ein Menschenvolk,
Zu jeder Frevelthat geschickt, das Blut
Des jungen Stiers zur Speise sich vergoß,
Da führte so der goldene Saturn
Sein Leben auf der Erd'! da hörte man
Den schmetternden Trommetenstoß noch nicht,
Da hörte man noch nicht beym Schlag des Amboß
Die wilden Krieg begierigen Schwerdter rauschen.

Scharade.

Zwey einsilbige Wörter machen das Ganze, das erste Wort bezeichnet eine Naturerscheinung, die Verliebten und Schwermüthigen sehr willkommen ist. Das zweyte ist eine in allen Häusern befindliche Meubel, die die uneinigsten heterogensten Menschen zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereiniget. Beyde Wörter zusammen sind eine ausländische Erfindung, die unsern Damens unentberlich geworden ist, und die unter dem besondern Schutz der Grazien steht.

An **

Was dich umgiebt, belebest du,
Dein Auge gießt wie Saft der Reben
In todte Adern Geist und Leben
Und führt dem Herzen Feuer zu.

Dem Kranken läuft das Blut geschwinder,
Der alte Mann, die kleinen Kinder,
Warm von dem ungewohnten Glück,
Umhüpfen deinen frohen Blick.

O Phillis, diesen Blick umgiebt
All' alles was man wünscht und liebt,
Ich möchte sonst kein Glück erwerben
Als voll von diesem Blick zu sterben.

Drum flieg' ich, Räubrin meiner Ruh,
Daß mir dein Aug' den Tod soll geben,
Dir täglich voller Sehnsucht zu
Und täglich — schenkt es mir das Leben.

Scharade.

Zwey zweysilbige Wörter machen das Ganze; das erste in Latein übersetzt ist ein Beynahme des Jupiters — eine Wohlthat der Natur die oft sehr beschwerlich wird — oft auch eine Ursache der Ungeselligkeit. Das zweyte ist eine Armatur der Wilden, und wissenschaftlich

genommen bedeutet es eine Figur die den Mathematikern von je her viel zu schaffen gemacht. Beyde Wörter sind eine Erscheinung die einen mystisch allegorischen Sinn und Trost gewähren soll.

Sieben und zwanzigstes Stück.

Übersetzung einer Stelle aus des Herrn Diderot Versuch über die Regierungen des Claudius und Nero, nebst einigen Gedanken über dieselbe.

Vorbericht.

Folgende Übersetzung wird vielleicht den Mitarbeitern an diesem Tagebuche nicht unangenehm seyn, wenn sie das Urtheil, welches einer der vorzüglichsten Schriftsteller unserer Zeit gegen einen der berühmtesten Sittenlehrer derselben fället, in Betrachtung ziehen wollen. Wem die Sache der guten, der reinen, der unschuldigen Seelen nicht ganz gleichgültig geworden ist; wen die herrschenden Sitten der großen Welt nicht zu einem Mitteldinge zwischen Tugend und Laster gleichsam abgeschliffen haben; wem daran noch etwas zu wissen gelegen ist, ob es möglich sey, mitten im achtzehenden Jahrhunderte ein strenger und zugleich aufrichtiger Moralist zu seyn, und seinen Grundsätzen treu zu bleiben? wen, sage ich, dieß alles nicht kalt und unempfindlich läßt, der wird gewiß einigen Antheil an dieser Übersetzung nehmen; sie mag ihm auch noch so schwach, noch so wenig buchstäblich, noch so arm und mangelhaft am Ausdrucke scheinen. Mein Wille war, mehr den Sinn als die Worte meiner Urschrift zu verdollmetschen, und den Ankläger Rousseau's so reden zu lassen, als wenn er nicht in seiner Muttersprache, sondern in der unsern gesprochen hätte. Niemand kann

mehr überzeugt seyn, als ich es selbst bin, daß ich weit von diesem Ziele abgewichen bin; aber ich konnte der Begierde, zu widersprechen, und die Sache meines Helden zu vertheidigen, nicht widerstehen. Mein Herz war voll, es mußte sich ergießen; und mein innigstes Verlangen besteht gegenwärtig darinn, daß ich in der Übersetzung die Beschuldigungsgründe wider ihn weder entkräftet, noch zum Nachtheile des Klägers selbst möge verhaßter gemacht haben, als sie es in der Urschrift sind. Kurz, die größeste Unpartheylichkeit zu behaupten, ist hier mein Bestreben gewesen; und sollte jemand auf eine entgegengesetzte Vermuthung gerathen; so kann ich wenigstens betheuern, daß es meine Absicht nicht war, durch Verkleinerung des einen Gegners der Größe des andern etwas hinzuzufügen. Der Unwille gebot mir, die Feder zu ergreifen, ich kann und werde es nicht läugnen; hingegen ist jede Unbilligkeit weit von mir entfernt, und habe ich mich einer, wider Willen, schuldig gemacht; so bitte ich jeden Leser, selbst alles abzurechnen, was ich zuviel gesagt habe, damit das Gleichgewicht wieder hergestellt werde. In meiner Vertheidigung Rousseau's, fühle ich gleichfalls, daß sie dem Werthe desselben so wenig beykomme, als sie hinreichend ist, der gewöhnlichen Beredsamkeit seines Verfolgers Einhalt zu thun; wenn schon ich dießmal nicht von ihr hingerissen ward. Vielleicht reitzen dereinst meine Gedanken einen tieferdenkenden Mitarbeiter unsers Journals an, Rousseau's Ehre zu vertheidigen, und in einer öffentlichen Schrift zu retten, die des Genfer Bürgers würdiger sey.

Dieß ist mein lebhaftester Wunsch, mit welchem ich nunmehr zur Übersetzung, die ihn veranlaßt, schreiten will.

Hier an dieser Stelle hab' ich in der ersten Ausgabe des gegenwärtigen Versuches gesagt:

Wenn aus einer Sonderbarkeit, die nicht ohne Beyspiel ist, jemals ein Werk erschiene, in welchem rechtschaffene Männer, von einem arglistigen Bösewichte unbarmherzig gemißhandelt würden, der, um seinen un-

gerechten und grausamen Beschuldigungen einige Wahrscheinlichkeit zu geben, sich selbst mit den verhaßtesten Farben schilderte; so denkt Euch dieses Werk als erschienen, und fraget Euch selbst, ob ein Unverschämter, ein Cardan, welcher sich tausend Bosheiten schuldig bekannte, ein glaubwürdiger Zeuge seyn könnte? was ihm die Verläumdung gekostet hätte, und was eine böse That mehr oder weniger zur heimlichen Schändlichkeit eines funfzig Jahr lang unter der undurchdringlichsten Larve der Heucheley versteckten Lebens hinzufügen würde? Werfet seine abscheuliche Schmähschrift weit von Euch weg, und sehet Euch vor, daß Ihr, durch seine verrätherische Beredsamkeit verführt, und hingerissen von den eben so kindischen als unsinnigen Ausrufungen seiner Vergötterer, nicht am Ende seine Mitschuldigen werdet. Verabscheuet den Undankbaren, der sich nicht entblödet seinen Wohlthätern Böses nachzureden; verabscheuet den Unmenschen, der kein Bedenken trägt, seine alten Freunde anzuschwärtzen; verabscheuet den Niederträchtigen, der auf seiner Gruft die Offenbahrung seiner Geheimnisse zurückläßt, die man ihm anvertraut, oder die er im Leben erschlichen hatte. Was mich anlangt; so schwöre ich, daß meine Augen niemals durch Lesung seiner Schrift befleckt werden sollten; ich betheure, daß ich seine Schmähungen seinem Lobe vorziehen würde. Allein hat es jemals ein solches Ungeheuer gegeben? Ich glaube es nicht.

Dieser Paragraph meines Werkes hat viel Lärm gemacht; und ich hoffe, man wird mir verzeihen, wenn ich einen Augenblick meinen Gegenstand verlasse, um in eine Rechtfertigung desselben einzugehen, die man sich befugt hält mir abzufordern.

Man hat gesagt, mein Ausfall wäre gegen Jean Jacques Rousseau gerichtet.

Hat dieser Rousseau ein Werk, wie das, worauf ich deute, gemacht? Hat er seine alten Freunde verläumdet? Hat er den schwärzesten Undank gegen seine Wohlthäter verrathen? Hat er auf seiner Gruft die Offenbahrung anvertrauter oder erschlichener Geheimnisse niedergelegt? Kann diese niedrige und grausame Veruntreuung Uneinig-

keit unter einträchtigen Familien ausstreuen, und langwierigen Haß unter Leuten, die sich lieben, entzünden? Dann sage ich, dann schreibe ich auf seinen Grabstein: Dieser Rousseau, den Ihr hier sehet, war ein Verruchter. Ihr Recensenten! ich berufe mich auf Euch selbst. Befraget die, welche Euch umgeben, Gute oder Böse; ich verwerfe keinen.

Hat Rousseau nichts dergleichen gethan? Dann ist er es nicht mehr, von dem ich redete. Giebt es, gab es jemals einen Bösewicht, der arglistig genug war, um Abscheulichkeiten, die er von andern ausstreuet, durch Abscheulichkeiten, die er von sich selbst bekennt, glaubwürdig zu machen? Ich habe betheuert, daß ich es nicht glaubte. Ihr Recensenten, mit wem habt Ihr es also vor? Ist einer von uns zu tadeln, so seyd Ihr es; ich habe einen scheußlichen Kopf verloren hingezeichnet, und Ihr habt den Namen des Urbildes darunter gesezt.

Diejenigen Weltleute, die unbefangen urtheilen, haben gesagt: Sind die geheimen Nachrichten, wovon die Rede ist, nicht vorhanden? so ist der Streit geendet. Sind sie vorhanden? so muß man gestehen, daß es unsinnig, daß es unmenschlich ist, sterbend seine Freunde, seine Feinde hinzurichten, damit sie unserem Schatten zum Todtengefolge dienen; Dankbarkeit, Verschwiegenheit, Treue, Wohlanständigkeit und häusliche Ruhe dem stolzen Wahnsinne aufzuopfern, die Nachwelt von sich sprechen zu machen. Kurz, seine ganze Zeitgenossenschaft mit sich in sein Grab reißen zu wollen, um seinen Staubhaufen zu vergrößern.

Sie haben hinzugesezt: Diese Stelle des Verfassers, wenn sie würklich gegen Rousseau gerichtet ist, ist heftig. Allein, was soll man von einem Manne denken, der, nach seinem Tode, Nachrichten hinterläßt, worinn zuverlässig verschiedene Personen gemißhandelt werden, und der zugleich die gehässige Vorsicht gebraucht, die Bekanntmachung derselben nicht eher zu gestatten, bis weder er, um angegriffen zu werden, noch der, welchen er angreifet, um sich zu vertheidigen, zugegen seyn wird? Rousseau mag, so viel er will, das Urtheil der Nachkommenschaft verachten, nur setze er diese Verachtung nicht bey Andern

voraus. Man wünscht sein Andenken in Ehren zurück zu lassen, man wünscht es, der Seinigen, seiner Freunde, vielleicht sogar der Gleichgültigen wegen.

Rousseau schreibt gut; allein seiner argwöhnischen Gemüthsart zufolge, war er geneigt, die Dinge oft von der falschen Seite zu betrachten; davon zeuget sein Haß gegen die Herren d'Alembert und von Voltaire, und sein Betragen gegen den Lord Marshall, gegen die Herren Hume, Dusaulx, und eine Menge anderer, unter denen man auch den Verfasser des Versuchs über das Leben und die Schriften Seneca's anführen könnte. Auf diese Weise verlohr er zwanzig verehrungswürdige Freunde. Zuviel trefliche Männer müßten unrecht haben, wenn er recht hätte . . .

Wir wünschten, daß man unsre Meinung von einem Manne festsetzte, den seine eifrigsten Vertheidiger nur alsdann von Bosheit frey sprechen könnten, wenn sie ihn des Wahnsinnes beschuldigten . . .

Die Bekenntnisse Rousseau's mögen erscheinen oder nicht; so hat ihr Verfasser darum keine geringere Zeit angewandt, mit kaltem Blute eine ehrenrührige Schrift zu verfertigen, welche durch die Rechtschaffenheit des Aufbewahrers, oder durch späte Scham des Verfassers selbst, vernichtet worden ist. Er hat darum nicht weniger den Fluch des Himmels auf den Frevler herabgerufen, der es wagen würde, sie zu unterdrücken. Wir werden seine Reue loben; aber sein Vergehen wird nur desto augenscheinlicher werden, und nur um so viel stärker wider den moralischen Charakter des Pasquillanten zeugen . . .

Wenn man öffentlich bekannt gemacht hätte: Rousseau hat, sterbend, die grausame Ungerechtigkeit erkannt, die er gegen einen Freund begangen, der an ihn schrieb: „Und Sie glauben an Gott, und wollen dieses Verbrechen vor seinen Richterstuhl bringen!" — wenn man bekannt gemacht hätte, daß er seine nichtswürdigen Bekenntnisse in Gegenwart vieler Zeugen zu Asche verbrannt; so würden seine Feinde geschwiegen, die Bewunderer seiner Gaben ihm eine Stelle unter den vorzüglichsten Schriftstellern der Nation angewiesen, und die Vergötterer seiner Tugen=

den ihn unter die Heiligen versezt haben, ohne daß irgend jemand widersprochen hätte; als wer jede Tugend, vermöge seines Standes, beneidet; und jedes Verdienst, vermöge seines Handwerkes, verkleinert . . .

Wenn der Verfasser des Versuches über das Leben und die Schriften Seneca's[1]) Rousseau's wenig geschont hat, wenn Heftigkeit in seiner Anrede wider ihn herrscht; so wird man wenigstens nicht einen Eigendünkel darinne finden, der empörender ist als Strenge, und beleidigender als Schimpf.

Nein, Ihr Recensenten! Die Furcht in Rousseau's hinterlassener Schrift mißhandelt zu werden, war es nicht, die mich zu reden bewog. Ihr kennet mich von der unrechten Seite. Ich hatte von einem der wahrhaftesten Männer, Herrn Dusaulx, Mitglied der Academie der Innschriften, und von andern Personen, die Rousseau nicht für unwürdig gehalten hatte, seine Bekenntnisse zu lesen, erfahren, daß ich unglücklicherweise unter einer sehr großen Anzahl von Personen, die er darinn verlästerte, verschont war. Dießmal war ich nur der Rächer Anderer.

Um mich der hohen Tugend Rousseau's zu versichern, weiset man mich auf seine Schriften zurück. Dieß heißt eben so viel, als mich auf die Kanzelreden eines Predigers zurückweisen, um mich seiner Sitten und seines Glaubens zu versichern. Dennoch bin ich es zufrieden, aber unter der Bedingung, daß, um sich von der Tugend Seneca's zu versichern, mir die Recensenten erlauben werden, jeden andern, als den Vergötterer Rousseau's, auf die Schriften Seneca's und auf die Jahrbücher des Tacitus zurückzuweisen. Ich verlange, dünkt mich, nicht zu viel.

Wir haben jeder unsern Heiligen. Rousseau ist der des Recensenten, Seneca ist der meinige; jedoch mit dem Unterschiede zwischen unsern Heiligen, daß der des Recensenten sich mehr als einmal heimlich zu den Füßen des Meinigen niedergeworfen hat; mit dem Unterschiede zwischen dem Recensenten und mir, daß der Recensent nicht an der

---

[1]) Dieß war der Titel der ersten Ausgabe des Versuchs über die Regierungen des Claudius und Nero (Der Übersetzer.)

Seite des heiligen Seneca's gelebt hat, und daß ich, nach einem siebenzehnjährigen Zuge nach der Zelle des heiligen Rousseau's, bey gleichen Verstandskräften, ihn etwas besser kennen müsse, als er. Vielleicht sind wir zwey Schwärmer, aber, wenn ich nicht irre, ist derjenige der Lächerlichste, welcher sich über seines gleichen aufhält.

Wenn ein Mann [2]), der nur einen Augenblick mit Rousseau gelebt hätte, sich zum öffentlichen Gewährsmann des Tadels oder des Lobes aufwürfe, welche der wohlredende mit der schwarzen Galle auf eine Classe von Bürgern ausgestreut hätte, mit welcher dieser Mann auch nicht viel mehr Umgang gehabt hätte; wenn diese Handlung keine schwarze That wäre, so würde sie wenigstens einen Leichtsinn, eine Unmäßigkeit der Zunge verrathen, die schwer zu verzeihen seyn würde.

Wenn ein Anderer[3]), von seiner Begeisterung beherrscht, der Asche eines Todten feyerlich huldigt, ohne gewahr zu werden, daß seine Standrede die Satyre seiner eigenen Freunde, gewisser Bürger, die er alle schäzt, und worunter einige sind, die er ehret, wird; so würde freylich sein Vergehen ihn weniger schuldig machen, aber der Adel des Gefühls, das ihn beseelte, wird für ihn um Nachsicht bitten, und man wird ihm welche gewähren.

„Es ist niederträchtig, den Rousseau anzugreifen, weil er todt ist.“

Hierauf wird man fragen, ob Seneca weniger todt ist, als Rousseau, und ob es dem ersten leichter ist zu antworten?

„Man hat Rousseau's Schatten einen schändlichen Schimpf angethan.“

Man hat Rousseau's Schatten nicht beschimpft, man hat nur nicht dulden können, daß sein Schatten die Lebendigen beschimpfe. Ich werde mir niemals vorwerfen, den Folgen einer großen Verläumdung in dem Augenblicke zuvorgekommen zu seyn, da das allgemeine Murmeln den baldigen Ausbruch desselben verkündigte.

---

[2]) Herr Dorat im Journal de Paris. Anmerkung der 310. S. der Urschrift.

[3]) Herr Delaire. Ebendaselbst.

„Rousseau war der Beredteste unserer Schriftsteller.“

Ich würde den sämmtlichen Schriften Rousseau's einen kleinen Band vorziehen, worinn die Lobschrift auf Fenelon, auf Marcum Aurelium, und einige ausgesuchte Seiten der Naturgeschichte enthalten wäre. War er beredt, so muß man gestehen, daß Niemand einen schlechteren Gebrauch seiner Beredsamkeit machte, als er.

„Er war der Tugendhafteste unter ihnen.“

Es giebt ihrer sehr wenige unter ihnen, die ich nicht zu beschimpfen glaubte, wenn ich also dächte.

Ich bitte meinen ersten Herausgeber um Verzeihung; ich halte sehr viel auf die Werke des Genfer Bürgers. Man wird mir einwerfen, daß vielleicht nicht ein Hauptgedanke, ein thörigter oder weiser, darinn ist, der ihm zugehöre: daß der Vorzug des wilden Zustandes vor dem gesellschaftlichen nur ein alter aufgewärmter Streit ist: daß man hundertmal vor ihm die Sache der Unwissenheit gegen die Künste und Wissenschaften verfochten hat: daß man überall die Grundlage und die einzelnen Züge seines gesellschaftlichen Vertrages wiederfindet: daß es einem Manne von einigem Geschmacke niemals einfallen wird seine Heloise mit den Romanen des Richardson zu vergleichen, die er zum Muster wählte: daß sein Dorfswahrsager in unsern Tagen nur sehr geringe Musik ist: daß, wenn man ein Kind zu erziehen hätte, man von dem abentheuerlichen Gedanken im Aemil abgehen würde, um sich nach den weisen Vorschriften des Locke zu richten: daß man niemals gezweifelt habe, daß die Windeln, worinn wir unsre neugebohrnen Kinder einkerkern, sie leiden machen, und sie verunstalten: daß man in den meisten Moralisten und Medicinern lieset, daß die Mütter ihre Gesundheit Gefahren blosstellten, und ihrer Pflicht vergäßen, wann sie ihren Kindern die Nahrung versagten, welche die Behälter derselben aufschwellen machten, und daß sie eben so sehr durch oftmalige Zufälle, als durch Rousseau's Beredsamkeit überzeugt worden sind. Diese Bemerkungen mögen wahr oder falsch seyn, so wird Rousseau immer unter den Gelehrten das Verdienst der großen Farbengeber in der Mahlerey haben, deren Kunst-

werke, unerachtet ihres Mangels an Richtigkeit in der Zeichnung und der Nachlässigkeit in dem Costume, von den Liebhabern nicht weniger gesucht werden.

Vor zweyhundert Jahren würde Rousseau das Oberhaupt einer Sekte, zu allen Zeiten Demagog in seinem Vaterlande gewesen seyn. Der Aufenthalt und die Einsamkeit der Wälder haben ihn verderbt: mit dem Charakter, den er mit sich hineinbrachte, und dem Entzwecke, der ihn dahinführte, wird man in der Wildniß nicht besser. Was ihm begegnet ist, habe ich vorausgesagt.

Aber durch welches Wunder hat, nach seinem Tode, derjenige so viel eifrige Anhänger unter den Classen von Bürgern, deren Vortheile, Meinungen und Charakter am meisten gegeneinander stritten, gefunden? der welcher das Glaubensbekänntniß des Savoyischen Vikars schrieb? der des Landesgottes spottete, indem er ihn als einen zierlichen Gesellschafter schilderte, der den guten Wein liebte, der den Aspasien nicht Feind war, und nicht ungerne die Häuser der Generalpächter besuchte? und derjenige endlich, welcher die Geheimnisse der Religion für ungereimte und kindische Logogryphen, und dessen Wunder für Feenmärchen ausgab? [1])

Die Antwort ist leicht: weil er sich zum Anti-Philosophen gemacht hatte: weil unter seinen Vergötterern diejenigen, welche den Leichtsinnigen, der die Hälfte seiner Lästerungen vorgebracht hätte, zum Scheiterhaufen führen würden, ihre Feinde mehr hassen, als sie ihren Gott lieben: weil unter seinen Vergötterern diejenigen, welche den Religionsübungen weder große Gewißheit, noch große Wichtigkeit beylegen, die Priester noch weniger hassen, als die Philosophen: weil viele fromme Matronen, wie billig, der Meinung ihrer Gewissensräthe gewesen sind: weil viele junge Frauen durch die Wärme seiner wollüstigen Gemählde verführet worden: weil unter den Weltleuten die meisten entweder seine Abhandlung von der Ungleichheit der Stände vergessen, oder sie ihm

---

[1]) Diese Feenmärchen heißen in der Urschrift: Contes de Peau-d'âne. (Der Übersetzer.)

wegen seiner Abneigung verziehen haben, die er gegen strenge Sittenlehrer, vor denen sie sich fürchten, gegen unverschämte und traurige Denker hegte, welche Gaben und Tugend dem Überflusse und den Würden vorzuziehen wagen: weil unter den Gelehrten einige aus einem politischen Religionstriebe, andere aus niedriger Schmeicheley mit mächtigen Beschützern, von welchen sie Gnaden erwarten, gemeinschaftliche Sache machen mußten, und weil diejenigen, welchen die Gemüthsart und die praktische Moral Rousseau's am besten bekannt waren, dieserwegen seine Gaben nicht minder schätzten, und sich mitten unter seine Bewunderer verloren.

„Aber wie ward Rousseau zum Anti-Philosophen, nachdem er zwanzig Jahre mit Philosophen gelebt hatte?“

Eben so wie er mitten unter den Protestanten Catholisch, — mitten unter den Catholischen Protestantisch wurde, und wie er sich mitten unter den Catholiken und Protestanten zum Deismus oder zum Socinianismus bekannte.

Wie er in derselben Woche zwey Briefe nach Genf schrieb; in dem einen seine Mitbürger zum Frieden ermahnte, und ihnen in dem andern Rache und Aufruhr einblies.

Wie er die Sache der Irokesen in Paris verfocht, und wie er die unsere in den Canadischen Wäldern verfochten hätte.

Wie er gegen die Schauspiele schrieb, nachdem er Comödien verfertigt hatte.

Wie er vorgab, wir hätten keine Tonkunst und würden niemals eine bekommen, als wir eine zu haben glaubten, und daß wir würklich eine hätten, als es fast entschieden war, daß wir niemals eine haben würden.

Wie er sich gegen die Wissenschaften empörte, deren er sich seine ganze Lebenszeit beflissen hatte.

Wie er den Mann verleumdete, den er am meisten schäzte, nachdem er dessen Unschuld eingestanden hatte; und wie er sich um seine Gunst bewarb, nachdem er ihn verleumdet hatte.

Wie er, nachdem er gegen die Schlüpfrigkeit der Sitten predigte, einen schlüpfrigen Roman abfaßte.

Wie er, nachdem er die Jesuiten an die Spitze der gefährlichsten Mönche gestellt hatte, im Begriffe war, ihre Vertheidigung auf sich zu nehmen, als sie die bürgerliche Gewalt aus dem Königreiche verbannt, und die Kirchliche aus der Priesterzunft verstoßen hatte.

Er betheuerte mir einstmals, er sey ein Christ. „Das glaub' ich gerne," gab ich ihm zur Antwort „Sie sind ein Christ, wie Christus ein Jude war." Es fehle nicht viel, daß er an die Auferstehung glaube. „Sie glauben daran, wie Pilatus, als er fragte, ob Christus gestorben wäre?" —

Als das Programm der Academie zu Dijon erschien, kam er zu mir, mich zu befragen, welche Seite er ergreifen würde? „Die Seite, die Sie ergreifen werden," sprach ich zu ihm „ist diejenige, die niemand ergreifen wird." „Sie haben recht" gab er mir zur Antwort.

Was er dem Herrn Präsidenten von Malesherbes geschrieben, hat er mir zwanzigmal gesagt: „Ich fühle ein undankbares Herz in mir; ich hasse die Wohlthäter, weil die Wohlthat Dankbarkeit fodert, weil die Dankbarkeit eine Pflicht ist, und weil Pflicht mir unerträglich ist."

Allein woher dieser siebenzehnjährige Zug nach der Zelle eines Mönches, den man verachtet?

Fraget einen hintergangenen Liebhaber nach der Ursache seiner hartnäckigen Anhänglichkeit an eine Ungetreue; und Ihr werdet den Beweggrund der hartnäckigen Anhänglichkeit eines Gelehrten an einen Gelehrten von vorzüglichen Gaben erfahren.

Fraget einen Wohlthäter nach der Ursache seiner Anhänglichkeit an einen Undankbaren, oder seiner Trauer um ihn; und Ihr werdet erfahren, daß unter allen Banden, welche die Menschen aneinander knüpfen, eines der unzertrennlichsten das Band der Wohlthat ist, welches der Eigenliebe schmeichelt.

Aber ist es auch rühmlich, den Tod des Undankbaren, des Boshaften zu erwarten, um sich über seine Bosheit zu erklären?

Ohne Zweifel, wann ihn seine Bosheit überlebt, und wenn morto il serpente non é morto il veleno. Allerdings, wann bey seinen Lebzeiten die Klage Rechtfertigungen nach sich gezogen hätte, die dem Rufe und der Ruhe vieler Rechtschaffenen schädlich gewesen wäre.

Und wer wird uns für das, was Sie behaupten, jetzt Gewährschaft leisten, da der wahre Widerleger nicht mehr ist?

Zwanzig, dreyßig, rechtschaffene und unverwerfliche Zeugen, deren Stimmen sich im Augenblicke erhoben haben, da sie sich, ohne nachtheilige Folgen, konnten hören lassen, im Augenblicke, da man sich der arglistigsten Bosheit widersetzen mußte, wenn man ihre Abscheulichkeit nicht theilen wollte.

Rousseau ist nicht mehr. Unerachtet er viele Jahre lang von den Meisten unter uns alle Beyhülfen der Wohlthätigkeit und alle Dienstleistungen der Freundschaft angenommen, und nachdem er meine Unschuld eingesehen und gestanden, er mich verrätherisch und niederträchtig beschimpft hat; so hab' ich ihn weder verfolgt noch gehaßt. Ich schätzte den Schriftsteller, aber den Mann schätzte ich nicht, und die Verachtung ist ein kaltes Gefühl, das zu keiner heftigen Handlung antreibt. Mein ganzer Groll hat sich darauf eingeschränkt, den wiederholten Schritten auszuweichen, die er gegen mich gethan, um sich mir zu nähern. Das Vertrauen war verschwunden.

Ich habe nichts gegen sein Andenken im Sinne: aber wenn Rousseau ein rechtschaffener Mann war, so könnte man daraus muthmaßen, und die Boshaften haben daraus gemuthmaßt, daß er lange von Ruchlosen müsse umgeben gewesen seyn. Er selbst hat in verschiedenen Stellen seiner Werke diese Folgerung der Bosheit seines Lesers an die Hand gegeben, und je berühmter ihn seine Gaben und die vorgebliche Strenge seiner Sitten gemacht haben, je nothwendiger hat es mir geschienen, das Stillschweigen zu brechen.

Es ist keine Satyre, es ist meine Apologie, es ist die einer ziemlichen Anzahl mir sehr theurer Bürger, die ich

schreibe, es ist eine heilige Pflicht, die ich erfülle. Wenn ich ihr nicht früher gehuldiget habe, wenn ich mich hier nicht umständlicher in unläugbare Thatsachen einlasse; so wissen verschiedene seiner Vertheidiger um meine Gründe, die sie billigen; und ich würde dieselben ohne Bedenken nennen, wenn es ihnen erlaubt wäre, ohne sich einer straffälligen Geschwätzigkeit schuldig zu machen, freymüthig darüber zu erklären. Aber in einer hinterlassenen Schrift, worinn er sich für wahnwitzig, stolz, heuchlerisch und lügenhaft ausgiebt, hat Rousseau selbst ein Ende des Schleyers aufgehoben: Die Zeit wird es vollenden und Recht wird über den Todten ergehen, sobald es wird möglich seyn, ohne die Lebendigen zu kränken. Was mich anlangt; so habe ich alles gesagt, was ich sagen konnte, ohne mich Vorwürfen auszusetzen, und nie werde ich wieder davon anfangen.

Gedanken über vorige Übersetzung.

Ich will es gegenwärtig wagen, den Lesern voriger Übersetzung die Eindrücke mitzutheilen, die sie auf mein Herz machte, indem ich daran arbeitete, und dieselben ungefähr in eben der Ordnung vortragen, als sie die Gedankenfolge meiner Urschrift hervorbrachte.

Man hat gesehen, daß die neuen Klagen Herrn Diderot's gegen Rousseau viel bitterer geworden sind, als sie es bereits in dem Versuche über das Leben und die Schriften Seneca's waren. Dieß bedarf beynahe keiner Erinnerung.

Es kommt im Grunde wenig darauf an, ob Herr Diderot gestehen wollte oder nicht, daß seine erste heftige Anrede auf Rousseau gezielt habe: Denn sie konnte unmöglich ein anderes Werk zum Gegenstand haben, als Bekenntnisse, die ein jüngst verstorbener Verfasser über sich selbst aufgesezt hätte, und die, früh oder spät, der lesenden Welt bekannt werden sollten. Man mochte Rousseau lieben oder hassen, so mußte man ihn erkennen; weil gegenwärtig von niemanden Bekenntnisse zu erwarten standen, als von ihm, und weil ganz Europa bereits davon benachrichtigt war. Kann man sich nicht

selbst, seine vertrautesten Freunde, sogar seine Geliebte an den verhaßtesten Zügen, unter gewissen Bedingungen, erkennen, wann der Pinsel eines Feindes dazu gebraucht ward? wieviel leichter also einen Fremden, über welchen man mit Unpartheylichkeit urtheilet? Genug hiervon. Man verfehlt seines Zweckes, welcher er auch sey, nie gewisser, als wann man gleich damit anfängt, daß man die Ordnung allgemein bekannter Begriffe, und allgemein empfundener Gefühle, zu vernichten suchet, als wären sie nie gewesen; eine Blöße, die ein Mann von so großen Gaben, wie Herr Diderot, nur im Ausbruche des heftigsten Verdrusses geben konnte, und hier wirklich giebt.

Es ist unmöglich den Grad des schwarzen oder hellen Anstrichs zu bestimmen, welchen Rousseau's vormalige Freunde von ihm bekommen hätten, bevor seine Bekenntnisse (deren sechs ersteren Bücher bereits erschienen sind) den Augen der lesenden Welt offenbar liegen. Bis jetzt ist noch nichts darinn erschienen, was einen Lebenden kränken könnte. Rousseau's Streitigkeiten mit Gelehrten sind zu bekannt, als daß ich sagen könnte, ich hätte nichts davon gehört. Dennoch muß ich freymüthig bekennen, daß ich zu wenig Umstände davon weiß, als daß ich ihn gänzlich freysprechen oder gänzlich tadeln könnte; weil ihn seine unglückliche Lage oft argwöhnischer machte, als er in ruhigern Augenblicken würde gewesen seyn, und weil aus Briefen (deren Übersetzung ich mir künftig vorbehalte) erhellet, daß er wenigstens das Unglück gehabt hatte von einem Freund, den er innigst liebte, sehr verkannt zu seyn.[5]

Von Rousseau's Schriften kann man, mit Herrn Diderot's Erlaubniß, auf Rousseau's Tugenden besser schließen, als von Kanzelreden auf die Sitten und den Glauben eines Predigers. Die Lehren des Predigers sind ihm von der Kirche vorgeschrieben, deren Diener er ist; sobald er davon allzusichtbar abweichet, kann er das Opfer seiner Freymüthigkeit werden. Er darf die Heerde nur behutsam erleuchten, deren Hirte er ist, damit er sie nicht ärgere, und sein Wandel, wenn er nicht erbaulich

---

[5]) Dieser Freund ist Herr Diderot selbst.

ist, thut nur seiner Person, nicht seinen Lehren schaden; denn sie rühren nicht von ihm, sondern von der gesetzgebenden Gewalt her, unter deren Schutze er und seine Gemeinde leben, und welche, seit Jahrhunderten, diesen oder jenen Glauben angenommen, gebilligt oder bloß geduldet hat. Mit Religionsstiftern allein verhält es sich anders. Philosophen, die eigene Meinungen lehren, ohne Rücksicht auf ihre Mitbrüder zu nehmen, müssen, wenn sie strengere Sitten predigen, als andere, durch ihr eigenes Beyspiel für die Güte ihrer neuen Moral haften; oder ihr ganzes Lehrgebäude fällt in Trümmern. Durch Rousseau's sämtliche Schriften, von dem geringsten Brief an, bis zu seinem ausgeführtesten Werke, duftet, so zu sagen, Ein balsamischer Geruch, und in seinen Briefen, Bekenntnissen und Träumereyen[6]) herrscht nur Eine Sittenlehre, nur Ein Geist. Jede kleine Abweichung von derselben, im gesellschaftlichen Umgange, wirft er sich mit einer Gewissenhaftigkeit, mit einer Strenge, mit einer Härte vor, die wenig ihres gleichen hat. Sollte es nicht erlaubt seyn, wenigstens von diesen Schriften, auf seinen Wandel zu schließen?

Ich habe nicht das Glück gehabt, ihn persönlich zu kennen; folglich könnte es lächerlich scheinen, wenn ich allen Verdacht, daß er ein Heuchler gewesen sey, von ihm zu wälzen suche. Aber ich habe doch einen Grund zu zweifeln: Es wäre eine empfindliche Beleidigung für viele Schriftsteller, um und neben ihm, wenn man dächte, er sey tugendhafter gewesen als sie. Dieser Grund ist, daß ich, meinem Gefühle nach, keinen unter ihnen kenne, der mir stärker in das Gewissen geredet, und mich zugleich sanfter zum Guten ermahnet hätte, als er; wenn ich gleich bekennen muß, daß er, in Rücksicht auf die Sprache, nicht der Beredtste einer Nation war, welcher er das Leben nicht zu verdanken hatte.

Herr Diderot rühmt sich, große Achtung für die Werke des Genfer Bürgers zu hegen; dennoch findet er für gut,

---

[6]) Seine Träumereyen sind eine kleine Schrift, die auf seine Bekenntnisse folgen, und in Spatziergänge eingetheilt sind.

Einwürfe vorauszusetzen, die er auf eine Art widerleget, wobey Rousseau's Autorsruhm mehr zu verliehren als zu gewinnen hat. Er soll der Urheber weder der thörigten noch der weisen Gedanken in seinen Schriften seyn: Mehrere sollen dem wilden Zustande vor dem Gesellschaftlichen den Vorzug eingeräumt haben: hundertmal soll die Unwissenheit über Künste und Wissenschaften gesezt worden seyn: überall soll man die Grundlage und die einzelnen Umstände seines gesellschaftlichen Vertrages finden können: kein Mann von Geschmack soll Rousseau's Heloise mit den Romanen Richardson's (die er zu seinen Mustern soll erwehlt haben) gleich schätzen: sein Dorfswahrsager soll, in unsern Tagen, unbedeutende Musik seyn: Rousseau's abentheuerlichen Gedanken im Aemil soll man den weisen Vorschriften des Locke nachsetzen, sobald man ein Kind zu erziehen hat: die meisten Sittenlehrer und Ärzte sollen den Müttern vorgeschrieben haben, ihre Kinder selbst zu stillen; und die Mütter, mehr aus Furcht vor häufigen Zufällen als aus Überzeugung sich dazu bequemt haben: Aus allen diesen Gründen soll Rousseau ein bloßer Farbengeber seyn, welchem man, in dieser Rücksicht, seinen Mangel an Richtigkeit in der Zeichnung, und seine Nachlässigkeiten im Costume, übersehen kann.

Wären auch alle diese Sätze gegründet, wäre nicht jeder Gegenstand, den Rousseau behandelt hat, neu, noch jeder Gedanke, den er aufgeschrieben, sein Eigenthum gewesen; so würde es nicht daher kommen, weil er ein bloßer Farbengeber gewesen; sondern, weil es beynahe ganz unmöglich ist, etwas nie gesehenes und nie gehörtes zu erfinden. Wer aus bekannten Begriffen ein Ganzes zusammen setzet, wie noch keines erschienen ist; ein Ganzes, dessen Theile, alte und neue, in der genauesten Verbindung unter einander stehen; der trägt den Sieg davon. Wenn man das Werk eines andern Schriftstellers, gleichsam auf sein eigenes Werk einimpfet; dergestalt, daß man, an der Frucht des neuen Astes, mit Hülfe eines feinen Gaumens, den Geschmack der ältern Frucht entdecken kann; so wird man schwerlich den Namen eines Sonderlings auf sich laden, welchen man dem Verfasser Aemils so großmüthig

ertheilt hat. Nur allzuoft nimmt man sich die Freyheit, einem Manne, dessen Ansehen sich auf große Gaben gründet, zugleich Schuld zu geben, daß er Vorgänger gehabt, und daß er sich aus Ruhmbegierde auf Felsen wage, die noch niemand erstiegen hat: Widersprüche sind die gewöhnliche Beredsamkeit der Leidenschaft.

Ob Rousseau fähig gewesen wäre, die Stelle eines Johann Huß, eines Luther, eines Calvin zu vertreten? ist unerwiesen. Wer ein neues Lehrgebäude des Glaubens errichten will, kann und darf nicht schwanken: ist er seiner Sache nicht gewiß? so muß er ihr wenigstens gewiß scheinen, und dies erfordert eine Standhaftigkeit, oder einen Grad von Schwärmerey, oder eine Bekehrungssucht, oder einen Haß gegen andere Partheyen, oder ein pharisäisches, doppelzüngiges, arglistiges Wesen; Dinge, welche, soviel ich davon urtheilen kann, keinen Zug der Ähnlichkeit mit ihm haben.

Was seine Spatziergänge anlangt; so werden seine Briefe an den Präsidenten von Malesherbes, in der Übersetzung, die ich mir davon vorbehalte, bessere Auskunft von ihrer Absicht geben, als Herrn Diderot's prophetische Blicke.

Rousseau war weit entfernt, in dem Glaubensbekenntnisse des Savoyischen Vikars Christum lächerlich machen zu wollen; er wagte es nur, ihn nachsichtsvoller zu schildern, als ihn uns gewisse finstere Gottesgelehrten zeigen: ich kann also nicht einsehen, warum Personen von entgegengesezten Meinungen u. s. w. nicht Rousseau's Vertheidiger hätten werden sollen. Es bedurfte also nicht der Antwort: „Weil er (Rousseau) Anti-Philosoph geworden war u. s. w.“ Man sollte denken Rousseau's Moral sey weit gelinder gewesen, und habe den Mächtigen weit mehr geschmeichelt als die seiner vermeinten Feinde, wann man den Grund mit angeführt findet, daß Viele nach seinem Tode sich auf seine Seite hätten schlagen müssen, um dadurch sich der Gunst der Vornehmen zu versichern. Dieß kann aber die ernstliche Meinung Herrn Diderot's unmöglich gewesen seyn.

Die Frage: „Wie Rousseau nach einem zwanzigjährigen Umgange mit den Philosophen habe zum Anti-

Philosophen werden können," scheint seinem Ankläger weit wichtiger gewesen zu seyn; denn er hält sich weit länger bey ihrer Beantwortung auf. Ihm muß er vorwerfen, daß er mitten unter den Protestanten Catholisch geworden sey; da die jüngst erschienenen Bekenntnisse bezeugen, daß er als ein Kind in Savoyen dem Glauben seiner Väter abgesagt hat; und da er gestehet, daß er oft beunruhigenden Zweifeln unterlegen habe. Soviel ich weiß, ist er in älteren Jahren in der Grafschaft Neuburg, folglich in keinem Catholischen Lande, wiederum Protestant geworden.

Ihn muß er, ohne den allergeringsten Beweiß, beschuldigen, daß er wöchentlich zweymal seine Mitbürger zum Frieden und zum Aufruhr ermahnte: ein Vorwurf, der, dünkt mich, die zuverlässigsten Urkunden erfordert hätte, um ihn glaubwürdig zu machen: ein Vorwurf, der in den Augen aller vernünftigen Menschen weit wichtiger scheinen muß, als der des Deismus oder Socinianismus; zumal im Munde des Verfassers der Philosophischen Gedanken.

Ihm muß er prophetisch vorwerfen, daß er in den Canadischen Wäldern die Sache der Pariser gegen die Irokesen würde verfochten haben; wie er die Sache der Irokesen in Paris verfochten habe. Und die Leser wissen es schon selbst, in wie ferne und warum Rousseau vielen seiner Zeitgenossen ein Irokese scheinen mußte.

Ihm muß er vorwerfen, daß er gegen die Schauspiele geschrieben, nachdem er selbst Comödien abgefaßt hatte; und die Leser wissen selbst, daß er Schauspiele für Genf verderblich und für große Städte in unsern Tagen für nützlich gehalten habe.

Ihm muß er vorwerfen, daß er geglaubt, es werde niemals eine französische Tonkunst geben, und daß er geglaubt es gebe eine, da man in Paris für ausgemacht hielt, Frankreich würde nie eine bekommen. Und die Leser wissen, daß zu verschiedenen Zeiten die Umstände sich ändern, und daß sich die italienische Musik, die jezt in Frankreich herrscht, sich nach französischen Accenten bequemen muß.

Ihm muß er Schuld geben, daß er gegen die Wissenschaften eiferte, deren er sich seine ganze Lebenszeit beflissen habe. Und die Leser wissen, daß Rousseau einen Unterschied zwischen wilden und verfeinerten Völkern macht; die erstern wirklich preiset, daß sie keine falschen Wissenschaften haben, und den leztern selbst Mittel an die Hand giebt, wie sie weniger wissen sollen, das ist, wie sie sich mit dem Wenigen begnügen sollen, was sie wirklich wissen.[7])

Ihm muß er vorwerfen, daß er den Mann verläumdet habe, den er am meisten schäzte, nachdem er dessen Unschuld eingestanden hatte; und daß er sich um seine Freundschaft bewarb, nachdem er ihn verläumdet hatte. Und die Leser werden in der Unwissenheit gelassen, worinn diese Verläumdung bestanden habe? ob Rousseau der Erfinder derselben gewesen sey oder nicht? ob Rousseau nicht selbst hintergangen ward? Kurz, die Leser bekommen nicht den allergeringsten Beweiß dieser entsezlichen Beschuldigung in die Hand, und was sie als eine Reue des Genfer Bürgers ansehen konnten, gewinnt unter der Feder des Anklägers die Gestalt eines neuen Verbrechens, welches ihnen unbegreiflich bleibt.

Ihm muß er vorwerfen, daß er wider die Schlüpfrigkeit der Sitten geprediget und einen schlüpfrigen Roman abgefaßt habe. Und die Leser sollen aus Gefälligkeit die neue Heloise für einen solchen Roman halten, und alle die Stellen derselben vergessen, worinn die Tugend und die Reinheit der Sitten, mit deutlichen Worten, empfohlen werden? sie sollen dieses Werk mit den Bijoux indiscrets in eine Classe setzen, deren Verfasser bekannt genug ist?

Ihm muß er vorwerfen, daß er die Jesuiten als die gefährlichsten der Mönche geschildert, und sich ihres Ordens, nach dem Sturtze desselben, anzunehmen im Begriffe gewesen sey. Und die Leser dürfen sich nicht erinnern, daß die Aufhebung dieser Gesellschaft Schuldige und Unschuldige betroffen habe? und sollen vielleicht auf den Argwohn

---

[7]) Sein Aemil, das ist sein Erziehungswerk, handelt methodisch und praktisch davon.

gerathen, Rousseau hätte die Sache der Königsmörder verfechten wollen?

Ich kann nicht unerinnert lassen, daß sich das Gerücht ausgebreitet hat, Herr Diderot habe selbst unserm Rousseau die Antwort auf die Frage der Academie zu Dijon zugeflüstert; und die Stelle worinn der Geschichtschreiber des Claudius und Nero sich hierüber äußert, ist nicht deutlich genug, als daß ich von diesem Umstande ein unverwerfliches Urtheil fällen könnte. Ist Herrn Diderot's Antwort auf Rousseau's Frage ein Rath, oder ein Vorwurf? ich bitte die Leser, diese Stelle in meiner Übersetzung nachzulesen. Für mich ist der Zweifel ganz entschieden, da ich aber eine entgegengesezte Meinung gehört habe, so will ich meinen Lesern nicht vorgreifen.

Lassen Sie uns fortfahren. Rousseau schreibt an den Präsidenten von Malesherbes, und soll es Herrn Diderot zwanzigmal mündlich gesagt haben: Er fühle in sich ein undankbares Herz; er hasse die Wohlthäter, weil die Wohlthat Erkenntlichkeit fodre, weil die Erkenntlichkeit eine Pflicht, und ihm jede Pflicht unerträglich sey. — Hat wohl jemals ein Undankbarer seinen Undank gefühlt? hat er ihn jemals freywillig eingestanden? hat er jemals die Nothwendigkeit empfunden, warum ein Wohlthäter Dankbarkeit zu fodern berechtiget ist? Hat er jemals der Last einer Pflicht unterlegen, die ihm keine Pflicht scheinen kann? — Ja, wann er nur ein Undankbarer in der Einbildung ist; oder wann er nur diejenigen für seine Wohlthäter ansieht, welche er würdig hielt, Wohlthaten von ihnen anzunehmen; in welchem Falle freylich, vor Rousseau's Augen, Viele durchfallen mußten. Er ließ sich nicht gerne eigennützige Wohlthaten aufdringen, wodurch ihm die Hände gebunden würden. Dieß sagt er ausdrücklich in einem Briefe an Herrn Diderot, welcher hier dessen nicht gedenkt, und den ich mir gleichfalls in der Folge zu übersetzen vorbehalte.

Ein Drama ist ein Mittelding zwischen dem Lust- und Trauerspiele, bey dessen Vorstellung der Zuschauer mit dem einen Auge lachet, und mit dem Andern weinet; so ist mir wenigstens die Antwort Herrn Diderot's auf

die Frage vorgekommen: Woher ein siebenzehnjähriger Zug in die Zelle eines Mönches, den man verachte, herrühre? Er vergleicht sich, in dieser Antwort, mit einem hintergangenen Liebhaber, dessen hartnäckige Anhänglichkeit ihn an eine Ungetreue fessele, und führet seine Wohlthaten gegen Rousseau als einen Grund an, warum ihn seine geschmeichelte Eigenliebe an meinem Helden angeschmiedet habe.

Ich berufe mich nochmals auf einen Brief Rousseau's an Herrn Diderot, woraus man ersehen wird, daß ihre Freundschaft lange Zeit wechselseitig gewesen ist, und daß der Genfer Bürger mit einer Zuverlässigkeit spricht, die sich ein Heuchler zwar gegen die lesende Welt, nicht aber gegen einen Mann erlauben kann, der ihn so lange kennet. Dieser Brief ist erst nach Rousseau's Tod in Druck erschienen, und Herr Diderot ist es sich selbst schuldig, darauf öffentlich zu antworten; was er ohne Zweifel thun wird.

Ich sehe mit Erstaunen, daß Klagen wider Rousseau bey dessen Lebzeiten Untersuchungen erfordert hätten, die einem Haufen rechtschaffener Männer nachtheilig gewesen wären, und daß sie vermuthlich seit seinem Tode unmöglich sind. Was können sie also beweisen, als daß es besser gewesen wäre, entweder die Bekenntnisse zu erwarten, um sie alsdann gründlich zu widerlegen, oder ganz davon zu schweigen.

Zwanzig, dreyßig treffliche und unwiderrufliche Zeugen haben sich also erhoben, als man sich der arglistigsten Bosheit widersetzen mußte, um ihre Abscheulichkeit nicht zu theilen? — Wo ist dieß geschehen? — Da wo es ohne traurige Folgen geschehen konnte. — Wem gehörten diese Stimmen? Dieß bleibt ein Geheimniß, wie der Gegenstand von Rousseau's Verläumdungen selbst. Würden jetzt, da Rousseau tod ist, Untersuchungen dieser Art noch immer traurige Folgen nach sich ziehen? Ich sollte denken, sie müßten gegenwärtig alle auf Rousseau's Vergötterer fallen.

Von neuem werden hier Wohlthaten und Dienstleistungen der Freundschaft dem Verfasser Aemils vor-

gehalten, die er alle soll angenommen haben. Von neuem wird er beschuldigt, daß er Herrn Diderot auf verrätherische und niederträchtige Weise beleidigt habe, und der Leser erfährt weder worinn diese Wohlthaten von der einen Seite und diese Beschimpfungen von der andern bestanden. Herr Diderot hat ihn damals weder verfolgt noch gehaßt. Er hat den Schriftsteller an ihm geschäzt, indem er den Mann nicht an ihm schäzte, und die Verachtung, sezt er hinzu, ist ein kaltes Gefühl, welches zu keinem heftigen Verfahren reitzet. Er hat sich begnügt, ihn von sich zu stoßen, als jener sich ihm wieder zu nahen suchte, weil das Zutrauen verschwunden war. Wozu solche Äußerungen wider den Ruhm eines Mannes, den ein so großer Theil von Europa liebet und ehret? da so viele Thatsachen, um die sich die lesende Welt zu erkundigen befugt ist, im tiefsten Abgrunde verborgen liegen.

Herr Diderot behauptet, er habe nichts gegen Rousseau's Andenken im Sinne: konte er aber wohl einen sicherern Weg einschlagen, als den er genommen hat, die Asche des Genfer Bürgers jedem verhaßt zu machen, der die vorhergehenden Beschuldigungen glauben würde? Er setzet hinzu, daß wenn Rousseau ein rechtschaffener Mann war, man daraus schließen könnte, und die Boshaften hätten daraus geschlossen, daß er lange von verderbten Menschen umgeben gewesen seyn müsse: und daß Rousseau selbst, an verschiedenen Stellen seiner Werke, diese Folgerung der Bosheit seiner Leser an die Hand gegeben; daher habe es ihm wichtig geschienen, das Stillschweigen desto eher zu brechen, je berühmter Rousseau, durch seine Gaben und die vorgebliche Strenge seiner Sitten, geworden wäre. Wenn ich nicht irre; so könnte man auch schließen, daß Boshafte sich ein Vergnügen daraus gemacht hätten, rechtschaffene Männer bey unserm Rousseau zu verläumden, um Zwist unter ihnen zu erregen, ohne daß diese rechtschaffenen Männer das Geringste dazu beygetragen hätten. Wenn man diese Möglichkeit, für einen Augenblick, als Wahrheit betrachtet; so würden sich gar viele Zweifel gegen die Rechtschaffenheit Rousseau's und seiner gegen=

wärtigen Verfolger von selbst auflösen; zumal wenn man zu gleicher Zeit annimmt, daß eben diese Verläumder den Genfer Bürger gleichfalls bey seinen Gegnern in ein verhaßtes Licht stellen könnten. Mißdeutungen der Reden und Handlungen beyder Theile können gar leicht ein Mißverständniß zwischen ihnen bewürkt haben.

Wäre Herr Diderot auf meine Vermuthung gerathen; so würde er sich nicht genöthigt geglaubt haben, seine und seiner Freunde Apologie zu schreiben, wie er sich ausdrückt; noch zu versichern, daß er eine Pflicht erfülle, die er für heilig halte, noch weniger zu betheuern, daß das Vorhergesagte keine Satyre seyn soll. In der Folge gegenwärtiger Stelle, worauf ich deute, verwickelt er sich von neuem in Bedenklichkeiten wegen gewisser Geheimnisse die er seiner Freunde wegen nicht aufdecken will, und eben diese Bedenklichkeiten und Geheimnisse verwickeln mein Gehirn und mein Herz in Zweifel, die ich gleichfalls nicht zu entdecken wage.

Rousseau schildert sich, in seinem hinterlassenen Werke, wie Herr Diderot sagt, als einen Wahnsinnigen, einen Stolzen, einen Heuchler, einen Lügner, und soll dadurch eine Ecke des Schleyers enthüllt haben: Die Zeit, sezt er hinzu, wird es vollenden, und Gericht wird über den Todten ergehen, so bald es erlaubt seyn wird, ohne die Lebendigen zu kränken.

Vom Stolze, von der Heucheley und der Lügenhaftigkeit werden die unbefangenen Leser seiner Bekenntnisse ihn frey sprechen, und die Nachwelt wird den großen Mann bedauern, den sein Geist und sein Gemüth über eine Zeitgenossenschaft erhoben haben, welche seiner nicht werth war, wenn es gewiß ist, daß sie ihn verkannte.

Sein Verfolger hat, wie er sich ausdrückt, alles gesagt, was er sagen konnte, ohne Vorwürfe auf sich zu laden, und nimmt sich vor, dieser Gegenstände künftig nicht wieder zu erwähnen. Jeder frage sein Gewissen, ob er Herrn Diderot nicht würde freygesprochen haben, wenn er davon entweder ganz geschwiegen, oder seine Anklage mit Beweisen unterstützet hätte?

So weit Herr Diderot. Man erlaube mir noch zu bemerken, daß Rousseau's traurige Gemüthslage ihn gegen seine ganze Zeitgenossenschaft mißtrauisch gemacht, und — — ich muß es nur gestehen! — — ihn endlich um einen Theil seines Verstandes [8]) gebracht habe. So unbillig er gegen seine Mitmenschen ward, so sehr ward er es auch gegen sich selbst; und sein zartes Gewissen, seine überspannte Einbildungskraft, sein alles vergrößernder Blick, spiegelten ihm seine allergeringsten Mängel als Laster, seine geringsten Fehltritte als Verbrechen vor. Für ein besseres Jahrhundert bestimmt, hat er Tugenden und Gebrechen der Vorwelt, als er gebohren wurde, gleichsam mitgebracht. Daher paßten seine Begriffe, seine Gefühle, seine Handlungen nicht auf seine Zeit: und wenn es möglich wäre, aus dem Alterthume eine schöne Seele hervorzurufen; so würde es ihr wahrscheinlich ergehen wie es ihm ergieng. Sollte jemals Herr Diderot erfahren, daß meine vorhergehende Vermuthung, wegen angefachter Feindschaft zwischen ihnen beyden, gegründet wäre; so lassen mich weder die Größe seiner Gaben noch die Lebhaftigkeit seines helldenkenden Geistes einen Augenblick zweifeln, daß er der Erste seyn würde, die Gelegenheit zu ergreifen, auf Rousseau's Grab Rosen und Lorbeern zu streuen, und sie mit seinen Thränen zu benetzen.

---

[8]) Diese traurige Wahrheit erhellet aus drey Gesprächen, die er Rousseau Juge de Jean-Jacques betittelt, und worinn er Beweise seines Mißtrauens ablegt, die jedem vernünftigen Leser auffallen müssen, z. B.: daß ihm, auf Anstiften seiner Feinde, die Schuhputzer die Schuhe zu putzen versagten, und ihm die Buchhändler keine Kalender verkaufen wollten. Hingegen sind eben diese Gespräche mit einer Wärme des Gefühls geschrieben, worinn sich sein Herz von einer Seite zeiget, welche die Vortrefflichkeit desselben außer allen Zweifel sezt.

Acht und zwanzigstes Stück.

Ein christlicher Roman.

Im Ungarland zu Groß Wardein
Was neulich da geschehen sey
Das will ich iezund zeigen an,
Merkt auf mit Fleiß ihr Frau und Mann.

Der Commandant in dieser Stadt
Eine iunge einzge Tochter hat,
Rosina thät ihr Nahme seyn,
Gottsfürchtig, züchtig, keusch und rein.

Als sie nun kam zu ihr'm Verstand,
Ihr keusches Herz in Lieb' entbrandt',
Auf Jesum war es nur gericht,
Zu seiner Braut sie sich verpflicht.

Sie war sehr schön von Leibsgestalt,
Ihres gleichen fand man wohl nicht bald.
Ein Edelmann iung, reich und schön
Hatte sich die Jungfrau ausersehn.

Er hielt' an um das Töchterlein,
Der Vater gab den Willen drein,
Die Mutter zu der Tochter spricht:
Mein Kind, den mußt du laßen nicht.

Die Tochter fing zu weinen an:
Ich hab' schon einen Bräutigam,
Dem hab' ich mich versprochen ganz,
Ihm trag' ich meinen Jungferkranz.

Der Vater sprach: Es kann nicht seyn,
Mein Kind, das bilde dir nicht ein,
Wo willst Du bleiben mit der Zeit,
Sehr alt sind wir schon alle beyd'.

Für meinem End' ich wissen wollt'
Wo du in Zukunft bleiben sollt,
Drum, liebes Kind, ich rathe dir,
Nimm ja zur Eh' den Cavalier.

Der Cavalier auch wieder kam,
Man stellte bald die Hochzeit an,
Es wurde alles dazu bereit,
Die Braut war voller Traurigkeit.

Sie ging in ihren Garten früh,
Sie warf sich nieder auf die Knie,
Sie rief von ganzem Herzen an
Jesum, ihren lieben Bräutigam.

Da kam ein schöner Jüngling dar,
Sein Angesicht war hell und klar,
Sein Kleid mit Gold ganz ausgestickt,
Die Jungfrau erst vor ihm erschrickt.

Doch er grüßt sie gar wunderschön,
Kaum kann sie an den Jüngling sehn,
Schlägt schamhaft ihre Augen nieder,
Und grüßt den Jüngling freundlich wieder.

Die Jungfrau Jesum bald erkannt',
Ihr reines Herz in Lieb' entbrannt',
Vergaß gar bald alle Traurigkeit,
Gedacht nicht mehr an ihre Hochzeit.

Der Jüngling an zu reden fing,
Verehret ihr einen güldnen Ring:
Sieh da, meine Braut, zum Liebespfand
Trag diesen Ring an deiner Hand.

Die Jungfrau schöne Rosen abbrach:
Mein Bräutigam, sie zu Jesu sprach,
Hiermit sey dir von mir verehrt
Mein Herz, das dich nur alleine begehrt.

Er nahm die Jungfrau bey der Hand,
Führt' sie aus ihrem Vaterland,
In seines Vaters Garten schön,
Worinn viel schöne Blumen stehn.

Die Jungfrau da in Freud' und Lust
Gar köstliche Früchte hat gekost,
Kein Mensch sich nicht einbilden kan,
Was da für edle Früchte stahn.

Sie hörte Musik und Gesang,
Die Zeit und Weil ward ihr nicht lang,
Die silberweiße Bächelein
Die floßen da ganz klar und rein.

Der Jüngling sprach zu seiner Braut:
Meinen Garten hast du nun geschaut,
Ich will dir geben das Geleit
In dein Vaterland, es ist nun Zeit.

Die Jungfrau schied mit Traurigkeit,
Kam vor die Stadt um Mitagszeit,
Die Wächter hielten sie bald an,
Sie sprach: laßt mich zum Vater gahn.

Wer ist der Vater? man sie fragt.
Der Commandant, sie frey aussagt.
Dann einer von den Wächtern spricht:
Der Commandant hat kein Kind nicht.

An ihrer Kleidung man erkannt',
Daß sie wohl sey aus hohem Stand.
Ein Wächter sie geführet hat
Bis vor die Herren in der Stadt.

Die Jungfrau sagt' und blieb dabey,
Der Commandant ihr Vater sey,
Und sie sey nur erst vor zwey Stund
Zur Stadt hinaus gegangen iezund.

Die Herren nahm das Wunder sehr,
Man fragt', wo sie gewesen wär',
Ihres Vaters Nahmen, Stamm und Geschlecht,
Das mußte sie erklären recht.

Man suchte auf die alte Schrift,
In welcher man denn dies antrifft,
Daß sich eine Braut verlohren hat
Zu Groß Wardein in dieser Stadt.

Der Jahrenzahl man bald nachschlägt,
Hundert und zwanzig Jahr es trägt,
Die Jungfrau war so schön und klar,
Als ob sie wäre funfzehn Jahr.

Dabey die Herren wohl erkannt,
Es sey ein Werk von Gottes Hand,
Man trug der Jungfrau für eine Speiß,
Im Augenblick ward sie schneeweiß.

Nichts leibliches ich mehr begehr,
Sie bat, bringt mir den Priester her,
Daß ich empfang vor meinem End'
Noch Jesu Leib im Sacrament.

So bald nun dieses ist geschehn,
Viel Christenmenschen es gesehn,
Wurd ihr ohne großen Weh und Schmerz
Gebrochen ihr jungfräulichs Herz.

Und ist entschlafen sanft und still,
Merkt auf ihr Jungfraun, ist's eur Will',
Daß ihr einst wollt so seelig seyn,
So müßt ihr leben keusch und rein.

Vorbericht.

Ich hoffe bey Gelegenheit meiner Übersetzung einer Stelle aus Herrn Diderot's Versuche über die Regierungen des Claudius und Nero vieles gesagt zu haben, was einiges Licht über diesen Gegenstand ausbreiten könne. Aus nachfolgenden Briefen werden die Leser in Stand gesezt werden, richtiger davon zu urtheilen; denn es ist billig, dem Beklagten ein aufmerksames Ohr zu gönnen, wenn man den Kläger angehöret hat.

Rousseau schließet hier einem Freunde sein Hertz auf, über welchen er sich zu beschweren zu haben glaubt; und weit entfernt, die lesende Welt als Richterin anzurufen, leget er auf das Dringendste seinem Freunde seine Beschwerden an das Hertz, in der Hoffnung es zu erweichen, wenn seine Gründe nichts ausrichten könnten. Und was haben sie ausgerichtet? Dieß wissen die Leser schon.

In den vier leztern, an den Präsidenten von Malesherbes, schildert er sich selbst, in seiner Einsamkeit, von einer Welt umgeben, die er sich selbst schuf, damit sie ihn über die Leiden trösten möchte, welche ihm die wirkliche Welt zugefügt hatte. Und die prophetischen Urtheile, welche Herr Diderot von Rousseau's Spaziergängen in den Wäldern gefällt hatte, verfliegen in den Wind, wie leere Töne.

An alles dieses mußte ich meine Leser, aus der natürlichen Furcht, erinnern: daß sie den Faden, der gegenwärtige Briefe an meine vorige Übersetzung knüpft, vergessen haben möchten; da sie meiner mangelhaften Widerlegung gleichsam zur Urkunde dienen sollen.

Lassen Sie uns also dazu schreiten.

Bruchstück eines Briefes an Herrn Diderot.

(Collection complete des Oeuvres de J. J. Rousseau. Tome vingt troisieme 12° a Geneve 1782 pag. 412.)

Sie klagen sehr über das Leid, das ich Ihnen soll angethan haben. Worinn besteht es denn endlich, dieses Leid? Sollte es darinn bestehen, daß ich dasjenige nicht geduldig genug ertrage, welches Sie mir so gerne zufügen?

Daß ich mich nicht nach Ihrem Willen unterdrücken lasse, daß ich murre, wenn Sie sich gleichsam eine Ehre daraus machen, Ihr Wort gegen mich zu brechen, und niemals zu kommen, wenn Sie es versprochen haben? Habe ich Ihnen jemahls ein anderes Leid zugefügt; so nennen Sie es gerade heraus. Ich? meinem Freunde ein Leid anthun! So grausam, so boshaft, so wüthig wild ich bin; so würde ich vor Schmerz sterben, wenn ich jemahls glauben könnte, meinem grausamsten Feinde so viel Leid zugefügt zu haben, als Sie mir seit sechs Wochen anthun.

Sie erwähnen gegen mich Ihrer Dienstleistungen; ich hatte sie nicht vergessen, aber dieß darf Sie nicht irre führen. Viele Leute haben mir Dienste geleistet, die nicht meine Freunde waren. Ein ehrlicher Mann, welcher nichts empfindet, leistet Dienste, und glaubt Freund zu seyn: er irret sich, er ist bloß ein ehrlicher Mann. Alle Ihre Geschäftigkeit, aller Ihr Eifer, um mir Dinge zu verschaffen, deren ich entrathen kan, rühret mich wenig. Ich wünsche nur Freundschaft, und dies ist das Einzige, was man mir abschlägt. Undankbarer! ich habe Dir keinen Dienst geleistet, aber ich habe Dich geliebet; und so lange Du lebest, wirst Du mir das nicht vergelten, was ich, drey Monath lang, für Dich empfunden habe. Zeige diese Worte Deiner Frau, die billiger ist als Du; und frage sie, ob zu der Zeit, da meine Gegenwart Deinem betrübten Hertzen süß war, ich meine Schritte zählte und des Wetters achtete, um nach Vincennes[a]) zu gehen, meinen Freund zu trösten. Unempfindlicher, harter Mann! Zwey Thränen, in meinen Busen vergossen, wären mir theurer gewesen, als der Thron der Welt; aber Du schlägst mir sie ab, und lässest Dich daran genügen, mir welche auszupressen. Wohlan! so behalte das übrige zurück; ich verlange nichts mehr von Dir.

An Ebendenselben.

(Ebendaselbst. Seite 414.) 2. März 1758.

Noch einmal in meinem Leben, mein lieber Diderot, muß ich an Sie schreiben; Sie haben mich dieser Mühe

[a]) Wo Herr Diderot gefangen saß. (Übersezte Anmerkung.)

nur allzusehr überhoben; aber das größte Verbrechen des Mannes, welchen Sie auf eine so sonderbare Weise anschwärzen, bestehet darinn, daß er sich nicht von Ihnen losreißen kan.[b]) Meine Absicht ist nicht, für den gegenwärtigen Augenblick mich in Erklärungen über die Abscheulichkeiten einzulassen, deren Sie mich beschuldigen. Ich sehe, daß alleweile diese Erklärungen vergeblich seyn würden. Denn unerachtet Sie gut und mit einer freymüthigen Seele gebohren sind; so haben Sie doch einen unglücklichen Hang, die Reden und Handlungen Ihrer Freunde zu mißdeuten. Da Sie gegen mich so widrige Vorurtheile gefaßt haben; so würden Sie allem, was ich zu meiner Rechtfertigung sagen könte, eine schlimme Wendung geben, und meine offenherzigste Erklärungen würden Ihrem durchdringenden Geiste nur neue Auslegungen darbiethen, die mir zur Last fallen müßten. Nein, Diderot! ich fühle, daß es dieß nicht ist, wobey ich anfangen muß. Ich will zuförderst Ihrem richtigen Verstande einfachere, wahrhaftere, besser gegründete Begriffe vorlegen, als die Ihrigen sind, und in welchen ich wenigstens nicht denke, daß Sie neue Verbrechen finden können.

Ich bin ein boshafter Mann, nicht wahr? Sie haben die gewissesten Zeugnisse davon empfangen; es ist Ihnen auf unleugbare Weise dargethan worden; und als Sie dieß zuerst erfuhren, so war ich, seit sechzehn Jahren, für Sie, ein rechtschaffener Mann; und ich war es, seit vierzig Jahren, für jedermann. Können Sie ein gleiches von denjenigen sagen, welche Ihnen diese schöne Entdeckung mitgetheilt haben? Wenn man so lange die Larve eines ehrlichen Mannes fälschlich tragen kan, was haben Sie denn für einen Beweis, daß diese Larve nicht eben so wohl das Gesicht jener bedecke, als das meinige? Geben dieselben dadurch ihrem Ansehen ein größeres Gewicht, wenn sie heimlich einen Abwesenden anklagen, der außer Stand ist, sich zu vertheidigen? Aber hiervon ist iezt nicht die Rede.

---

[b]) Die Frage ist, ob diese Anschwärzung gegen Andere, oder gegen Rousseau selbst, in irgend einer Antwort Herrn Diderots, geschehen sey? (Der Übersetzer.)

Ich bin ein Boshafter: aber warum bin ich es? Nehmen Sie Sich wohl in acht, mein lieber Diderot, dieß verdienet Ihre Aufmerksamkeit.

Man ist nicht umsonst übelthätig. Wenn ein Ungeheuer so gebildet wäre; so würde es nicht vierzig Jahre warten, bevor es seine verderbten Neigungen befriedigte. Betrachten Sie doch mein Leben, meine Leidenschaften, meinen Geschmack, meinen Hang. Untersuchen Sie, wenn ich boshaft bin, welcher Vortheil mich reitzen könnte, es zu seyn? Ich, der ich, für mein Unglück, immer ein allzuempfindliches Hertz trug, was gewönne ich dabey, wenn ich mit denen bräche, die mir theuer sind? Nach welcher Stelle habe ich getrachtet? nach welchem Gnadengehalte, nach welchen Würden hat man mich streben sehen? welche Mitbewerber habe ich zu verdrängen? Was gewänn' ich dabey, wenn ich unrecht handelte? Ich, der ich nur Einsamkeit und Frieden suche; ich, dessen höchstes Gut in der Trägheit und dem Müssiggang bestehet; ich, dem Lässigkeit und Schmerzen kaum die Zeit übrig lassen, für meinen Unterhalt zu sorgen; warum, wozu, sollte ich mich der Unruhe des Lasters preis geben, und mich in die ewigen Ränke der Boshaften verwickeln? Sagen Sie was Sie wollen, man fliehet die Menschen nicht, wenn man ihnen zu schaden trachtet; der Boshafte kan seine Schandthaten in der Einsamkeit ausbrüten, aber in der Gesellschaft führt er sie aus. Der Arglistige hat Geschicklichkeit und kaltes Blut; ein Treuloser weiß sich zu mäßigen, und tobet nicht aus: Erkennen Sie wohl etwas ähnliches an mir? Ich bin unmäßig im Zorne und oft unüberlegt, mit kaltem Blute. Ist der Boshafte aus solchen Fehlern zusammen gesetzt? Nein, freylich nicht; aber der Boshafte benutzet sie, um den zu stürzen, der sie hat.[c])

Ich wünschte, daß Sie auch ein wenig über sich selbst nachdenken könnten. Sie verlassen sich zu sehr auf Ihre

---

[c]) Diese Bemerkungen, die eine so tiefe Kentniß des menschlichen Herzens voraussetzen, scheinen wenig Eindruck auf Herrn Diderot gemacht zu haben. (Der Übersetzer.)

natürliche Güte; aber wissen Sie auch, bis auf welchen Grad Beyspiel und Irrthum dieselbe verderben können? Haben Sie nie gefürchtet, von arglistigen Schmeichlern umgeben zu werden, die nur deswegen grob in das Gesicht zu schmeicheln vermeiden, um sich Ihrer unter der Anlockung einer verstellten Aufrichtigkeit, künstlich zu bemeistern?

Welches Schicksal für den besten der Menschen, durch seine Offenherzigkeit selbst irre geführt und unschuldigerweise in der Hand der Boshaften ein Werkzeug ihrer Treulosigkeit zu werden! Ich weiß, daß sich die Eigenliebe bey diesem Gedanken empöret, aber er verdienet die Untersuchung der Vernunft.

Dieß sind Betrachtungen, welche ich Sie wohl zu wägen bitte. Denken Sie lange darauf nach, bevor Sie mir antworten. Wenn Sie dieselben nicht rühren; so haben wir einander nichts mehr zu sagen: aber machen solche einigen Eindruck auf Sie; so wollen wir uns alsdenn in Rechtfertigungen einlassen: Sie werden einen Freund finden, der Ihrer werth ist, und der vielleicht nicht gantz unnütz für Sie wird gewesen seyn. Ich habe, um Sie zu dieser Untersuchung zu ermahnen, einen sehr wichtigen Beweggrund; und hier ist er.

Sie können verleitet, und hintergangen worden seyn. Dennoch seufzet Ihr Freund in seiner Einsamkeit, von allem vergessen, was ihm theuer war. Darinn kan er in Verzweiflung gerathen; endlich gar in derselben sterben, indem er den Undankbaren verwünschet, dessen Mißgeschick ihm so viel Thränen erpreßte, und der ihn auf nichtswürdige Weise, in dem seinigen, zu Boden wirft; es ist möglich, daß die Beweise seiner Unschuld endlich in Ihre Hände gerathen, daß Sie gezwungen werden, sein Andenken[d]) zu ehren, und daß das Bild Ihres sterbenden Freundes Ihnen keine ruhigen Nächte gewähre.

Diderot! Denken Sie daran! Ich werde niemahls wieder mit Ihnen davon reden.

---

[d]) Sehet, o Leser! die „Anmerkungen, welche in das Leben Senecas einverwebt sind. (Übersezte Anmerkung.)

An die Sonne.

Seele der Welt, unermüdete Sonne!
Mutter der Liebe, der Freuden, des Weins!
Ach ohne dich erstarret die Erde
Und die Geschöpfe in Traurigkeit.
Und wie kann ich von deinem Einfluß
Hier allein beseelt und beseeligt,
Ach wie kann ich den Rücken dir wenden?

Wärme, Milde! mein Vaterland
Mit deinem süßesten Strahl, nur laß mich
Ach ich flehe, hier dir näher,
Nah wie der Adler dir bleiben.

L.

Neun und zwanzigstes Stück.

Trost.

Nur der bleibende Himmel kennt,
Was er den schwachen Sterblichen gönnt;
All ihr Glück erstohlen von Quaalen;
Hinter Wolken zitternde Strahlen;
Was ihr Hertz sich gesteht und verhehlt,
Alles hat er ihnen zugezählt
Unerbittlich — all ihre Triebe,
Alle Gestalten und Grad' ihrer Liebe,
Alle Fehler des Augenblicks,
Oft die Räuber ewigen Glücks,
Allen Unverstand, Delicatessen,
Wo sie nicht noth waren, Plumpheit, Vergessen
Seiner selbst, oder dessen was nie
Gut gemacht wird, der Harmonie,
Die aller Wesen Wohlstand erhält,
Dieses Himmels auf der Welt —

All das läßt er mit kindischem Schreyn
Uns in der Wiege uns schon prophezeyn:
Reizt nicht oft schon des Säuglings Stimme
Seinen Zorn zum künftigen Grimme,
Und seiner stillen Thränen Geduld
Seine Gnade zur künftigen Huld;
Ach womit muß ich's versehen haben,
Daß meine erste Liebe begraben?
Daß meines Herzens Unbestand
Nachher nirgends Ruhe fand?
Daß deine köstlichsten Schätze auf Erden
Mir nur im Fluge gewiesen werden;
Und in dem schwimmenden Augenblick
Des seeligen Genusses — beb' ich zurück,
Fort in dem furchtbaren Strudel des Geschickes;
Fort fort ohne Hoffnung des vorigen Glückes,
Ohne Wiedererinnerung fort,
Wo mein Leben in Wüsten verdorrt,
Wo niemand Theil nimmt, niemand mich kennet,
Niemand mir Theil zu nehmen gönnet,
Und die Natur selbst kälter scheint,
Weil sich niemand mit ihr befreundt?
O gute Götter! wie glückliche Stunden,
Wie schröcklich leere sind mir verschwunden?
Ihr zählet sie alle. Bewilligt mir
Nur eine Bitte, solltet ihr
Noch der glücklichen übrig haben,
Ach geht sparsam mit euren Gaben;
Hieltet ihr aber doch nicht Hauß,
Mir zur Strafe reichlich, so halt' ich
Wenigstens zu der Sterbe Stunde
Mir ein Stündgen mit — aus.

Vier Briefe
an den Präsidenten von Malesherbes,
das wahre Gemählde und die wahren Beweggründe meiner ganzen Aufführung enthaltend.

Als Fortsetzung
der Beylagen zum 28. Stücke des Tieffurther Journals.

Erster Brief.

(pag. 301.) Montmorenci den 4ten Jan. 1762.

Ich würde weniger gesäumt haben, Herr Präsident, Ihnen wegen des lezten Briefes, womit Sie mich beehret, zu danken; wenn ich meine Eilfertigkeit zu antworten, nach dem Vergnügen, das er mir gemacht, abgemessen hätte. Aber außerdem, daß es mir viel Mühe kostet, zu schreiben; so habe ich gedacht, ich müsse den Beschwerlichkeiten der jezigen Zeit einige Tage aufopfern, um Sie nicht mit meinen Briefen zu überhäufen.

Unerachtet ich mich nicht über das trösten kan, was kürzlich vorgegangen ist; so bin ich sehr zufrieden, daß Sie davon unterrichtet seyen, weil es mich nicht Ihrer Achtung beraubt hat: Diese wird mir desto ungetheilter gehören, wenn Sie mich nicht besser glauben werden, als ich bin.

Die Beweggründe, welchen Sie die Entschlüsse zuschreiben, die man mir hat fassen sehen, seitdem ich eine Art von Namen in der Welt führe, fügen mir vielleicht mehr Ehre zu, als ich verdiene; zuverlässig aber gränzen dieselben näher an die Wahrheit, als diejenigen, welche jene Gelehrten mir zuschreiben, die, da sie alles dem Rufe aufopfern, von ihrer Denkungsart auf die meinige schließen. Ich habe ein Herz, das für andere Anhänglichkeiten zu empfindlich ist, um es so sehr für die Meynung der Welt zu seyn; ich liebe mein Vergnügen, meine Unabhängigkeit zu sehr, um in dem Grad ein Knecht der Eitelkeit zu seyn, als es jene vermuthen. Der, für den Glücksumstände und die Hoffnung, sich durchzudrängen, niemals eine Zusammenkunft oder eine angenehme Abendmahlzeit

aufwog, kann nicht leicht sein Glück für die Begierde verscherzen, von sich reden zu machen; und es ist nicht im mindesten wahrscheinlich, daß ein Mann, der einiges Talent in sich fühlet, und der vierzig Jahre säumet, es blicken zu lassen, thörigt genug seyn werde, sich von der Langenweile, die übrige Zeit seines Lebens, in einer Wüste blos deswegen verzehren zu lassen, um den Ruf eines Menschenfeindes zu erwerben.

Aber, Herr Präsident, unerachtet ich die Ungerechtigkeit und die Bosheit äußerst hasse; so ist diese Leidenschaft in mir doch nicht herrschend genug, daß sie allein vermögend wäre mich zu verleiten, vor der Gesellschaft der Menschen zu fliehen, wenn ich, indem ich dieselben verließe, viel aufzuopfern hätte. Nein, mein Beweggrund ist minder edel, und liegt mir weit näher. Ich bin mit angebohrner Liebe zur Einsamkeit auf die Welt gekommen; eine Neigung, die nur immer in dem Maße zugenommen hat, als ich die Menschen besser kennen lernte. Mitten unter den Hirngespinsten, die ich rings um mich versammle, finde ich besser meine Rechnung, als mit den Wesen, die ich in der Welt sehe; und die Gesellschaft, die ich in der Einbildung an meiner Ruhestätte durch Gespräche unterhalte, macht mir folgends alle Gesellschaften, welche ich verlassen habe, zum Ekel. Sie vermuthen mich unglücklich und von Trübsinn verzehrt. O! Herr Präsident, wie sehr Sie sich irren! in Paris war ich es; in Paris nagte die schwärzeste Galle mein Herz ab, und die Bitterkeit dieser Galle ward in allen Schriften nur allzumerklich, die ich, so lange ich mich dort aufhielt, herausgegeben. Aber, Herr Präsident, vergleichen Sie jene Schriften mit denen, die ich in meiner Einsamkeit abgefaßt habe: Ich müßte mich sehr irren, wenn Sie nicht eine gewisse unheuchelbare Seelenheiterkeit in diesen leztern fühlen sollten, und von welcher man ein sicheres Urtheil, über den innern Zustand des Verfassers, fällen kan. Die erstaunliche Unruhe, die ich iezt empfunden habe, hat Ihnen ein entgegengeseztes Urtheil ablocken können: Aber es ist leicht einzusehen, daß diese Unruhe ihren Grund nicht in meiner gegenwärtigen Lage hat; sondern in einer

unregelmäßigen Einbildungskraft, die bereit ist, sich vor jedem Gegenstand zu scheuen, und alles auf das äußerste zu treiben. Anhaltender Beyfall hat mich gegen den Ruhm empfindlich gemacht; und es ist wohl niemand, der einigen Adel der Seele und einige Tugend besitzet, der ohne die tödlichste Verzweiflung denken könnte, daß man ein schädliches Werk, unter seinem Nahmen, einem nützlichen Werke unterschieben könnte, das im Stande wäre sein Andenken zu entehren und viel Unheil zu stiften. Es kann seyn, daß eine solche Zerrüttung das Zunehmen meiner Leiden beschleuniget habe: Aber in der Voraussetzung, daß ein solcher Anfall von Wahnsinn mich in Paris ergriffen hätte; so ist es ungewiß, ob mein eigener Wille die Natur nicht der übrigen Arbeit überhoben hätte. Lange habe ich mich selbst mit der Ursache dieses unüberwindlichen Ekels hintergangen, den ich immer an dem menschlichen Umgange gefunden; ich schrieb sie dem Kummer, daß es mir an Gegenwart des Geistes fehlte, um in Unterredungen meinen wenigen Verstand zu zeigen, und zugleich der Unlust zu, in der Welt die Stelle nicht einzunehmen, die ich in derselben zu verdienen glaubte. Als ich aber, nachdem ich Papier besudelt hatte, sogar wann ich Albernheiten sagte, gewiß war, nicht für dumm zu gelten; als ich sah, daß man sich um mich bewarb, und mich mit einem weit größern Ansehen beehrte, als ich, mit der allerlächerlichsten Eitelkeit hätte begehren können; und als ich dem unerachtet diesen Ekel eher vermehrt als vermindert fühlte; so habe ich geschlossen, daß er einen andern Grund haben müsse, und daß diese Arten des Genusses nicht diejenigen wären, deren ich bedürfte.

Was ist denn endlich die Ursache? nichts anders als der unüberwindliche Geist der Freyheit, den nichts hat überwältigen können, und gegen welchen Ehrenstellen, Glücksumstände und sogar der Ruf, nichts für mich sind. Es ist gewiß, daß dieser Geist der Freyheit weniger in mir aus Stolz, als aus Trägheit entstehet; diese Trägheit aber ist unglaublich; alles macht sie schen; die geringsten Pflichten des gesellschaftlichen Lebens sind ihr unerträglich; ein Wort, das ich zu sagen, ein Brief den ich zu

schreiben, ein Besuch den ich abzustatten habe, sind wahre Foltern für mich, so bald ich muß. Dieserwegen ist mir die vertrauliche Freundschaft so theuer, unerachtet mir der gewöhnliche Umgang mit Menschen äußerst zuwider ist, weil es keine Pflichten mehr für sie giebt, man folgt seinem Herzen, und alles ist geschehen. Dies ist wiederum der Grund, warum ich mich immer vor Wohlthaten gefürchtet habe. Denn jede Wohlthat fordert Erkenntlichkeit; und ich fühle in mir ein undankbares Herz, bloß deswegen, weil die Erkenntlichkeit eine Pflicht ist. Kurtz die Art des Glückes, deren ich bedarf, ist nicht so wohl zu thun, was ich will, als das nicht zu thun, was ich nicht will.[e]) Das thätige Leben hat nichts reizendes für mich; ich würde es hundertmal lieber zufrieden seyn, niemals etwas zu thun, als etwas wider meinen Willen zu thun; und hundertmal habe ich gedacht, daß ich nicht allzuunglücklich in der Bastille gewesen wäre, wenn mir keine andere Pflicht obgelegen hätte, als darinn zu bleiben.

Indessen habe ich mich dennoch in meiner Jugend einigermaßen bestrebt, in der Welt fortzukommen: Aber dieses Bestreben hat niemals ein anderes Ziel zur Absicht gehabt, als Abgezogenheit und Ruhe in meinen alten Tagen; und da ich mich nur ruckweise, nur wie ein träger Mensch darnach gesehnt habe; so hat dieses Bestreben nie den geringsten Erfolg gehabt. Als meine Leiden anfingen,

---

e) Dies ist die Stelle, worinn sich Rousseau eines undankbaren Herzens beschuldiget, und auf welche Herr Diderot, mit geflissentlicher Auslassung aller mildernden und erörternden Umstände, nicht allein zielet, sondern sich buchstäblich an die härtesten Ausdrücke derselben festhält. Es kann gar wohl seyn, daß das vermeinte Wohlwollen, vermeinter Freunde, Dankbarkeitsbeweise von Seiten Rousseau's verlangte, mit Vorwürfen verlangte, und ihm Pflichten auferlegte, welche ihn zwangen, das zu thun, was er nicht wollte, das zu unterlassen, was er wollte; kurtz Pflichten, die ihn seiner Freyheit beraubten, und die in ihm heftige Zweifel gegen die Uneigennützigkeit jenes Wohlwollens erregten. Hieraus läßt sich vermuthen; daß diese Anklage Rousseau's gegen sich selbst eine übertriebene Redensart ist, deren er sich bediente, und wobey ihm wahrscheinlich nicht zu Sinne kam, daß sie jemals ernstlich von einem guten und verständigen Manne wider ihn würde angewandt werden. (Der Übersetzer.)

haben sie mir einen schönen Vorwand an die Hand gegeben, mich meiner herrschenden Leidenschaft zu überlassen. Da ich fand, daß es eine Thorheit seyn würde, mich für ein Alter zu martern, das ich nicht erreichen würde; so habe ich alles stehen gelassen, und mich geeilet, zu genießen.

Ich betheure Ihnen, Herr Präsident, daß dieses die wahre Ursache meiner Entfernung ist, welcher unsere Gelehrten prahlerische Beweggründe beygelegt haben, die eine Standhaftigkeit, oder vielmehr eine Hartnäckigkeit, mich an Dinge festzuhalten, die mir Zwang kosten, voraussetzen, und die meiner natürlichen Gemüthsart gerade zuwider laufen.

Sie werden mir sagen, Herr Präsident, daß diese vermeinte Lässigkeit nicht allzuwohl mit den Schriften, die ich seit zehen Jahren abgefaßt, und mit der Ruhmbegierde übereinstimme, die mich antreiben mußte, dieselben heraus zu geben. Dies ist ein aufzulösender Einwurf, der mich diesen Brief zu verlängern, und folglich ihn zu endigen zwinget. Ich werde wieder darauf kommen, Herr Präsident, wenn Ihnen mein vertraulicher Ton nicht zuwider ist: Denn es ist mir unmöglich, in der Ergießung meines Herzens einen andern anzunehmen: ich werde mich ohne Schminke und ohne Bescheidenheit schildern: ich werde mich Ihnen darstellen, wie ich mich selbst sehe, und wie ich bin; denn da ich mein Leben mit mir selbst zubringe: so muß ich mich kennen, und ich ersehe aus der Art, wie diejenigen die mich zu kennen vermeinen, meine Handlungen und meine Aufführung auslegen, daß sie nichts davon verstehen. Niemand in der Welt kennet mich, als ich allein. Sie werden davon urtheilen, wann Sie mich ausgehöret haben.

Schicken Sie mir meine Briefe nicht wieder zurück, Herr Präsident, ich ersuche Sie inständigst darum; verbrennen Sie solche, weil sie der Mühe nicht werth sind aufbewahrt zu werden, aber nicht aus Schonung für mich. Ich bitte Sie, nicht mehr daran zu denken, diejenigen zurück zu nehmen, die in den Händen des Duchêne sind. Wenn man in der Welt die Spuhren aller meiner Thorheiten auslöschen wollte; so müßte man so viel Briefe

zurück nehmen, und ich möchte keine Hand dafür umdrehen. Es mag zu meinem Vortheile oder Nachtheile ausfallen; so fürchte ich nicht, so gesehen zu werden, wie ich bin. Ich kenne meine großen Fehler, und fühle alle meine Laster lebhaft. Mit allem diesen werde ich in voller Hoffnung auf den höchsten Gott sterben, und fest überzeugt, daß von allen Menschen, die ich in meinem Leben gekannt habe, keiner besser war, als ich[f]).

Zweyter Brief.

(pag. 309.) Montmorenci den 12ten Jan. 1762.

Ich fahre fort, Herr Präsident, Ihnen, weil ich angefangen habe, Rechenschaft von mir abzulegen; denn was mir am schädlichsten seyn kann, ist, halbgekannt zu werden; und weil mich meine Fehler Ihrer Achtung nicht beraubt haben, vermuthe ich nicht, daß mich meine Freymüthigkeit derselben verlustig mache.

Eine träge Seele, die sich vor jeder Sorge scheuet, ein glühendes, gallenvolles Temperament, das leicht bewegt wird, und äußerst gegen alles empfindlich ist, was solches beweget, scheinen sich in demselben Gemüth nicht verbinden zu lassen; und diese beyden entgegengesetzten Dinge machen dennoch den Grund des meinigen aus. Unerachtet ich diesen Widerspruch nicht durch Grundsätze auflösen kann; so ist er dennoch wirklich; ich fühle ihn, nichts ist gewisser, und ich kann wenigstens, durch Thatsachen, eine Art Geschichte davon liefern, die dazu dienen kan, ihn

---

f) Wer geneigt ist, dem guten Rousseau alles als einen Stolz auszulegen, wird am Ende dieses Briefes keinen geringen Vorwand dazu finden. Allein wer billig seyn will, wird leicht einsehen, daß Rousseau's Gefühl zu zart war, um sich selbst der ganzen Menschheit vorzuziehen. Sein Gedanke scheint mir also gewesen zu seyn: daß ihn an Güte wohl niemand übertreffen könne, wenn er gleich eben so große Fehler, als andere Menschen habe. Rousseau spricht von seinen Absichten. Diese waren die besten, die er sich denken konnte, und er traute niemanden noch bessere, aber vielen tausenden eben so gute Absichten zu, als sich selbst. Und bey diesen setzte er vermuthlich eine eben so große Abneigung gegen sein Jahrhundert voraus, als er selbst fühlte.

(Der Übersetzer.)

begreiflich zu machen. In meiner Kindheit habe ich mehr Thätigkeit gehabt, aber niemals wie ein anderes Kind. Dieser Ekel gegen alles hat mich frühe in das Bücherlesen verwickelt. Im sechsten Jahre fiel mir Plutarch in die Hände; im achten wußte ich ihn auswendig; ich hatte schon alle Romanen gelesen; sie hatten mir Thränengüsse ausgepreßt, vor dem Alter wo das Herz an Romanen Theil nimmt: Daher entstand in dem meinigen jener heroische und romanhafte Geschmack, der bisher immer nur mehr und mehr in mir zugenommen hat und der mir folgends gegen alles Ekel einflößte, auser gegen das, was meinen Hirngespinsten ähnlich sahe. In meiner Jugend glaubte ich in der Welt eben die Menschen zu finden, die ich in meinen Büchern kennen gelernt hatte: ich warf mich ohne Zurückhaltung jedem in die Arme, welcher sich gegen mich durch ein gewisses Kauderwelsch in Ansehen zu setzen wußte, durch das ich immer hintergangen worden bin. Ich war thätig, weil ich thörigt war; jemehr ich aus dem Irrthum gebracht wurde, änderte ich von Geschmack, von Anhänglichkeiten, von Entwürfen; und bey diesen Veränderungen verlohr ich immer meine Mühe und meine Zeit, weil ich immer das suchte was nicht würklich war. Indem ich erfahrner ward, verlohr ich nach und nach die Hoffnung, es zu finden, und folglich den Eifer es zu suchen. Durch Ungerechtigkeiten erbittert, die ich erlitten hatte, durch diejenigen, deren Zeuge ich gewesen war, öfters über die Unordnung betrübt, worinn das Beyspiel und die Allgewalt äußerlicher Umstände mich wider meinen Willen gestürzt hatten, waren mir mein Jahrhundert und meine Zeitgenossen verächtlich geworden; und da ich fühlte, daß ich mitten unter ihnen keine Lage finden würde, die mein Herz befriedigte: so habe ich es nach und nach von der Gesellschaft der Menschen losgerissen, und mir eine andere in der Einbildung erschaffen, die mich um desto mehr entzückte, da ich sie ohne Mühe, ohne Gefahr suchen und sie immer unschädlich und so finden konnte, wie ich sie brauchte.

Nachdem ich vierzig Jahre meines Lebens in dieser Unzufriedenheit mit mir selbst und mit andern zugebracht, suchte ich vergeblich die Bande zu zerreißen, die mich an

diese Gesellschaft knüpften, für die ich so wenig Achtung hatte; Bande, die mich durch Bedürfnisse, die ich für natürlich hielt, und die bloß auf Vorurtheile gegründet waren, an Beschäftigungen fesselten, die am wenigsten mit meinem Geschmacke übereinstimmten. Auf einmal lehrte mich ein glücklicher Zufall, was ich für mich selbst thun — und von meinen Mitmenschen denken sollte, bey welchen mein Herz immer in Widerspruch mit meinem Verstande war, und die ich mich noch, mit so vielen Ursachen sie zu hassen, zu lieben geneigt fand. Ich wünschte, Herr Präsident, daß ich Ihnen den Augenblick schildern könnte, der ein so sonderbarer Zeitpunct meines Lebens geworden ist, und der mir immer gegenwärtig seyn würde, sollte ich auch ewig leben.

Ich besuchte den Diderot, der dazumals in Vincennes gefangen saß. Ich hatte einen Heft des Mercure de France in der Tasche, den ich den ganzen Weg durchblätterte. Ich stieß auf die Frage der Academie zu Dijon, die zu meiner ersten Schrift Anlaß gab. Hat jemals etwas einer schnellen Eingebung geglichen; so war es die Bewegung, welche in mir vorgieng, als ich diese Frage las. Auf einmal fühle ich, daß mein Geist von tausend Flammen geblendet wird. Ganze Haufen lebhafter Gedanken stellen sich ihm mit einer Gewalt, und einer Unordnung dar, die mich in eine unaussprechliche Verwirrung versetzet. Meinen Kopf ergreift ein Schwindel, welcher der Trunkenheit gleicht. Ein heftiges Herzklopfen beklemmt mich, hebt meine Brust empor. Da ich gehend nicht mehr athmen kann, lasse ich mich am Fuß eines Baums, am Hinwege, hinsinken, und bringe eine halbe Stunde dort in einer Bewegung zu, daß ich, im Aufstehen, den ganzen Vordertheil meiner Veste mit Thränen benezt finde, ohne gefühlt zu haben, daß ich welche vergösse. Ach! Herr Präsident, wenn ich jemals den vierten Theil alles dessen, was ich unter diesem Baume gesehen und empfunden, hätte schreiben können; mit welcher Deutlichkeit ich alle Widersprüche des gesellschaftlichen Systems gezeigt hätte! mit welcher Kraft ich alle Mißbräuche menschlicher Stiftungen dargestellt hätte! daß der Mensch von Natur gut ist, und daß es lediglich von ihren

Stiftungen herrührt, wenn die Menschen boshaft werden. Alles was ich von diesem Haufen großer Wahrheiten behalten habe, die mich eine Viertelstunde unter diesem Baume erleuchteten, ist sehr schwach in meinen drey Hauptschriften zerstreut erschienen; diese sind nemlich vorbenannter Discours, der über die Ungleichheit, und die Abhandlung von der Erziehung, welche drey Schriften unzertrennlich sind, und zusammen ein einziges Ganzes bilden. Alles übrige ist verlohren gegangen, und an dem Orte selbst nichts niedergeschrieben, als die Prosopopöe des Fabricius. So ward ich, als ich am wenigsten daran dachte, beynahe ohne es zu wollen, zum Schriftsteller. Es ist leicht zu begreifen, wie mich die Anlockung meines zuerst erhaltenen Beyfalls, und der Tadel der Sudler, auf immer auf die Rennbahne führten. Hatte ich irgend eine wirkliche Gabe zum Schreiben? ich weiß nicht. Eine lebhafte Überzeugung hat mir in Ermangelung der Beredsamkeit gedient, und jederzeit schrieb ich matt und schlecht, wenn ich nicht stark überzeugt war. Also hat mich vielleicht ein heimliches Wiederkehren der Eigenliebe, meinen Wahlspruch[g]) wählen und verdienen machen, und mich, mit so viel Leidenschaft, an die Wahrheit oder an alles, was ich für sie angesehen, gefesselt. Wenn ich nur aus Lust zu schreiben geschrieben hätte; so bin ich überzeugt, daß man nie etwas von mir hätte lesen mögen.

Nachdem ich in den falschen Meynungen der Menschen die Quellen ihrer Mühseeligkeiten und Bosheiten entdeckt, oder entdeckt zu haben glaubte, so fühlte ich, daß lediglich diese Meynungen mich selbst unglücklich gemacht hatten, und daß meine Leiden und meine Laster weit mehr aus meiner Lage, als aus mir selbst, entsprungen waren.

Als zu eben dieser Zeit eine Krankheit, deren erste Anwandlung ich in der Kindheit empfunden, unerachtet aller Versprechungen der falschen Gesundmacher, die mich nicht lange hintergangen haben, sich schlechterdings unheilbar gezeigt hatte; so hielt ich dafür, daß wenn ich

---

g) Vitam impendere Vero.

richtig fortschließen, und einmal meine Schultern des schweeren Joches der Meynungen entledigen wollte, ich keinen Augenblick mehr zu verliehren hätte. Ich faßte plözlich, und mit ziemlichem Muthe meinen Entschluß, und habe ihn bisher ziemlich gut mit einer Standhaftigkeit ausgeführet, deren Werth ich allein fühlen kann; weil niemand weiß, als ich, was für Hindernisse sich mir gezeigt haben, und ich täglich bekämpfen muß, um mich beständig gegen den Strom zu stemmen. Dennoch fühle ich wohl, daß ich seit zehen Jahren ein wenig vom Ufer abgewichen bin; wenn ich ihrer aber noch viere zu leben glaubte; so würde man mich mir einen zweyten Schwung geben, und wenigstens auf meinen ersten Mittelstand zurück kommen sehen, um nicht leicht wieder herabgetrieben zu werden; denn alle große Proben sind überstanden, und die Erfahrung hat mich für die Zukunft hinlänglich überwiesen, daß der Zustand, worinn ich mich versetzt habe, der einzige ist, wo der Mensch gut und glücklich leben könne; weil diese Lage die unabhängigste von allen ist, und die einzige, wo man sich niemals zu seinem eigenen Vortheile in der Nothwendigkeit befindet, andern zu schaden.

Ich gestehe, daß der Name, welchen mir meine Schriften erworben, viel zur Ausführung meines Entschlusses beygetragen hat. Man muß für einen guten Schriftsteller gehalten werden, um ohne Nachtheil einen schlechten Abschreiber[h]) abzugeben, und um keinen Mangel an Arbeit zu finden.

Ohne diesen ersten Tittel hätte man mich allzusehr, in Rücksicht auf den zweyten, beym Worte nehmen können, und vielleicht hätte mich dieses gekränket; denn ich troze leicht dem Spotte, aber ich würde nicht so leicht die Verachtung verschmerzen. Wenn mir aber einiger Ruf, in dieser Betrachtung, ein wenig Vortheil bringt; so halten ihm alle die Unbequemlichkeiten, die mit eben diesem Rufe verbunden sind, stark das Gegengewicht, wann man kein Sclav desselben seyn, und abgesondert und un=

[h]) Vermuthlich Notenschreiber. (Der Übersetzer.)

abhängig leben will. Eben diese Unbequemlichkeiten haben mich zum Theil aus Paris vertrieben, und da sie mich noch in meinem Zufluchtsorte verfolgen; so würden sie mich unfehlbar noch weiter treiben, wenn im geringsten meine Gesundheit dauerhafter würde. Eine andere Quaal war für mich in dieser großen Stadt jener Haufen vorgeblicher Freunde, der sich meiner bemeistert hatte, und der, da er mein Herz nach den seinigen beurtheilte, mich schlechterdings nach seiner Weise, und nicht nach der meinigen glücklich machen wollte. Mit meiner Ruhestätte äußerst unzufrieden, haben sie mich bis dahin verfolgt, um mich ihr zu entreißen. Ich habe mich darinn nicht fest halten können, ohne alle Bande zu zerreißen. Seit jener Zeit bin ich erst vollkommen frey.[i])

Frey? nein, dieß bin ich noch nicht; meine lezten Schriften sind noch nicht gedruckt; und in Rücksicht auf meinen armen Körper kann ich nicht mehr hoffen, den Druck dieser ganzen Sammlung zu erleben. Wenn ich aber wider Erwarten noch so weit reiche, daß ich einmal von der lesenden Welt Abschied nehmen könne; so glauben Sie, Herr Präsident, daß ich alsdann frey seyn werde, oder daß es nie ein Mensch wird gewesen seyn. O utinam! o dreymalglücklicher Tag! nein, ich werde nicht so glücklich seyn, ihn zu erleben.

Ich habe noch nicht alles gesagt, Herr Präsident, und vielleicht werden Sie wenigstens noch einen Brief aushalten müssen. Glücklicherweise zwingt Sie nichts solchen zu lesen, und vielleicht würden Sie nicht in geringe Verlegenheit dadurch gesetzt werden. Aber ich ersuche Sie, mir zu verzeyhen; um allen diesen Plunder wieder abzuschreiben, müßte ich ihn umschmelzen, und wahrhaftig dazu habe ich nicht Muth genug. Ich finde zuverlässig ein großes Vergnügen, an Sie zu schreiben, aber kein geringeres auszuruhen, und mein Zustand erlaubt mir nicht, lange an einem weg zu schreiben.

---

[i]) Vielleicht sind dieses Freundschaftsbande, die er zerriß, weil man sie in eherne Ketten verwandeln„ wollte. Siehe im ersten Brief die Anmerkung Lit. e. (Der Übersetzer.)

Dreyßigstes Stück.

Das Roß aus dem Berge.

Eine böhmische Geschichte.

Glänzend anzuschauen sind der Erde
Mond und Sonne, schönes Gold und Silber.
Prächtig funkeln sie hervor und schmücken,
Und sind köstlich alles zu erkaufen,
Nur nicht Leben und Gesundheit. Lieblich
Ziehet an ihr Glanz, daß nur der Arme
Wagt sie zu entbehren und der Reiche
Stets je mehr er hat, je mehr muß haben.

Also reich war Böhmenlandes Herzog
Krzesomysl. Sein Reich lag zwischen Bergen,
Die ihm Bäume, Gold und Silber sproßten,
Und die Flüsse gossen Goldes Körner,
Die die Armen wuschen und ihm zollten.
Aber er grub tiefer in der Berge
Bauch und holt der alten Mutter Erde
Eingeweid hervor. Er fand die Fülle
Gold und Silbers, schwerer als er selbst war,
Und legt' Berge seinem Abgott nieder.
Doch je mehr er hat, je mehr ihm fehlet.

Land und Äcker liegen ungebauet:
Alles Volk verbannt in grause Tiefen
Wühlt die Erd' auf, seufzet auf zum Fürsten;
Doch wo hört ein Fürst des Volkes Seufzer
Tief im Bauch der Erde?
Und der Himmel
Höret sie, und plötzlich wird der Himmel
Wie des Fürsten Herz, von Erz und Eisen:
Denn es regnet nicht. Aus dürrer Erde
Steigt hervor der Hunger blaß und gräßlich,
Würget Haufen, arme Haufen nieder
Und begräbt sie tief im Bauch der Erde.

Und es wallen Haufen, arme Haufen
Lechzender, verschmachtender zum Fürsten:
„Vater gieb uns Brot für unsre Kinder
Und für uns: wir sterben, wir verschmachten.
Vater hör' und hab' Erbarmen: laß uns
Unsre Äcker bauen statt der Berge,
Statt der Klüfte uns in Hütten wohnen,
Vater höre, deine Kinder höre."

Doch er hört sie nicht. Ein andrer Vater,
Der schon lang' in seinem Berge wohnte,
Höret sie. Vernehmt! —
Am dunkeln Abend
Ging ein Edler, der des Landes Elend
Tief im Herzen trug, der oft zum Fürsten
Trat und bat und immer bat vergebens,
Er, der Armen Zuflucht, Er, ein heller
Stern im Dunkeln, der sein leztes Brod nun
Unter seine Mitgenossen theilte,
Horymyrz ging traurig in der Wüste,
Und sprach bey sich also: „Wohin soll ich?
Wiederkehren in mein Haus des Elends,
Jezt des Todes, jezt des Hungers Wohnung,
Oder soll ich — —"
Und ein Mann stand vor ihm
Hoch und greis. Er hielt ein Roß am Zaume,
Rosses Augen funkelten wie Blitze,
Seine Nase sprühte Feuerfunken,
Und das Roß war weiß. Der greise Mann sprach:
„Horymyrz, du Guter, nimm das Roß hier,
Schemnik ist sein Nahme! bey dem Nahmen
Nenn' es in der Noth, es wird dir helfen.
Aber jetzt geh und verschütte eilig
Alle Berges Klüfte. Aus den Bergen
Steigt ein Dampf zum Himmel, Pest den Armen."
Also sprach der Mann und ihm vor Augen
Ging er in den Berg, der Berg verschloß sich.
Und mit hellen Augen stand das Roß da,
Wieherte und scharrte. Zitternd faßt' es

Horymyrz und streichelt' es gar freundlich:
„Schemnik, lieber Schemnik, bey dem Namen
Nenn' ich dich, du sollt, du wirst mir helfen.“
Und das edle Roß beut ihm den Rücken,
Und er schwang sich drauf, es flog im Winde
Hin zum Goldgebürg': am Goldgebürge
Steht's und wiehert: Tausend Bergegeister,
Alfen, Zwerge kommen aus den Bergen,
Und mit tiefem Heulen fiel die Kluft zu.

Mitternacht war's und der Mond am Himmel
Lächelt' freundlich. Wie der Pfeil im Winde
Flog das Roß und trug ihn hin zum Pallast
Krzesomysls. Es dämmert kaum der Morgen,
Und er ist schon da und dient dem Fürsten.
Seine Feinde, die die Botschaft bringen,
Kommen hastig erst den dritten Tag an.
Weh nun, Weh dem greulichen Verwüster,
Der dem Fürsten Gut und Herz geraubt hat!
Rach' und Feuer ruft das Herz des Fürsten,
Und vergebens flehn für ihn die Armen
Und vergebens sprechen seine Freunde:
„Herr! ist er nicht morgens hier gewesen?
Und wer kann im Fluge dort und hier seyn?
Wer mit Eines Mannes Hand in Einer
Nacht verschütten ungeheure Berge?“
All umsonst! er sterbe! Morgen sterb' er!

Morgen kommt, und seines Todes gierig
Wacht der Fürst, und seines Todes wartend
Steht der Arme, als das Wort des Mannes
Aus dem Berg' ihn wie ein Blitzstrahl durchfuhr:
„Schemnik ist sein Name, bey dem Namen
Nenn' es in der Noth, es wird dir helfen.“
Herzog, spricht er, eh' ich sterbe, gönne
Mir noch eine kleine Bitt' und Freude:
Laß mein Roß mich, meinen Freund im Leben,
Noch besteigen, es auf diesem Platze
Tummeln und dann froh und willig sterben.

Dessen lacht der Fürst, und fest verriegelt
Wird das Thor, und nun, du Bergverwüster
Wird die Thorenbitte dir gewähret.
Horymyrz geht ängstig zu dem Stalle,
Wo sein Roß mit hellen Augen traurig
Steht und wartet. Wieder ihn erblickend
Wiehert's auf und beut ihm seinen Rücken,
Und er schwingt sich drauf und tummelt's freudig:
„Schennik, lieber Schennik, bey dem Namen
Nenn' ich dich, du sollt, du wirst mir helfen."
Kaum hat er das stille Wort gesaget,
Ist es in der Luft und trägt ihn über
Thor und Riegel, eilt zu seinem Schlosse,
Wo die Armen ihn, so wie die Bienen
Ihrem Weiser folgend, froh willkommen.
Aber Schennik stehet krank und traurig,
Neigt sein Haupt zur Erde. Und o Wunder!
Es erhebt die Stimme: „Sterben muß ich!
Muß ein Aas für Hund und Geier werden,
Wenn du eilig mich zu meinem Berge
Nicht geleitest: denn mein Werk ist aus nun!"
Eilig führt' er es zu seinem Berge,
Der sich aufthat, und es stand der Mann da
Hoch und greis. Er nahm das Roß beym Zaume,
Rosses Augen funkelten wie Blitze,
Wieder jung an Kräften stampft's und wiehert's.
„Wohl dir, sprach der Alte, daß du thatest,
Was ich sprach und was für dich zu thun war,
Dafür wird es deinen Söhnen wohlgehn,
Und du wirst des Landes Retter heißen:
Primislaus*) ist mein Name, Böhmens
Erster Fürst bin ich und Stammes Vater,
Dieses Roß, es ist das Roß Libussens,
Auf dem oft sie ihre Kinder siehet**)

*) S. die Fürstentafel, eine Böhmische Geschichte, Volkslieder Th. 2.

**) Es ist Volkssage in Böhmen, daß Libussa sich auf dem weißen Roß zuweilen sehen läßt, und in Nothzeiten das Land errettet.

Und aus Noth errettet. O hätt' ich den
Acker enden können, eh das Roß mich
Fand!" — Er sprach's und ging hinein zum Berge.

Dritter Brief
an den Herrn Präsidenten von Malesherbes
als Fortsetzung der Beylagen zum 27sten Stücke.

(pag. 318.) Montmorenci den 26. Januar 1762.

Nachdem ich Ihnen, Herr Präsident, die wahren Beweggründe meiner Aufführung vorgelegt habe; so wünschte ich mich mit Ihnen von meinem moralischen Zustande, in meiner Ruhestätte, zu unterhalten: aber ich merke, daß es sehr spät ist; meine Seele, die ganz außer sich selbst ist, hanget völlig von meinem Körper ab. Die Zerrüttung meines armen Gebäudes fesselt sie immer fester an dasselbe an, biß daß sie sich am Ende plötzlich von ihm trenne. Von meinem Glücke möchte ich mit Ihnen reden, und man kann sich nur übel darüber ausdrücken, wann man leidet.

Meine Schmerzen sind das Werk der Natur, mein Glück ist aber mein Werk. Man sage, was man will; so bin ich klug gewesen, weil ich so glücklich gewesen bin, als mir meine Natur es zu seyn erlaubt hat: ich habe meiner Wonne nicht in der Ferne nachgejagt, ich habe sie nahe bey mir aufgesucht, und in der Nähe gefunden. Spartianus sagt, daß Similis, ein Hofmann Trajan's, nachdem er, wegen eines persönlichen Mißvergnügens, den Hof und alle seine Ämter verlassen hatte, um ruhig auf dem Lande zu leben, auf seine Gruft graben ließ: „Ich habe sechs und siebenzig Jahre auf der Erde zugebracht, und sieben Jahre gelebt." Dieß kann ich einigermaßen auch sagen, ohnerachtet mein Opfer geringer gewesen ist: Ich habe erst den 9ten Aprill 1756 zu leben angefangen.

Ich kann Ihnen nicht ausdrücken, Herr Präsident, wie sehr es mich gerührt hat zu sehen, daß Sie mich für den unglücklichsten Menschen halten. Das Publikum wird ohne Zweifel davon urtheilen, wie Sie; und dieß betrübt mich von neuem. O könnte doch das Schicksal, dessen ich ge=

nossen, der ganzen Welt bekannt seyn! jedermann würde sich ein ähnliches bereiten wollen; der Friede würde auf der Erde wohnen, die Menschen nicht mehr bedacht seyn, sich wechselseitig zu schaden; und es würde keine Boshaften mehr geben, weil niemand mehr seinen Vortheil dabey finden würde, es zu seyn. Aber was genoß ich denn endlich, als ich allein war? Meiner selbst, der ganzen Welt, alles dessen was die fühlbare Welt schönes, und die Gedankenwelt erdichtbares in sich fasset: ich versammelte rings um mich her alles was meinem Herzen schmeicheln konnte; meine Wünsche waren das Maß meiner Freuden. Nein, niemahls haben die Wollüstigsten solche Seeligkeiten gekannt, und ich habe hundertmal mehr meiner Hirngespinste genossen, als jene ihrer Wirklichkeiten genießen.

Wann meine Schmerzen mich traurig die Länge der Nächte messen lassen; wann die Unruhe des Fiebers mich hindert, auch nur einen Augenblick die Süßigkeit des Schlummers zu kosten; so suche ich oftmals, in meinem gegenwärtigen Zustande, Zerstreuungen, indem ich die verschiedenen Begebenheiten meines Lebens überdenke: und Reue, süße Erinnerungen, Bedauern über erlittenen Verlust, und Wehmuth, theilen gleichsam die Sorge, mir einige Augenblicke meine Leiden vergessen zu machen. Welche Zeiten glaubten Sie wohl, Herr Präsident, deren ich mir am öftersten und liebsten in meinen Träumen erinnere? Nicht die Vergnügungen meiner Jugend; diese waren zu selten, zu sehr mit Wermuth gemischt, und sind jezt schon zu sehr von mir entfernt. Aber die Vergnügungen meiner Ruhestätte; meine einsamen Spaziergänge; jene schnellen aber wonnevollen Tage, die ich ganz nur mit mir allein, mit meiner guten und ungekünstelten Haushälterin, mit meinem geliebten Hunde, mit meiner Katze, mit den Vögeln des Feldes und den Hindinnen des Waldes, mit der ganzen Natur und ihrem unerforschlichen Urheber, zugebracht habe. Wann ich früher als die Sonne aufstand, um ihren Aufgang in meinem Garten zu sehen, zu betrachten: Wann ich einen schönen Tag beginnen sah; so war mein erster Wunsch, daß weder Briefe noch Besuche seinen Zauber stören möchten. Nachdem ich den

Morgen mit verschiedenen Geschäften, die ich alle mit Vergnügen verrichtete, weil ich sie auf eine andere Zeit verschieben konnte, zugebracht hatte, eilte ich mich zu Mittage zu essen, um lästigen Gesellschaftern zu entfliehen und mir einen langen Nachmittag zu bereiten. Sogar an den heißesten Tagen ging ich um Ein Uhr, durch die brennendste Sonne, mit dem treuen Achates weg, und verdoppelte meine Schritte, aus Furcht, jemand möchte sich meiner bemeistern, bevor ich Zeit gehabt hätte, zu entwischen: Sobald ich aber erst um eine gewisse Ecke hatte kommen können, mit welchem Herzklopfen, mit welchem Auflodern der Freude ich zu athmen anfing, wann ich mich gerettet fühlte, und mir sagte: jezt bin ich mein Herr, auf den ganzen Tag! Nun suchte ich, mit ruhigerem Schritte, einen wilden Ort im Walde; eine öde Stelle, wo nichts, Menschenhände verrathend, Knechtschaft und Herrschaft anzeigte; einen Zufluchtsort, wohin ich zuerst gedrungen zu seyn glauben könnte, und wo kein quälender Dritter sich zwischen die Natur und mich stellen könnte. Hier schien sie, vor meinen Augen, eine immer neue Pracht zu entfalten: Das Gold des Genistes, der Purpur des Heidekrautes blendeten meine Augen mit einem Reichthume, der mein Herz rührte: das majestätische Ansehen der Bäume, die mich umschatteten; die Zartheit der Gesträuche, die mich umgaben; die erstaunenswürdige Verschiedenheit der Kräuter und Blumen, die ich mit meinen Füßen zu Boden trat, hielten meinen Geist in der beständigen Abwechselung schwebend, zwischen der Betrachtung und der Bewunderung: der Zusammenfluß so vieler anziehender Gegenstände, die sich um meine Aufmerksamkeit stritten, lockten mich wechselsweise vom einen zum andern und beförderten meine nachdenkende, träge Laune, und ließen mich heimlich zu mir selbst sagen: Nein, in seinem größten Glanze war Salomo nie so gekleidet, wie eines von diesen!

Meine Einbildungskraft ließ diese so schön geschmückte Erde nicht lange öde. Ich bevölkerte sie bald mit Wesen, nach meinem Herzen, und indem ich Meinungen, Vorurtheile, alle erkünstelten Leidenschaften weit von mir weg warf; so verpflanzte ich in diese Freystätten der Natur

Menschen, die würdig wären, sie zu bewohnen. Unter ihnen wählte ich mir die anmuthigste Gesellschaft, der ich mich nicht unwürdig fühlte; ich schuf mir, nach meinem Wunsche, ein güldenes Zeitalter; und indem ich diese schönen Tage mit allen Auftritten meines Lebens ausschmückte, die in mir süße Erinnerungen zurückgelassen hatten, und mit allen Auftritten, welche mein Herz noch begehren konnte, füllte: so ward ich über die wahren Freuden der Menschheit biß zu Thränen weichmüthig; wonnevolle reine Freuden, von welchen hinfort die Menschen so entfernt sind! ach! wenn in diesen Augenblicken irgend ein Gedanke an Paris, an mein Jahrhundert, an meinen kleinen Autorsstolz, meine Träumereyen unterbrach, mit welcher Verachtung ich ihn augenblicklich vertrieb, um mich ohne Zerstreuung den auserlesenen Gefühlen zu überlassen, die meine ganze Seele einnahmen. Ich gestehe es, mitten unter ihnen betrübte sie dann und wann plözlich die Nichtigkeit meiner Hirngespinste. Wenn alle meine Träume wahr geworden wären; so wären sie für mich nicht hinreichend gewesen: ich hätte noch erdichtet, noch geträumet, noch gewünschet. Ich fand in mir ein unerklärbares Leeres, das nichts ausfüllen konnte; ein gewisses Emporschwingen des Herzens, eine Art des Genusses, wovon ich keinen Begriff hatte, dessen Bedürfniß ich aber dennoch empfand. Nun, Herr Präsident; dieß selbst war ein Genuß, weil er mich mit einem lebhaften Gefühle und einer anziehenden Traurigkeit durchdrang, die ich nicht hätte verlieren mögen.

Bald erhob ich, von der Oberfläche der Erde, meine Gedanken zu allen Wesen der Natur, zum allgemeinen Lehrgebäude der Dinge, zum unbegreiflichen Wesen, welches alles umfasset. Dann verlohr sich mein Geist in diese Unermeßlichkeit; ich dachte, vernünftelte, philosophirte nicht; mit einer Art von Wollust fühlte ich, daß ich dem Gewichte des Weltalls unterlag; mit Entzücken überließ ich mich der Unordnung dieser großen Gedanken; in der Einbildung verlohr ich mich gerne im leeren Raume; mein Herz, in den Schranken der Wesen eingeschlossen, fand sich darinn zu enge; ich erstickte im Weltall; ich hätte ge=

wünscht, mich in das Unendliche empor schwingen zu können. Ich glaube, daß wenn ich alle Geheimnisse der Natur entschleyert hätte, mein Zustand minder wonnevoll gewesen wäre, als dieses betäubende Entzücken, welchem sich mein Geist ohne Zurückhaltung preisgab und das, in der Rastlosigkeit der Ausbrüche meiner Freude, mich bißweilen ausrufen ließ: O großes Wesen! o großes Wesen! — ohne daß ich mehr sagen noch denken konnte.

In diesem unaufhörlichen Taumel verflossen die lieblichsten Tage, welche jemahls ein menschliches Geschöpf durchlebt hat; und wenn mich der Sonnenuntergang an meinen Rückweg erinnerte, so glaubte ich, über die Flüchtigkeit der Zeit staunend, daß ich meinen Tag nicht genug benutzt hätte; ich dachte desselben noch besser genießen zu können, und um die verlohrene Zeit wieder einzubringen, sagte ich mir: Morgen komme ich wieder!

Ich kehrte, mit kurzen Schritten, mit niederhangendem Kopfe, aber mit zufriedenem Herzen zurück. Ich ruhte sanft nach meiner Zurückkunft aus, indem ich mich den Eindrücken der Gegenstände überließ; aber gedankenlos, ohne zu erdichten, ohne etwas anders zu thun, als die Stille und das Glück meines Zustandes zu empfinden. Ich fand mein Besteck auf meiner Terrasse. Mit großer Eßlust verzehrte ich mit meiner kleinen Dienerschaft meine Abendmahlzeit, kein Bild der Knechtschaft und der Abhängigkeit störte das Wohlwollen, welches uns alle verband. Mein Hund selbst war mein Freund, nicht mein Sklave; unser Wille war immer derselbe, und niemahls hat er mir gehorchet. Den ganzen Abend durch bewies meine Munterkeit, daß ich den ganzen Tag allein zugebracht hatte; ganz anders war ich, wenn ich Gesellschaft gesehen hatte, dann war ich selten mit andern, niemahls mit mir zufrieden. Den Abend war ich zänkisch und still: diese Bemerkung rührt von meiner Haushälterin her, und ich habe dieselbe, so oft ich gegen mich selbst aufmerksam gewesen bin, richtig gefunden, seitdem sie solche gemacht hat. Endlich, nachdem ich meinen Garten einigemal auf- und niedergegangen, oder irgend ein Lied vor meinem Spinett gesungen hatte; so fand

ich, in meinem Bette, eine hundertmal süßere Leibes- und Seelenruhe, als der Schlummer selbst.

Dieß sind die Tage, die das wahre Glück meines Lebens ausmachten; ein Glück ohne Bitterkeit, ohne Langeweile, ohne Zurücksehnen, auf welches ich gerne das ganze Glück meines Daseyns eingeschränkt hätte. Ja, Herr Präsident, es mögen solche Tage für mich die Ewigkeit füllen, ich verlange keine andern, und kann nicht denken, daß ich in diesen entzückenden Betrachtungen minder glücklich seyn könne, als himmlische denkende Wesen. Aber ein leidender Körper beraubet den Geist seiner Freyheit; hinfort bin ich nicht mehr allein, ich habe einen lästigen Gast, dessen ich mich befreyen muß, um mir selbst zu gehören; und der Versuch, welchen ich mit diesem süßen Genusse vorgenommen, dienet jezt nur dazu, daß ich den Augenblick ohne Schrecken erwarte, ihn ohne Zerstreuung zu schmecken.

Aber hier bin ich schon am Ende meines zweyten Bogens. Doch hätte ich noch einen nöthig. Also noch einen Brief und dann keinen mehr. Verzeihen Sie, Herr Präsident; unerachtet ich allzugerne von mir spreche, rede ich doch nicht mit Jedermann gerne von mir. Daher kommt es, daß ich die Gelegenheit misbrauche, es zu thun, wann ich sie habe, und wann sie mir ansteht. Dieß ist mein Unrecht und meine Entschuldigung, die ich Sie ersuche, gütig aufzunehmen.

Aus dem Griechischen.

Komm und setze mir zur Seite
Dich, Bathyll, in diesen Schatten,
Wo der schöne Baum sein Haar
Biß zum weitsten Ästchen schüttelt,
Während die geschwätz'ge Quelle,
Lieblich wie die Überredung,
Neben ihm herunter rieselt.
Wer kann diesen Lustort sehen
Und bey ihm vorüber gehen?

Ein und dreyßigstes Stück.

Der Morgenbesuch.

Ein Lettisches Lied.

Früh am frühen Morgen schön,
  Kaum ging auf die Sonne,
ei da saß am Glasesfenster
  schon die liebe Mutter.

„Wollt dich fragen, Töchterchen,
  wo bist du gewesen?
und wo hat dein grünes Kränzchen
  schon der Thau befallen?“

Früh am frühen Morgen schön
  ging ich aus nach Wasser,
und da hat mein grünes Kränzchen
  schon der Thau befallen.

„Ist nicht also, Töchterchen,
  sind nicht wahre Wörtchen,
Ich weiß wohl, du hast dein Knechtchen
  über Feld begleitet.“

Also ist es, Mütterchen,
  das sind wahre Wörtchen,
Ich hab nur mit meinem Knechtchen
  ein paar Wort geredet.

„Töchterchen, das Kränzchen welkt
  früh vom Thau befallen;
traue nicht der Männer Worten,
  sie sind süß und schlüpfrig.“

Mütterchen, mein Knechtchen spricht
  wahre süße Worte;
fürchtet nichts um's grüne Kränzchen,
  bald wird es ein Häubchen.

Vierter Brief
an den Herrn Präsidenten von Malesherbes
als lezte Fortsetzung der Beylagen zum 27 sten Stücke des Tieffurther Journals.

(p. 328.) Den 28. Januar 1762.

Ich habe Ihnen, Herr Präsident, in dem Geheimnisse meines Herzens, die wahren Beweggründe meiner Entfernung und meiner ganzen Aufführung bewiesen. Beweggründe, die freylich weniger edel sind, als Sie dieselben vermutheten, aber doch von einer Art, daß sie mich mit mir selbst zufrieden stellen, und mir den Stolz der Seele einflößen, der einem Manne zustehet, der sich wohlgeordnet fühlet, und der, nachdem er den Muth gehabt, dasjenige zu thun, was dazu gehöret es zu seyn, sich das Verdienst davon zuschreiben zu dürfen glaubet. Es hing von mir ab, nicht mir ein anderes Temperament, noch einen andern Charakter zu geben, aber Vortheil aus dem meinen zu ziehen, um mich gut für mich selbst und keinesweges böse für Andere zu machen. Dieß ist schon viel, Herr Präsident, und wenig Menschen können ein gleiches von sich sagen. Auch will ich Ihnen nicht verhehlen, daß dem Gefühle meiner Laster unerachtet, ich eine große Achtung für mich selbst habe.[k])

Ihre Gelehrten mögen rufen, so viel sie wollen, daß ein Mensch, wann er allein ist, der ganzen Welt nichts nüzet, und in der Gesellschaft seine Pflichten nicht erfüllet. Ich aber halte die Bauern von Montmorenci für weit nüzlichere Mitglieder der Gesellschaft, als alle jene Haufen von Müssiggängern, die vom Fette des Volks be-

[k]) Wenn ich bedenke, wie stolz und demüthig diese Stelle lautet; so kann ich unmöglich denken, daß sie die Sprache eines Heuchlers sey: und der ganze Inhalt dieser vier Briefe läßt mich, wenn mich meine Einbildung nicht hintergehet, in Rousseau's Seele wie in einen Spiegel sehen, dessen Strahlen alle Körper, alle Gemählde, alle Schatten eines Zimmers, folglich alles Wahre, und jeden optischen Betrug in mein Auge zurückwerfen, und mich überzeugen, daß sich nichts auf mein Netzhäutchen abbildet, was nicht wirklich aus dem Zimmer in den Spiegel, und aus dem Spiegel in mein Auge kommen mußte. (Der Übersetzer.)

zahlt werden, um sechsmal in der Woche in einer Academie zu plaudern; und ich bin weit zufriedener meinem armen Nachbarn gelegentlich einiges Vergnügen zu verschaffen, als jenen Haufen kleiner ränkevoller Leute fortzuhelfen, deren Paris voll ist, die sich alle nach der Ehre sehnen, angestellte Betrüger zu werden, und die man, zum allgemeinen und zu ihrem eigenen Nutzen, sämmtlich in die Provinzen zurück schicken sollte, daselbst die Äcker zu pflügen. Es ist nichts geringes, Menschen das Beyspiel eines Lebens zu geben, das sie alle führen sollten. Es ist nichts geringes, wann man weder Kraft noch Gesundheit hat, um mit seinen Armen zu arbeiten, wenn man waget, die Stimme der Wahrheit aus seiner Ruhestätte hören zu lassen. Es ist nichts geringes, die Menschen von der Thorheit der Meinungen zu warnen, wodurch sie unglückselig werden. Es ist nichts geringes, daß ich die schädliche Einrichtung in meinem Vaterlande, wo nicht verhindern, zum wenigsten aufschieben konnte, die Herr d'Alembert, dem Voltaire auf unsere Kosten zu schmeicheln, bey uns veranlassen wollte. Hätte ich in Genf gelebet; so hätte ich weder die Zueignungsschrift zum Discours über die Ungleichheit herausgeben, noch so gar von der Stiftung der Comödie in dem Ton reden können, wie ich es gethan habe. Ich würde meinen Mitbürgern, wenn ich mitten unter ihnen lebte, weit weniger nützen, als ich es bey Gelegenheit meiner Entfernung vermag. Was kommt darauf an, an welchem Orte ich wohne, wenn ich da handle wo ich handeln soll? sind übrigens die Einwohner zu Montmorenci weniger Menschen als die Pariser? und wenn ich einem derselben abrathe, sein Kind in die Stadt zu schicken, daß es dort verderbt werde; nütze ich alsdann weniger, als wenn ich es aus der Stadt zu seinem väterlichen Herde zurücksenden könnte? Würde mich nicht schon allein meine Dürftigkeit verhindern, auf die Art nützlich zu seyn, wie diese herrlichen Redner es sich vorstellen? und da ich nicht mehr Brodt esse, als ich mir verdiene, bin ich nicht gezwungen für meinen Unterhalt zu arbeiten, und der Gesellschaft alles zu vergelten, was ich von ihr bedarf? Es ist wahr, daß ich diejenigen Be=

schäftigungen von mir abgelehnt habe, wozu ich kein Geschick hatte; da ich das Talent nicht in mir fühlte, welches mir die Wohlthat konnte verdienen machen, die Sie mir erzeigen wollten, so hätte ich irgend einen eben so dürftigen, und dieser Arbeit fähigern Gelehrten darum bestohlen, wenn ich dieselbe angenommen hätte. Als Sie mir diese Wohlthat anbothen, so glaubten Sie mich im Stande, einen Auszug zu machen, und ich könne mich mit Gegenständen beschäftigen, die mir gleichgültig wären: Da dies aber nicht war; so hätte ich Sie hintergangen, und mich Ihrer Güte unwürdig gezeiget, wenn ich mich anders aufgeführt hätte, als ich es that. Man ist niemahls zu entschuldigen, wann man eine Arbeit schlecht verrichtet, der man sich freywillig unterziehet. Jezt wäre ich mit mir unzufrieden, und Sie wären es auch; und ich würde nicht des Vergnügens genießen, das ich empfinde, indem ich an Sie schreibe. Kurz, so lange es mir meine Kräfte erlaubten, habe ich, indem ich für mich arbeitete, alles nach meinem Vermögen gethan, was ich für die Gesellschaft vermochte: wenn ich wenig für dieselbe gethan habe; so habe ich noch weniger von ihr gefordert, und in meinem jezigen Zustande glaube ich so richtig mit ihr abgerechnet zu haben, daß ich, wenn ich künftig ganz ausruhen, und für mich allein leben könnte, ich es ohne alles Bedenken thun würde. Zum wenigsten will ich, aus allen meinen Kräften, die Unbehaglichkeit des allgemeinen Rufes von mir entfernen. Sollte ich noch hundert Jahre leben; so würde ich keine Zeile mehr für die Presse schreiben, und nur alsdann wirklich glauben, daß ich von neuem zu leben anfinge, wenn ich gänzlich vergessen wäre.[1])

Dennoch gestehe ich, daß wenig daran gefehlt hat, ich wäre von neuem in die Welt verwickelt worden, und hätte meine Einsamkeit verlassen; nicht aus Überdruß gegen sie, sondern aus einer weniger heftigen Neigung, die ich fast meiner Einsamkeit vorgezogen hätte. Sie müßten, Herr

[1]) Diese Behauptung wird viele Zweifler finden, am meisten unter den Schriftstellern, die so leicht ein Gesicht, das keinen einzigen Zug mit dem ihrigen ähnlich hat, für eine Larve halten. (Der Übersetzer.)

Präsident, den Zustand der Verlassenheit und der Absonderung von allen meinen Freunden kennen, worinn ich mich damals befand, und sich den tiefen Schmerz denken, der meine Seele beklemmte, als der Herzog und die Herzogin von Luxembourg mich kennen zu lernen wünschten; um richtig vom Eindrucke zu urtheilen, den ihre gütigen Freundschaftsanträge, und ihre sanften Liebkosungen, auf mein betrübtes Herz machten. Ich war im Begriffe zu sterben; unfehlbar würde ich ohne sie vor Gram gestorben seyn; sie haben mir das Leben wieder geschenket, folglich ist nichts billiger, als daß ich es darauf anwende, sie zu lieben.

Ich habe ein sehr liebendes Herz, das sich aber Genüge leisten kann. Ich liebe die Menschen zu sehr, um eine Wahl unter ihnen treffen zu müssen. Ich liebe sie alle, und eben weil ich sie liebe, hasse ich die Ungerechtigkeit; weil ich sie liebe, fliehe ich sie; ihre Schmerzen machen mich weniger leiden, wann ich sie nicht sehe; diese Theilnehmung an dem Geschlechte ist hinlänglich, mein Herz zu nähren; ich brauche keine eigenen Freunde, wann ich aber welche habe, bedarf ich ihrer so nothwendig, daß ich einen wirklichen Mangel leiden würde, wenn ich sie verlöre. Denn wann sie sich loswinden, zerfleischen sie mich, dadurch werden sie schuldiger, da ich nur Freundschaft von ihnen fodre, und da ich sie nicht einmal zu sehen brauche, wenn sie mich nur lieben, und ich es weiß. Aber sie haben immer an die Stelle des Gefühls Vorsorge und Dienstleistungen setzen wollen, die das Publicum sähe, und die ich nicht brauchte; wann ich sie liebte, wollten sie scheinen mich zu lieben. Ich, der ich in allem den Anschein hasse, habe mich nicht damit begnügen lassen, und da ich weiter nichts fand, ließ ich mir es gesagt seyn. Sie haben eben nicht aufgehört mich zu lieben, ich habe nur entdeckt, daß sie mich nicht liebten.[m])

Zum erstenmale meines Lebens fand ich also plözlich mein Herz einsam, und dieß, da ich auch zugleich einsam

[m]) Diese Entdeckung Rousseau's dienet zum Schlüssel des Räthsels, das Herrn Diderot verschlossen blieb; ein Schlüssel, den er auch wohl seinen Lesern nicht in die Hand würde gegeben haben, wenn er ihn gefunden hätte. (Der Übersetzer.)

in meiner Entfernung, und fast so krank war, als ich es heute bin. Zu eben dieser Zeit fieng jene neue Anhänglichkeit an, die mich so sehr von andern Anhänglichkeiten entschädigte, und von welcher mich nichts entschädigen wird; denn ich hoffe, daß sie so lange dauern wird, als mein Leben, und es geschehe was da wolle, sie wird für mich die lezte seyn. Ich kann Ihnen nicht verhehlen, Herr Präsident, daß ich eine heftige Abneigung gegen alle Stände habe, die über andere hervorragen; ich habe sogar unrecht zu sagen, daß ich sie nicht verhehlen kann, denn es kostet mir nichts, sie Ihnen zu gestehen, Ihnen, der Sie von einem vornehmen Geblüte entsprungen sind, dem Sohne eines Kanzlers von Frankreich, und ersten Präsidenten eines souveränen Gerichtshofes. Ja Herr Präsident, Ihnen, der Sie mir so viel Gutes gethan, ohne mich zu kennen, und gegen den, meiner natürlichen Undankbarkeit unerachtet, es mir nichts kostet, verbunden zu seyn. Ich hasse die Großen, ich hasse deren Stand, Härte, Vorurtheile, Kleinheit, nebst allen ihren Lastern, und ich würde dieselben noch weit heftiger hassen, wenn ich sie minder verachtete. Mit diesem Gefühle bin ich gleichsam in das Schloß Montmorenci geschleppt worden; ich habe die Besitzer desselben gesehen, sie haben mich geliebt, und ich, Herr Präsident, habe sie gleichfalls geliebt, und werde sie Zeit meines Lebens aus allen Kräften meiner Seele lieben: ich würde für dieselben, ich sage nicht mein Leben, — dieß Geschenk würde in meinem jezigen Zustande zu gering seyn, — ich sage nicht meinen Ruf bey meinen Zeitgenossen, woran mir wenig gelegen ist; aber den einzigen Ruhm geben, der jemahls mein Herz rührte, die Ehre welche ich von der Nachkommenschaft erwarte, und die sie mir gewähren wird, weil sie mir zukommt, und weil die Nachkommenschaft immer gerecht ist. Mein Herz, das keine halbe Freundschaft kennt, hat sich ihnen ohne Rückhalt hingegeben, und es gereuet mich nicht; umsonst würde es mich gereuen, denn es wäre nicht mehr Zeit, mein Wort zurückzunehmen. In der Wärme der Begeisterung, die sie mir eingeflößt haben, bin ich hundertmal im Begriffe gewesen, sie um

einen Zufluchtsort in ihrem Hause zu bitten, daselbst meine übrige Tage bey ihnen zuzubringen, und sie hätten mir es mit Freuden zugestanden, wenn ich nicht aus der Art, wie sie sich dabey benommen, zu glauben berechtiget bin, daß sie mir durch ihr Anerbiethen zuvorgekommen sind. Diese Aussicht ist gewiß eine derjenigen, denen ich am längsten, und mit dem meisten Vergnügen nachgedacht habe. Dennoch habe ich am Ende einsehen müssen, daß dieser Entwurf nicht gut war. Ich dachte nur an die Anhänglichkeit der Personen, ohne die Zwischenumstände zu überlegen, die uns von einander entfernt hätten, und es gab deren so vielerley, zumal wegen der Beschwerlichkeit, die mit meinen Schmerzen verknüpft ist, daß ein solcher Entwurf nur durch das Gefühl zu rechtfertigen ist, das mich auf ihn brachte. Übrigens ist die Lebensart, die ich hätte annehmen müssen, meinem Geschmacke, allen meinen Gewohnheiten, dermaßen zuwider, daß ich sie kaum drey Monathe hätte aushalten können. Endlich, mochte unsere Wohnung noch so nahe beysammen seyn; so hätte jene wonnevolle Vertraulichkeit, die den größten Zauber einer engen Gesellschaft ausmacht, immer bey der unsrigen gefehlt, weil der Raum zwischen unsern Ständen immer derselbe geblieben wäre. Ich würde weder der Freund noch ein Bedienter des Herzogs von Luxembourg gewesen seyn; sein Gast würde ich gewesen seyn; ich würde oft, indem ich mich außer meinem Hause gefühlt hätte, nach meinem alten Zufluchtsorte geseufzt haben, und es ist hundertmal besser, von denen, die man liebet, entfernet zu seyn, und sich bey ihnen zu wünschen, als sich der Gefahr eines entgegengesezten Wunsches bloßzustellen. Vielleicht hätten einige nähere Stufen unseres Standes eine Hauptveränderung meines Lebens hervorgebracht. Hundertmal habe ich mir in meinen Träumen den Herrn von Luxembourg, nicht als Herzog, nicht als französchen Feldmarschall, aber als einen guten Landedelmann vorgestellt, der in einem alten Schlosse wohnte, und mir J. J. Rousseau, nicht als Autor, nicht als Bücherschreiber, aber als einen Mann von mittelmäßigem Verstande, und einigen Kenntnissen gedacht, der sich der

Herrschaft des Schlosses vorstellte, ihnen anstände, das Glück seines Lebens bey ihnen fände, und zu dem ihrigen beytrüge; wenn Sie mir, diesen Traum angenehmer zu machen, erlauben wollten, das Schloß Malesherbes, mit der Schulter, eine halbe Stunde davon, hinzuschieben; so dünkt mich, Herr Präsident, daß wenn ich also träumte, mich lange die Lust nicht anwandeln würde, wieder aufzuwachen.

Aber es ist geschehen; ich muß diesem langen Traum ein Ziel setzen; denn es ist künftig nicht mehr Zeit mir andere zu erlauben; und ich muß mich glücklich schätzen, wenn ich mir noch einige wonnevollen Stunden, wie die waren, die ich im Schlosse Montmorenci zubrachte, versprechen darf. Dem sey wie ihm wolle, ich erscheine hier so, wie ich fühle, daß alles auf mich wirket: bin ich es werth; so beurtheilen Sie mich nach allem diesen Plunder; denn ich kann nicht mehr Ordnung hineinbringen und habe nicht Muth genug wieder anzufangen. Beraubt mich diese allzuwahrhafte Schilderung Ihres Wohlwollens; so werde ich künftig aufhören, mich im Besitze eines Gutes zu erhalten, das mir nicht gehörte. Behalte ich aber Ihre Gunst; so wird sie mir desto theurer werden, wenn sie gewisser mein Eigenthum ist.

Edward Allwills einziges geistliches Lied

beym Aufstehen, Schlafengehen
und bey der
Versuchung der Syrenen zu singen.

Wie die Lebensflamme brennt!
Gott du hast sie angezündet,
Ach und deine Liebe gönnt
Mir das Glück das sie empfindet.

Aber brenn' ich ewig nur,
Gott du siehst den Wunsch der Seele!
Brenn' ich ewig, ewig nur,
Daß ich andre wärm', mich quäle?

Ach wo brennt sie, himmlisch schön,
Die mir wird in meinem Leben
Was das Glück sey, zu verstehn,
Was du seyst zu kosten geben!

Biß dahin ist all mein Thun
Ein Geweb von Peinigungen,
All mein Glück ein taubes Ruhn,
Meine Lust, mein Dank erzwungen.

Du erkennst mein Innerstes,
Dieses Herzens heftig Schlagen,
Ich erstickе seine Klagen,
Aber Gott, du kennest es!

Es ist wahr, ich schmeckte schon
Augenblicke voll Entzücken,
Aber Gott! — In Augenblicken
Steht denn da dein ganzer Lohn?

Funken waren das von Freuden,
Vögel die verkündten Land,
Wenn die Seele ihrer Leiden
Höh und Tief nicht mehr verstand.

Aber gäb es keine Flammen
Und betrög uns denn dein Wort,
Sucht uns, gleich der klugen Amme
Einzuschläfern fort und fort?

Nein ich schreye — Vater! Retter!
Dieses Herz will ausgefüllt,
Will gesättigt seyn, zerschmetter
Lieber sonst dein Ebenbild!

Soll ich ewig harren, streben,
Hoffen und vertraun in Wind?
Nein ich laß dich nicht, mein Leben!
Du beseelig'st denn dein Kind!

Zwey und dreyßigstes Stück.

Aus dem Anakreon.

Ich bin ein Kind der Kunst, und Kind auch der Natur; verlängr' ich Tage nicht, so hindr' ich doch zu sterben. Je mehr ich wahrhaft bin, je größer wird mein Trug; und dann werd' ich zu jung, wann mich das Alter drücket.

Entfernet von der Schönheit, die ich liebe, kann es allein mir bittre Qualen lindern; zwar ist es schöner, als der Gott in Amathunt, doch minder schön, als Sie.

Nach dem Griechischen.

Lieben, oder ohne Liebe
leben, beydes ist nichts leichtes;
aber schwerer ist's als beydes
Gegenlieb' um Liebe finden.
Amor achtet nicht auf Adel,
achtet nicht auf Kunst noch Tugend,
Gold ist's bloß worauf er siehet.
Übel mög' es dem bekommen,
der zuerst das Gold geliebet!
Denn des Goldes wegen giebt es
weder Brüder mehr noch Väter,
Zwietracht, Fehden, Mord und Todtschlag
stammen bloß aus dieser Liebe,
und, was schlimmer ist als alles,
um des leidigen Goldes wegen
gehn wir Liebende zu Grunde.

Fragment.

Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen — unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hinein zu kommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreißlauf ihres Tanzes auf und

treibt sich mit uns fort, biß wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schaft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — Alles ist neu und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verräth uns ihr Geheimniß nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer und ihre Werkstätte ist unzugänglich.

Sie lebt in lauter Kindern, und die Mutter, wo ist sie? — Sie ist die einzige Künstlerinn: aus dem simpelsten Stoffe zu den größten Contrasten: ohne Schein der Anstrengung zu der größten Vollendung — zur genausten Bestimmtheit, immer mit etwas weichem überzogen. Jedes ihrer Werke hat ein eigenes Wesen, iede ihrer Erscheinungen den isolirtesten Begrif und doch macht alles eins aus.

Sie spielt ein Schauspiel: ob sie es selbst sieht wissen wir nicht, und doch spielt sie's für uns die wir in der Eke stehen.

Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr und doch rükt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig und ist kein Moment Stillestehen in ihr. Für's bleiben hat sie keinen Begrif und ihren Fluch hat sie an's Stillestehen gehängt. Sie ist fest. Ihr Tritt ist gemessen, ihre Ausnahmen selten, ihre Geseze unwandelbar.

Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind all in ihr und sie in allen. Mit allen treibt sie ein freundliches Spiel, und freut sich ie mehr man ihr abgewinnt. Sie treibt's mit vielen so im verborgenen daß sie's zu Ende spielt ehe sie's merken.

Auch das unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.

Sie liebet sich selber und haftet ewig mit Augen und Herzen ohne Zahl an sich selbst. Sie hat sich auseinander gesezt um sich selbst zu genießen. Immer läßt sie neue Genießer erwachsen unersättlich sich mit zu theilen.

Sie freut sich an der Illusion. Wer diese in sich und andern zerstört, den straft sie als der strengste Tyrann. Wer ihr zutraulich folgt, den drükt sie wie ein Kind an ihr Herz.

Ihre Kinder sind ohne Zahl. Keinem ist sie überall karg, aber sie hat Lieblinge an die sie viel verschwendet und denen sie viel aufopfert. An's Große hat sie ihren Schuz geknüpft.

Sie sprizt ihre Geschöpfe aus dem Nichts hervor, und sagt ihnen nicht woher sie kommen und wohin sie gehen. Sie sollen nur laufen. Die Bahn kennt sie.

Sie hat wenige Triebfedern aber nie abgenuzte, immer wirksam immer manichfaltig.

Ihr Schauspiel ist immer neu weil sie immer neue Zuschauer schaft. Leben ist ihre schönste Erfindung, und der Todt ist ihr Kunstgrif viel Leben zu haben.

Sie hüllt den Menschen in Dumpfheit ein und spornt ihn ewig zum Lichte. Sie macht ihn abhängig zur Erde, träg und schweer und schüttelt ihn immer wieder auf.

Sie giebt Bedürfnisse weil sie Bewegung liebt. Wunder, daß sie alle diese Bewegung mit so wenigem erreichte. Jedes Bedürfniß ist Wohlthat. Schnell befriedigt, schnell wieder erwachsend. Giebt sie eins mehr so ist's ein neuer Quell der Lust. Aber sie kommt bald in's Gleichgewicht.

Sie sezt alle Augenblike zum längesten Lauf an und ist alle Augenblike am Ziele.

Sie ist die Eitelkeit selbst; aber nicht für uns denen sie sich zur größten Wichtigkeit gemacht hat.

Sie läßt iedes Kind an sich künsteln, ieden Thoren über sie richten, tausend stumpf über sie hingehen, und nichts sehen und hat an allen ihre Freude und findet bey allen ihre Rechnung.

Man gehorcht ihren Gesezen, auch wenn man ihnen widerstrebt, man wirkt mit ihr auch wenn man gegen sie wirken will.

Sie macht alles was sie giebt zur Wohlthat, denn sie macht es erst unentbehrlich. Sie säumet daß man sie verlange, sie eilet, daß man sie nicht satt werde.

Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schaft Zungen und Herzen durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. Sie macht Klüfte zwischen allen Wesen und alles will sich verschlingen. Sie hat alles isoliret um alles zusammen zu ziehen. Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. Sie belohnt sich selbst und bestraft sich selbst, erfreut und quält sich selbst. Sie ist rauh und gelinde, lieblich und schröklich, kraftlos und allgewaltig. Alles ist immer da in ihr. Vergangenheit und Zukunft kennt sie nicht. Gegenwart ist ihr Ewigkeit. Sie ist gütig. Ich preiße sie mit allen ihren Werken. Sie ist weise und still. Man reißt ihr keine Erklärung vom Leibe, truzt ihr kein Geschenk ab, das sie nicht freywillig giebt. Sie ist listig, aber zu gutem Ziele und am besten ist's ihre List nicht zu merken.

Sie ist ganz und doch immer unvollendet. So wie sie's treibt, kann sie's immer treiben.

Jedem erscheint sie in einer eigenen Gestalt. Sie verbirgt sich in tausend Namen und Termen und ist immer dieselbe.

Sie hat mich herein gestellt, sie wird mich auch heraus führen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein was wahr ist und was falsch ist alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst.

Der Hagestolze.

Ein Esthnisches Lied.

Liebchen Brüderchen, du sagtest:
Daß man ohne Weib ja leben,
Daß man ungefreyet sterben,
Daß man könn' alleine tanzen.

Brüderchen, du lebtest also
Und du fandest dich gar einsam,
Und du unternahmst aus Holze
Dir ein Weibchen selbst zu bilden,
Gar ein reines, gar ein weißes,
Gar ein grades, gar ein schlankes,
Gar ein dauerhaftes Weibchen.

Liebchen Brüderchen, drey Dinge
Sind zu einem Weibe nöthig:
In ihr eine zarte Seele,
Goldne Zung' in ihrem Munde,
Angenehmen Wiz im Haupte.

Und du unternahmst dem Bilde
Sein Gesichtchen zu vergülden,
Seine Schultern zu versilbern,
Nahmst es nun in deine Arme
Eine, zwey und drey der Nächte,
Fandest kalt des Goldes Seiten,
Fandest hart ihr's untern Armen,
Grauerlich die Spur des Silbers.

Liebchen Brüderchen, drey Dinge
Sind zu einem Weibe nöthig:
Warme Lippen, schlanke Arme
Und ein liebevoller Busen.
Wähl' ein Weib dir aus den Mädchen,
Wähl' ein Weib aus unserm Lande
Oder richte deine Füße
Hin zum Rudern, hin zum Laufen,
Richt' dein Schiffchen hin nach Deutschland,
Deine Segel hin nach Rußland,
Hol' ein Weib dir aus der Ferne.

Lied eines Gefangenen.

Aus dem Spanischen.

Wohl ist nun der schöne Maimond
Da die Lüftchen wehn im Thal,

Da die Lerche lieblich singet,
Lieblich singt die Nachtigall,

Da sich treugeliebte wieder
Neu dem Dienst der Liebe weihn.
Und ich Armer sitz' im Kerker,
Sitze traurig und allein.

Weis nicht ob es drausen taget,
Weis nicht wenn die Nacht bricht an;
Einst noch kam ein Vöglein droben
Und sang mir den Morgen an;

Aber ach ein böser Schütze
Schoß es — lohn' ihn Gott dafür!
Ach die Haare meines Hauptes
Reichen schon zur Ferse mir.

Und die Haare meines Kinnes
Könnten wohl mein Tischtuch seyn
Und die Nägel meiner Hände
Mir ein scharfes Messer seyn.

Ist das so des Königs Wille,
Nun er ist mein hoher Herr!
Aber thut's der Kerkermeister,
Ist er ein Abscheuliger.

O daß jemand mir mein Vöglein
Wiedergebe! Wär's ein Staar
Der hier mit mir schwätzen könte,
Oder Lerch' und Nachtigal.

Wär's ein Vöglein das den Damen
Schön zu dienen willig wär';
Zu Lenoren meiner Lieben
Flög' es Botschaft hin und her.

Brächte mir von ihr ein Essen
Nicht mit zartem Salm gefüllt,
Eine Feile für das Eisen
Wäre drinnen eingehüllt,

Eine Feile für die Fesseln,
Eine Pfrime für das Schloß —
Also sang er in dem Kerker.
Und der König hört's am Kerker
Und gab den Gefangnen los.

Drey und dreyßigstes Stück.

An Anakreon.

Was schöner ist als Er und minder schön als sie —
Ist's nicht des Geistes Werk, ein Blick der Phantasie,
Ein hoffnungsvoller Traum? Er muß das Leben halten,
Das matt wird ohne ihn, und leicht pflegt zu veralten.
Doch wer wie du mit tiefer Geisteskraft
Natur erkennt, aus ihr sich Nahrung schafft,
Dem ist im Trug noch Sonnenlicht,
Dem zeigt sich durch des Schleyers schöne Falten
Noch stets der Göttin Angesicht.

An Herrn S.
von Ignatius Sancho.

Das geb' ich nicht zu — zwar den Dank für Euer gütiges Schreiben bin ich schon länger als 14 Tage schuldig — aber so lang und so breit und so rustrig und dustrig war mein Schweigen nicht, wie das Eure! — Gott gebe gesunde Munterkeit und fröhlige Stunden, und gesellschaftliches Ergözen dir, mein Freund. — Dein Brief, so spät er kam, so willkommen war er doch, er erheiterte die Stirn der Sorge und verjagte auf einige Stunden alle misvergnügten Gedanken. Bey der heiligen Radegunde, schwur ich — und stopfte mir die Nase mit Rappé an — er hat es beym Zipfel! — o armer guter Yorick! hätte dich der Himmel ein wenig — nur ein wenig noch, den mondtappenden Kindern dieser dampfichten dampfichten

Welt vergönnt! — Vater des Lichts und des Lebens! Dein Wille geschehe! — Aber warlich die Hälfte des guten Wizes — des gesunden Verstandes — von diesem Zeitalter, wurde eingescharrt in Sternes Grab. — Seine breite Menschenliebe — gleich den seelerweckenden Stralen der gesegneten Sonne, umkleidete sie seinen seeligen Geist, und flog mit ihm zum Himmel auf — wo — im fortschreitenden Aufschwung von Seeligkeit zu Seeligkeit er Liebe trinkt und Kenntniß und Entzücken, in tiefen Zügen — und das Lob der versöhnenden Liebe singt, mit Freude — die unbegränzt — und in unverwelklicher Jugend! —

Seht da! Euer Aufruf hat mich auf Stelzen gestellt wie den lustigen Andres. — Ich affe Euch nach, aber wie Affen den Menschen, und gehe auf zwey Beinen. — — Daß Ihr wieder den rechten Ton Eurer Nerven und Lebensgeister erhalten, freue ich mich. — Glücklich zu seyn — troz des Glücks — lehrt der Weltweise — der Held — der Christ. — Ich muß sagen, meine Festigkeit — die so ziemlich aus Spinngewebe zusammen geflickt ist — kriegt oft Löcher, bey den rauhen und unfreundlichen Stößen des Lebens. — Madam Fortuna — die im Vorbeygehn zu sagen nur ein Haderlumpenweib ist — und diese hab ich nicht lieb — ist, seit Eurer Abreise, ziemlich unartig und widrig gegen mich gewesen — Man sagt daß sie eine Freundin der Thoren sey — dies ist falsch und unwahr! — sie haßt mich! — und ich bin eitel genug zu behaupten und zu bekennen — wenn Thorheit — baare Thorheit — Reiz für sie hätte — ich könnte so ziemlich in ihrer Gnade stehn — so gut als A. B. C. D. E. F. — oder irgend einer aus dem ganzen Alphabet ihrer Familie.

Ihr haltet Euch zu Burleigh auf — das ist just was ich für Euch wünschte. Ihr verlaßt diesen angenehmen Ort — wie ich hoffe und wünsche — so gesund als Ihr hingekommen seyd — verweilt dann eine Zeitlang zu Retford — und findet Eure verehrungswürdige Eltern wohl — und vermehrt Ihre Glückseeligkeit, durch manche kleine Aufmerksamkeit der kindlichen Liebe — woran gute Herzen Vergnügen finden — und die Engel selbst ihren Beyfall

dazu geben! Und was machen die würdigen Seelen zu Hull und in der Gegend! — Erweisen sie sich selbst dadurch Gerechtigkeit indem sie das Menschengeschlecht noch für gut halten? — Ihr könnt nicht glauben wie tief sich der kleine Billy in mein Herz einklammert — Er wächst — plaudert — lernt alle Tage was neues — und möchte gern mit herzlichem Willen im Laden bey mir seyn — der Affe! — Er hängt sich mir an die Knie — und wann ich schmäle oder sauer sehe — so hält er den kleinen Mund, nach einem Kuß von mir in die Höhe. — Ich weiß es — ich bin der Narr — denn der Eltern Schwäche ist der Kinder Stärke. — Treu — wahrglaubig — das fest hält und gut zwischen Liebhaber und Geliebte sowohl als — — Frau Sancho und ihre Töchter sind so so! — Frau Sancho — ihre Töchter — so gesund wie Jugend und Unschuld, und Seelen die leer sind von Sorgen — und Gewissen die frey sind von Übelthun, und seyn können. —

Madam Sancho würde besser seyn, wenn sie weniger sorgte. — Ich bin ihr Barometer — Entwischt mir ein Seufzer, so steht die Thräne in ihrem Auge. — Ich nehme mir oft Fröhlichkeit an, ihre liebe Empfindlichkeit mit meinem Lächeln aufzuheitern. — Die für zwanzig Jahren mich beherte — und nun, merke! — nach zwanzig Jahren — noch mein größtes Vergnügen ausmacht! — Dies sey auch dein Loos! Mit einem hinreichenden Auskommen — wie es seyn muß, daß Ökonomie ein angenehmes Geschäfte werde — Mäßigkeit und Beschäftigung Euer Hausarzt — und die Tugenden des Wohlwollens Euer tägliches Thun — Euer Vergnügen und Euer Lohn! — Und was kann die Freundschaft noch weiter wünschen! — als den Strom des Lebens hinabzugleiten — beglückt mit noch einem Geschöpf, das an uns Theil nimmt, das verwandte Grundsäze hat — und ein zartes Gefühl — Treue weibliche Beredsamkeit — deren Blicke Zärtlichkeit und Empfindung sprechen. — Eure Kinder die wachsen in der rosigten Blüthe des Gesundheitsinns — den der Vater an ihnen gepflegt — sich erweiternd täglich in jedem Zunehmen — glückliche kleine Seelen — und glückliche — glückliche Eltern! —

Das sey dein Loos im Leben — in der Ehe — nur nimm eine unverheyrathete oder ein Mädchen — doch sey es, wie dein Wille es ist! —

Zu Neuigkeiten — Zwey Stunden her, so ist in erträglichem Wohlseyn und munterm Geist — nicht so ermüdet von der Reise wie zu erwarten war — vier prächtige Wagen hinter ihm drein — Sr: Königl. Hoheit der Herzog und die Herzogin von Glocester in der Stadt angelangt. — — Was Amerika betrifft — wenn man davon zu Hull etwas weiß, so weiß man mehr als zu London. Samuel Foote ist todt — ein Bein von ihm ward schon vor'm Jahre begraben — nun folgt der ganze Fuß — Liebt ihr nicht so eine Pointe? — Colemann hat das Theater für 1600 u. des Jahrs übernommen. Er war glücklich beym Kauf — und ich denke Foote verliehrt nichts dabey. Den armen Herrn v. Groote hab' ich nur einmal gesehen — und da hatt' ich nicht Zeit mit ihm zu sprechen — weil ich im Laden seyn muste. Ich wartete auf die Anweisung des Herrn M. — Er hielt nicht ein — Ich ließ ihn Euern Brief lesen — und was nun? — Er sagte: „in der That, er wär es so nicht im Stand — Er hätte keine Erziehung nach Grundsäzen gehabt, — Ihr schriebt mit vieler Bestimmtheit, Leichtigkeit und Eleganz —“ Pfuy, sagt' ich, laß dich die Eitelkeit nicht blenden, und gieb nicht die Zügel dem Stolz! — Schreib wie ich es mache! — Ebenhin die Ausgüsse eines warmen, obgleich thörigten Herzens. Freundschaft wird den Schleyer der Güte über deine Schnizer werfen — sie werden mit einem gefälligen Lächeln aufgenommen werden — und gelesen — mit eben demselben gütigen Auge der Freundschaft — so wie das deine, das gegenwärtig Nachsicht hat gegen die Fehler seines aufrichtigen Freundes

Ign. Sancho.

Vier und dreyßigstes Stück.

Blanka.

Aus dem Spanischen.

„Schön bist du, Sennora, schöner
als der lichte Sonnenstrahl.
Könnt' ich diese Nacht hier ruhen
waffenlos und ohn' Gefahr?

Sieben Jahre sind es, sieben,
seit ich diese Waffen trag',
Meine Haut ist schwarz wie Kohlen,
denn nie legt' ich, nie sie ab."

Kehret ein, Sennor und ruhet
waffenlos und Euch zum Lohn,
Denn der Graf ist jagen gangen
auf die Berge von Leon.

„Tödt' ihm böse Pest die Hunde!
raub' ihm seinen Falk der Aar!
Von den Bergen bis nach Hause
schlepp' und schleif' ihn sein Barbar!" *)

Also sprachen sie und thaten —
unvermuthet kam der Graf:
„Und was machst du, schöne Blanka,
Töchterchen von böser Art?"

Ich, Sennor, kämm' mir die Haare,
kämme sie mit großem Schmerz,
Daß du mich allein so lässest,
giebst der Jagd, nicht mir, dein Herz.

---

*) Ein barbarisches Pferd.

„Also spricht du junges Weibchen?
Töchterchen von böser Art.
Wessen ist denn jenes Roß da,
das ich unten ward gewahr?“

Das, Sennor, ist meines Vaters,
zum Geschenke schickt er's Euch.
„Und weß sind denn diese Waffen
hier auf diesem Gange gleich?“

Die, Sennor, sind meines Bruders,
zum Geschenk Euch schickt er sie.
„Und weß ist denn diese Lanze
mir hie vor den Augen, hie?“

Nimm, o Graf, o nimm die Lanze,
ende stracks mein Leben mir!
Denn den Tod, o guter Alter,
wohl verdient' ich ihn an dir.

Das Leben des Ignatius Sancho.

Ignatius Sancho war im Jahre 1729 auf einem Schiffe gebohren, das im Sklavenhandel begriffen war; einige Tage nachdem es die Küste von Guinea verlassen hatte, um nach dem spanischen West-Indien zu segeln. In Carthagena empfing er von dem Bischof die Taufe und den Namen Ignatius.

Seine Mutter ward früh durch eine Krankheit, die das ungewohnte Clima veranlaßte, des Lebens beraubt, sein Vater vernichtete das Elend seiner Sklaverey durch einen Selbst-Mord.

Als er etwas über zwey Jahr alt war, brachte ihn sein Herr nach England, und übergab ihn an drey noch unverheyratete Schwestern, die zu Greenwich wohnten. Unglücklicherweise hatten diese Damen unter andern Vorurtheilen auch dieses, zu glauben, daß der einzige sichre Weg ihren Sklaven im Gehorsam zu erhalten, wäre: ihn in Afrikanischer Dummheit zu lassen, und daß sie ihn vorwizig machen würden, wenn sie seinen Geist zu er-

weitern suchten. Aus Muthwillen gaben sie ihm den Namen Sancho, wegen einer eingebildeten Ähnlichkeit mit dem Ritter des Don Quixotte.

Aber es fand sich für Ignatius Sancho ein Gönner und Beschützer, den er das Glück hatte in seiner frühen Jugend zu gewinnen.

Der verstorbene Herzog von Montagu lebte zu Blackheath, von ungefähr sah er den kleinen Schwarzen, ihm gefiel sein angebohrnes freymütiges Wesen, das durch Sklaverey nicht unterdrückt und durch Erziehung nicht verkünstelt war. Er nahm ihn oft nach seinem Hause und mit zur Herzogin. Er bemerkte seine Neigung zum Lesen und schenkte ihm Bücher, auch empfahl er es sehr ernstlich seinen drey Gebieterinnen, daß sie ein Genie, welches so viel Fruchtbarkeit versprach, wohl pflegen und bauen sollten. Diese Damen waren aber unerbittlich und drohten ihm sogar im Zorn, verschiednemal, daß sie ihn nach Afrika zurück senden wollten.

In ihm war mit den Jahren die Liebe zur Freyheit gewachsen, sie schlug nunmehr laut in seiner Brust; Unwille und Furcht vor ewigen Vorwürfen, die durch die Entdeckung einer Liebe veranlaßt wurden, welche in den Augen von drey ledigen Damen ein Haupt Verbrechen war, brachten ihn zulezt zu dem Entschluß, das Haus zu verlassen.

Seit kurzer Zeit war sein edler Beschüzer gestorben. Ignatius Sancho flohe zur Herzogin um Schuz zu suchen, er ward mit einem Verweise zurück geschickt. Er ging von ihr weg, verzweifelnd und sinnlos.

Noch immer verliebt in die Freyheit, deren Genuß nun mit seinen lezten 5 Schillingen das lezte Ziel erreicht hatte, und entschlossen, sie auf Kosten seines Lebens zu erhalten, schaffte er sich eine alte Pistole an, zu demselben Endzweck, mit dem ihn das Beyspiel seines Vaters vertraut gemacht, und als sein Erbtheil geheiligt hatte.

In dieser Stimmung der Seele waren Ermahnungen natürlicher Weise vergebens. Die Herzogin bewunderte heimlich seinen Charakter und willigte endlich darein, ihn unter ihren Hausgenossen aufzunehmen, wo er bis an

ihren Tod als Kellermeister blieb. Durch ein Vermächtniß der Herzogin und seiner eignen Sparsamkeit besaß er nunmehr 70 Pf. St. an baarem Gelde und ein jährliches Gehalt von 30 Pf.

Freyheit, Reichthum und Muße führten ein afrikanisches Temperament bald zu Ausschweifungen, und diese, indem sie seinen Geist zerstreuten, machten sie auch seine Börse leer, denn bey seiner Liebe zum weiblichen Geschlecht überließ er sich gänzlich dem Hang zur Verschwendung, welcher nicht selten das charakteristische Merkmal der Ausschweifung dieser Leidenschaft ist. Sonst hatten ihn Carten verführt, aber ein unglückliches Spiel mit einem Juden, der ihm seine Kleider abgewann, bewog ihn diese Leidenschaft abzuschwören.

Seinen Landsleuten scheint sie angebohren zu seyn, ein französischer Schriftsteller erzählt, daß in dem Königreiche Ordrah. Whydah und Benin ein Schwarzer sein Vermögen, seine Kinder, seine Freyheit aufs Spiel sezt.

Ignatius liebte das Theater so sehr, daß sein lezter Schilling nach Drury Lane wanderte bey Garricks Vorstellung von Richard. Er hatte sich sogar gewöhnt, das Schauspiel als eine Zuflucht in der Stunde des Kummers anzusehn; und seine Farbe gab ihm die Veranlassung, sich dem Direkteur vom Theater anzubieten: um die Rollen des Othello und Oroonoko zu versuchen, allein eine fehlerhafte und unverbesserliche Aussprache vereitelte diesen Plan.

Er wandte sich nun noch einmal zur Dienstbarkeit, und wurde von dem Caplan im Montagischen Hause auf einige Monate aufgenommen. Immer war ihm diese Wohnung freundlich gewesen. Der izt lebende Herzog nahm ihn unmittelbar zum Dienst seiner Person. Die Gewohnheit eines regelmäßigen Lebens brachte ihn auf den Gedanken sich zu verheyraten, und bald nahm er eine verdienstvolle junge Frau zur Ehe, die aus westindianischem Geblüt stammte.

Gegen das Ende des Jahres 1773 machten ihn wiederhohlte Anfälle der Gicht und übermäßige Dickheit unfähig seinen Dienst in des Herzogs Hause länger zu verwalten.

Dieselbe Wohlthätigkeit, die ihn in so manchen Abwechslungen seines Lebens beschüzt hatte, kam ihm auch hier zu Hülfe, und diese, vereinigt mit dem Erwerb seiner Sparsamkeit, sezte ihn und seine Frau in den Stand sich einen Cram-Laden anzulegen, wo ihr beyderseitiger thätiger Fleiß eine ganze zahlreiche Familie von Kindern mit Anstand unterhielt, und ein Wandel voll häuslicher Tugenden erwarb ihnen manchen Gönner und Freund, und verdiente allgemeine Nachahmung.

Im December 1780 ward er das Opfer von einer Menge verwickelter Krankheiten.

Von einem Schwarzen, einem Kellermeister, einem Crämer, läßt sich wenig merkwürdiges sagen, um das Blatt des Biographen zu beleben, aber man hat es für nothwendig gehalten, einigen Begriff von dem sehr sonderbaren Menschen zu geben, dessen Briefe mit allen ihren Unvollkommenheiten dem Publikum übergeben werden. Diese Schriften, welche Talente und natürliche Fähigkeit zum Brief-Schreiben, schnelle und richtige Begriffe, wilde Vaterlandsliebe, und eine allgemeine Menschenliebe beweisen, sind zugleich die beste Apologie für den Schuz, den er von den Großen genoß, und für die Freundschaft der Gelehrten gegen ihn.

Die verstorbenen Herzoginnen von Queensbeorg und Northumberland bemühten sich dem Verfasser dieser Briefe zu dienen.

Die erste vertraute seiner Erziehung und Besserung einen sehr unwürdigen Liebling seiner eigenen Nation.

Garrick und Sterne kannten den Ignatius Sancho sehr genau. Er unterhielt seinen Umgang mit den Musen mitten unter den unbedeutenden und öfteren Stöhrungen eines Cram-Ladens. Die Dichter studierte er und ahmte sie sogar nach mit gutem Erfolg. Zwey Stücke machte er für's Theater. Die Theorie der Musik schrieb er und widmete sie der Königlichen Prinzeß. Die Mahlerey verstand Ignatius so gut zu beurtheilen und zu critisiren, daß Mortimer oft zu ihm kam und ihn um Rath fragte.

Fünf und dreyßigstes Stück.

Vom Glücke der Einfältigen.

Aus dem Französischen des Herrn Necker.

Vorbericht des Übersetzers.

Diese kleine Schrift ist, wie ich zuverlässig versichern kann, ein gesellschaftlicher Scherz, den der berühmte Herr Necker, vor zehn Jahren, seinen Freunden zum Vergnügen mittheilte. Es sind nur funfzig Exemplare derselben in eben dem Sedez=Formate erschienen, worinn die schöne Collection des Moralistes anciens, beym älteren Didot in Paris, heraus kommt. Eine Kleinigkeit wird zwar dadurch nicht wichtiger, daß sie einen großen Mann zum Urheber hat: allein es ist immer sehr angenehm, alles zu sehen, was von einem vorzüglichen Geiste herrühret. In dieser Rücksicht hoff' ich den Lesern des Tieffurther Journals gegenwärtig einen Gefallen zu erzeigen, da sie vielleicht nicht alle Gelegenheit haben werden, die Urschrift zu sehen.

Um glücklich zu seyn, muß man einfältig seyn. Diese moralische Wahrheit ist eine der ältesten der Welt.

Man lieset in der Genese, daß: „als Adam und Eva von der Frucht des Baumes der Erkenntniß des Guten und Bösen gegessen hatten, sich ihre Augen aufthaten, und sie erkannten, daß sie nackt waren": das heißt, daß ihnen auf einmal ein Licht über die menschliche Kleinheit und Armseligkeit aufging: „allein, bevor sie Gott aus dem Garten zu Eden vertrieb, machte er ihnen ein Gewand, aus Fellen, und kleidete sie darein."

Dieß ist ein ewig merkwürdiges Werk seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen. Dieses kostbare Gewand, dieß aus Fellen bestehende Kleid, die Nacktheit zu bedecken, bedeutet den angenehmen Irrthum, das süßeste Vertrauen, die tapfere Selbstmeinung in uns: glückliche

Gaben, die unsere Verderbtheit mit dem Namen Einfalt beleget hat, und die unser Undank zu verkennen suchet; welche aber, lasset uns daran nicht zweifeln, die einzigen Beschirmungen unseres Glückes auf der Erde sind.

Seit die Menschen gesellschaftliche Bande geknüpft haben, ist bey ihnen die Gewohnheit entstanden, eine unaufhörliche Vergleichung unter sich anzustellen; hieraus sind ihre meisten Freuden, ihr meistes Leid entsprungen.

Diese Vergleichung verändert sich mit jedem Gegenstande, und hat verschiedene Verhältnisse. Einige versetzen sich an die äußersten Gränzen der Welt, und bis in die entferntesten Jahrhunderte zurück, um sich mit allen großen Männern der Vorzeit und unseres Zeitalters zu messen. Andere berechnen ihre eigene Höhe bloß nach der Ehle ihrer engen vertraulichen Gesellschaften. Die Dritten endlich begnügen sich damit, mehr Menschen-Verstand zu beweisen, als ihre Frau und Kinder. Die Zufriedenheit Aller gründet sich auf einerley Gefühle.

Welcher Athlet ist am gewissesten, in diesem allgemeinen Kampfspiele obzusiegen? — Der noch mit seinen Fellkleidern bepanzerte Mann! der Einfältige! mein Held!

Was lieget ihm daran, ob ihn Andere erheben oder herunter setzen? er trägt sein Fußgestell mit sich herum: ja seine Meinung von sich selbst ist für ihn hinreichend; sie dienet ihm zu einem bezauberten Polster von Pflaumfedern, worauf er sich wollüstig hinstrecket, und voll Wonnegefühls einschlummert.

O! wie werde ich seine Seeligkeit künstlich genug schildern können? wie werde ich würdig genug von Clyton, von Chrysipp, von Alcindas reden können? beständig mit sich selbst beschäftiget, strahlet ihre Zufriedenheit aus ihren Augen hervor. Der Eine läßt sie leichtsinnig und gutmüthig sehen und hören. Der Andere entwickelt sie kunstmäßig und will seine Schätze langsam nachrechnen. Ein Dritter endlich sucht sie hinter einer erzwungenen Ernsthaftigkeit zu verbergen, um noch, durch das Bewußtseyn einer heldenmüthigen Zurückhaltung, dem Genusse seiner übrigen Verdienste etwas hinzuzufügen.

Welch ein anmuthiges Wesen ist nicht ein Dummer, den sein Eigendünkel aufbläht! Er entfaltet sich gleichsam immer, auf die sonderbarste und entzückendste Weise; und in der That muß er nothwendig etwas von einem Sonderlinge an sich tragen, weil er sich schlechterdings nur mit einem einzigen Gegenstande abgiebt, an welchen andere niemals gedacht haben.

Der Dumme und der große Geist sind die Zierde der Welt; alle mittlern Classen sind ausdruckslos und leblos: es sind öde Landflächen zwischen zwey mahlerischen Bergen.

Wenn aber der Einfältige und der Verständige gleiche Rollen auf der Erde spielen, so ist dennoch ihr Glück sehr verschieden.

Der Verständige, der Scharfsinnige, verbindet tausend verschiedene Gegenstände unter mannigfaltige allgemeine Sätze, indem er alle Verhältnisse auffasset. Für ihn nimmt das Gemählde der Welt einen kleinern Raum ein, und die Farben desselben kommen näher zusammen zu stehen. Kaum hat er die Hälfte seiner Bahn erreicht, so bemerket er schon, daß sich alles ähnlich ist, und nichts ist mehr im Stande seine Neugierde zu reitzen.

Dem Dummen, welchem alle diese Verhältnisse entschlüpfen, würde noch manches auffallend scheinen, wenn er auch bereits zweyhundert Jahre gelebt hätte. Da seine Begriffe keine besondern Fächer haben, da er keinen Gedanken auf das Allgemeine anwendet, so ist im Weltall alles einzeln, alles reitzend, alles Lufterscheinung für ihn. Sein Leben ist eine verlängerte Kindheit; die Natur bleibt immer frisch für ihn.

In den Augen des beobachtenden Mannes wird bald die Zukunft bloß eine wahrscheinliche Wiederhervorbringung des Vergangenen, und er betrachtet sie ohne Vergnügen. Für den Einfältigen ist sie eine neue Schöpfung, und der Zauber der Hoffnung verschönert alle seine Tage.

Die Seele eines Mannes von Überlegung, dessen tiefes Nachsinnen tausend verschiedene Combinationen umfasset, wird von einer unendlichen Menge unähnlicher und entgegengesetzter Beweggründe bestürmet, wenn er wählen oder sich entschließen soll; und die ganze Thätigkeit seines

Geistes ist nicht hinreichend, der Mannigfaltigkeit seiner empfangenen Begriffe Genüge zu leisten. Er ist verlegen, und ihn foltert die Fülle seiner Gedanken.

Der Einfältige wählet unverzüglich. Er braucht beynahe nichts gegen einander zu halten. Sein Auge ist ihm ein gefälliges Fernglas, das nur einem oder zwey Gegenständen auf einmal den Eingang in seine Seele gestattet.

Ein anderes Unglück geistvoller Menschen, das die Dummen nicht kennen, ist die Schwierigkeit faßlich zu werden. Ihre Vernunft ist ein sechster Sinn, dessen Wirkungen sie vergeblich zu erklären suchen. Durch eine menschliche Gestalt hintergangen, strengen sie sich unglaublich an, Andern ihre Begriffe mitzutheilen; und wenn sie nicht endlich die Erfahrung lehrte, an den meisten Menschen ein bloßes Bild, einen bloßen Gliedermann zu erblicken; so würden sie ihr ganzes Leben unter den beständigen Quaalen der Danaiden zubringen.

Wenn, durch äußere Gegenstände ermüdet, der Verständige gleichsam in sich selbst gehet, so wird der Genuß dessen, was er besitzet, beständig durch das Schauspiel der Dinge, die er vermisset, gestört. Er ist niemals zufrieden.

Diese Gattung von Verdruß kennet der Einfältige nicht. Kehret er in sich selbst zurücke, so findet er einen freundlichen Wirth, der ihn schätzet und ehret, der immer höflich, immer artig, immer bereit ist, ihn zu erfreuen.

Für einen aufgeklärten Mann ist die Vollkommenheit ein steiler Fels, dessen Spitze sich in die Wolken verliehret. Für den Einfältigen ist sie eine wohlgerundete Kugel, die sich beständig auf ihrer eigenen Axe herumdrehet. Jeder unter ihnen dünkt sich auf dem höchsten Puncte derselben zu stehen, und bildet sich ein, auf dem Kopfe seiner Nebenmenschen zu wandeln.

Nein, nichts kann die Heiterkeit eines Dummen stöhren; er kennt weder Neid noch Eifersucht: da er seinen Ruhm in Kleinigkeiten suchet, so findet er gleichsam überall Raum denselben aufzustellen.

Wenn Damon in seinem dreyßigsten Jahre Parlaments-Rath wird, so kräuselt er seine Haare, um seinen

Richterstuhl einzunehmen. Er ertheilt wirklich seinen Richterspruch, und wenn er an die Ehrfurcht denkt, die man ihm schuldig ist, so nimmt er eine majestätische Ernsthaftigkeit an. Allein es kostet ihm Mühe sich darinn zu erhalten. Eine Locke die sich an der Perrucke seines Mitbruders erschüttert; ein Kind das fällt; ein Schmetterling der sich am Lichte die Flügel verbrennet; alles erweckt in ihm die Erinnerung an seine Vorzüge, und bringt ihn zum lachen. Fängt er an zu reden, so läuft sein Ernst neue Gefahr, denn jedes possessive Fürwort wird ihm ein Anstoß. Er kann nicht sagen ich oder mein, ohne daß ihn die Vorstellung eines so bezaubernden Besitzes auf die entzückendste Weise kitzle. Seine zusammen gezogenen Züge entfalten sich wider seinen Willen; und sein Gesicht wird durch die Freude überwältiget.

Sehet nur der Unterredung zweyer Einfältigen zu! Sie hören einander nicht an, aber sie lachen beständig. Indem der Eine redet, befindet sich der Andere in einem Standpuncte, der ihn vor Freude außer sich setzt: nemlich zwischen der Erinnerung dessen, was er jetzt sagte, und dem Vorgefühle dessen, was er unverzüglich sagen wird. Indem sie sich trennen, versprechen sie einander wechselseitig, bald wieder zusammen zu kommen, einander aufzuheitern; und jeder stehet in der festen Meinung er habe die Freude seines Freundes durch seine witzigen Einfälle hervorgebracht.

Schöne und geistreiche Dinge sagt oft der Verständige mit schüchternem Mißtrauen gegen sich selbst. Sein auserlesener Geschmack macht ihn strenge, in der Wahl seiner Gedanken und Worte. Er wünschte sich selbst in Verwunderung setzen zu können: Er hat übrigens die geheimsten Schlupfwinkel der Eigenliebe beobachtet. Es hat ihm gedünkt zu bemerken, daß die meisten Menschen sich nur in so ferne entschließen können, einem ihrer Nächsten Verstand zuzugestehen, als dieser, aus Bescheidenheit, das Ansehen hat, nicht zu wissen, daß er welchen besitzet; und in so ferne der Geistvolle seinen Bewunderern den Ruhm, die Entdeckung seiner Vorzüge gemacht zu haben, seines Triumphes wegen zum Trost überläßt.

Den Einfältigen lassen dergleichen Bedenklichkeiten niemals ihr Tyrannisches Joch fühlen. Mit vollkommener Zuversicht theilt er andern seine Gedanken mit: und schwingt er sich bisweilen zu einer allgemein bekannten Bemerkung empor; so macht er sie mit Posaunenklang kund. Er begleitet sie mit einer listigen Miene; und indem er Strahlen des Ruhmes um sich her verbreitet, tritt er einige Schritte vor sich selbst zurück, um sich anzuschauen; dann schreitet er wieder heran, um sich selbst anzuhören; und in dieser süßen Beschäftigung, von einem wonnevollen Rausche betäubt, ist er stolz über den Zoll, den er sich selbst entrichtet hat.

Wenn sich der Verständige verliebt, so ist er fast immer unzufrieden: sein scharfes Gesicht ist ein Hinderniß für sein Glück. Ein Wort, das seiner Geliebten entschlüpft, ein Blick von ihr, den er erschleichet, ein Laut ihrer Stimme, dem er eine Auslegung zu geben weiß, tausend unbemerkbare Schattierungen, alles ist hinlänglich den Lauf seiner Hoffnungen zu stöhren. Und wann er endlich der zärtlichsten Gegenliebe genießet, so verfolget ihn noch sein Verstand; er foltert sein eigenes Herz durch die feinsten Grübeleyen der Leidenschaft. Er zweifelt ob Er es sey den man liebe? oder ob man sich selbst in ihm liebe? Er fürchtet, nur deswegen geliebt zu werden, weil man weiß daß Er liebt; und nicht, weil der Zauber einer unüberwindlichen Gewalt obsieget. Er zergliedert gleichsam die Liebe, und ihre Süßigkeit entschlüpft ihm.

Der Einfältige genießet derselben ohne geliebt zu seyn; er glaubt auf die Schönen eben den schnellen Eindruck zu machen, den er auf sich selbst macht. Seine glücklich gebildete Crystall-Linse vereinigt in ihrem Brennpuncte alle auseinanderfahrenden Strahlen; und wann er kaum bemerkt wird, so glaubt er sich den Gegenstand der Blicke der ganzen Welt. Er hält sich für geliebt, weil er liebenswürdig ist; er hält sich für geliebt, weil er ein Einfältiger ist; und auf diese unerschütterliche Grundmauer ist sein Glück gebaut. Lasset uns also für ihn unbesorgt seyn. Der Einfältige war ein glücklicher Geliebter, nun ist der Einfältige ein ruhiger Gatte. Und da ihm alles zum

Besten kehret, sollte seine Frau gegen ihn untreu werden, wie es sich leicht eräugnen kann; so bleibt sein Zustand so gesegnet*), daß ihn der glücklichste Liebhaber darum beneidet. Wenn er am Anbruch des Tages jemand aus dem Zimmer seiner Frau gehen sieht; so läuft er zu ihr, eröffnet ihr Schmuck-Kästchen, zählt ihre Diamanten nach, und lacht wie ein Narr, weil der Dieb dieselben nicht zu finden wußte.

So schwach dieses Gemählde ist, welches Schauspiel der Wonne eröffnet es nicht vor unsern Augen! Väter und Mütter, werdet ihr unempfindlich gegen dasselbe seyn? und euer Erziehungs-System niemals ändern? Nur um eurer Eigenliebe zu schmeicheln, nur um eure Pracht zu erheben, wollt ihr, daß Verstand und Aufklärung bey euern Kindern hervor leuchte, und deswegen arbeitet ihr so eifrig daran. Ihr bereitet die Buden, auf welche ihr treten wollt; und in eurem ungeduldigen Stolze werden euch die schönsten Augenblicke ihres Lebens, die ihrer Kindheit, zur Last. Wie groß ist hingegen euer Irrthum, wenn ihr aufrichtig seyn wollt! was! weil ihr nur durch fremdes Lob glücklich werdet, so dünkt ihr euch die Wohlthäter eurer Kinder zu seyn, wann ihr ihnen gleiche Gesinnungen einflößet, und die Anwendung derselben begünstiget! „O ihr Grausamen! (könnten sie euch sagen,) ihr hättet unser Glück an unsere Vorstellung knüpfen können, und ihr habt es von fremden Meinungen abhängen lassen. Ihr hättet können, unsern Durst zu löschen, das Wasser in unsern Behälter fließen lassen, und habt die Quelle auf nachbarlichem Felde geöffnet.“ . . .

Höret also auf, diesen Vorwurf eurer Kinder zu verdienen. Statt ihre Person zu verschönern, verblendet ihre Augen, flößet ihnen, wenn es möglich ist, eine vortheilhafte unzerstöhrbare Meinung von ihnen selbst ein. Stoßet sie, so verpanzert, auf die Weltbühne; und wenn sie dort

*) An dieser Stelle habe ich mir eine kleine Untreue erlaubt, die mir hoffentlich die Leserinnen des Tieffurther-Journals desto eher verzeihen werden, da es leicht zu errathen ist, worinn sie bestehet: — ich habe nehmlich umschrieben, statt wörtlich zu übersetzen.

mit Hohn bedeckt werden, so bekümmert euch nicht darum; ihr Glück, nicht ihr Ruhm, ward euch anvertraut.

Umsonst würdet ihr behaupten, daß es eure Pflicht sey, sie der Vollkommenheit zuzuführen. Glück ist die Vollkommenheit des Menschen; und wenn durch die heilsame Gabe der Einfalt jeder dieses Glück in sich selbst finden könnte, dann würden so manche gesellschaftlichen Tugenden, welchen man in unsern Tagen den Namen der Vollkommenheit beyleget, nichts als fruchtlose Opfer werden. Die Feinheit unserer Begriffe, die Zartheit unserer Eigenliebe macht die Erreichung dieser Vollkommenheit so schwer. Man muß sie andern zu gefallen mühsam in der Vereinigung von Eigenschaften, in der Erforschung ihres Geschmackes, und in der Erlangung ihres Beyfalls suchen. Aber eine solche Vollkommenheit ist Sclaverey; sie hanget von einer stolzen und wunderlichen Gottheit, von der Meinung ab. Ach! lasset uns auf ewig von ihrem Dienste alle diejenigen entfernen, die wir lieben. Fraget alle, die ihrem Tempel treu blieben, wie viel heimliche Thränen er sie vergießen machte: meinem Helden entfielen keine. Bey den Altären der Meinung ist der Verständige zugleich Opferpriester und das Schlachtopfer. Bey eben diesen Altären ist der Einfältige zugleich Anbeter und Gottheit.

Suchet also mit mir, o ihr Verständigen, die Anzahl der Einfältigen auf Erden zu vervielfältigen! ich kann zwar ihr Glück empfinden; aber ihr allein besitzet die Macht, ein neues System zu verbreiten. Warum solltet ihr euch dagegen weigern? warum diese verächtliche Miene? der Raum zwischen euch und ihnen, so unendlich er euch vorkommt, verschwindet vielleicht vor den Augen von millionen Wesen, die über euch erhaben sind. Wer weiß, ob nicht jeder in der Welt, vor einem Andern, in der Gestalt eines Einfältigen erscheinet? wer weiß, ob ihr es nicht wirklich vor den Mondbewohnern, oder vor einigen Luftgeistern seyd? zweifelt ihr vielleicht deswegen daran, weil ihr sie nicht auf eure Unkosten lachen höret? allein, die es vor euch sind, hören euch gleichfalls nicht; und hierinn liegt das unterschiedene Merkmahl der Einfalt,

daß sie entweder die Gränzen ihres Gesichts-Kreises gar nicht bemerket, oder dieselben für die Schranken alles dessen hält, was ist.

Seyd also schüchterner und mißtrauischer; und weit entfernet, die Einfältigen, denen ihr begegnet, zu verachten, so bewundert ihr Glück, und lernet einsehen, daß um auf den Tittel großer Geister Ansprüche zu machen, ihnen nichts fehlet, als aus eigener Wahl Einfältige gewesen zu seyn.

Eine Preiß-Frage.

Ein müßiger Kopf fragte ohnlängst: warum das gesellschaftliche Leben nicht eben so wohl als das häußliche und bürgerliche seine eigenen Gesetze habe? Wir lassen das warum aus dieser Frage weg, und wünschen unsere Neugier: was ein solches Gesetzbuch für das gesellschaftliche Leben wohl enthalten müsse? durch unsere Mitarbeiter befriedigt zu sehen — Dieser Wunsch und diese Bitte sey die gegenwärtige Preiß-Frage!

Dialogue.

Mercur und Ephemerographos.

Merc.: Wer bist du? ich sollte dich kennen: wenn ich mich nicht irre, so bist du der elende Ephemerographos.

Ephem.: Ja der bin ich; wenn du es erlaubst.

Merc.: Ich habe lange nichts von dir gehört, und ich glaubte du wärest schon lange verwest.

Ephem.: Ob ich gleich nicht unsterblich bin wie du; so werde ich dennoch so leicht nicht verwesen.

Merc.: Sehr kühn gesprochen! was willst du damit sagen?

Ephem.: Nichts anders, als daß ich nicht nach der Unsterblichkeit trachte; ich habe einen kleinen Kreyß von Freunden um mich herum, die mich lieben und schätzen, sie nähren mich mit ihren feinsten Speißen, sie bekleiden mich mit dem schönsten Stoff des Witzes und Verstandes, sie geben mir Seele und Geist.

Merc.: Du magst wohl eine schöne Gestalt haben? denn du läßt dich nur im Dunkeln sehen.

Ephem.: Nennst du das, o Mercur, im Finstern wohnen, wann man sein Leben im schönsten Kreyße zubringt? du gehörtest ja einstmals selbst zu uns!

Merc.: Hör' auf zu schwatzen; du wirst mir ganz lästig.

Ephem.: Du wirst böse, Mercur, oder wohl gar eifersüchtig?

Merc.: Ich muß lachen; du willst mir wohl gleichkommen?

Ephem.: Ganz und gar nicht! Aber könntest du mir nur mit deinen langen Fingern etwas rauben! doch dafür ist gesorgt. Mercur, laß uns Freunde werden; behalte du deine Unsterblichkeit, ich bleibe in meinem Kreyße.

Merc.: Wohlan ich bin es zufrieden, lebe wohl.

Sechs und dreyßigstes Stück.

Alise.

1. Unter Sträuchen
dieser Eichen
ruh' ich gern;
seh' da Wälder,
Thäler, Felder,
nächst und fern.

2. Auf der Wiese
kommt Alise
schnell daher;
munter springend,
fröhlich singend
kommt sie her.

3. Schlanke Schöne,
o ich sehne
mich nach dir!
welche Blicke!
komm, entzücke!
lächle mir!

4. Blumen-Düfte,
Frühlings-Lüfte
wehen hier,
hold erschallen
Nachtigallen,
singen dir.

5. Sanfte Triebe!
erster Liebe
süße Lust! —
rege Freude,
Herzens=Weide
füllt die Brust.

6. Voll Verlangen
glühn die Wangen,
pocht dies Herz;
Ach Alise,
o versüße
diesen Schmerz.

7. Liebeschmachtend,
dich nur achtend
bin ich dein!
Gieb, o Liebe,
Lieb' um Liebe!
werde mein!

Dialog.

Iris. Momus. Ephemerographos.

Iris. Ey, da kommt ja Ephemerographos! Sey mir gegrüßt, du holder schöner Jüngling! Wie freut mich's dich wieder zu sehen! Du bringst uns wohl recht schöne neue Sachen? hurtig, ausgepackt! — Aber, was fehlt dir, Lieber? du siehst ja aus, als ob du dich gezankt hättest, was ist's?

Ephem. Nichts, schönste Iris, gar nichts!

Iris. O, es ist ganz gewiß etwas!

Ephem. Nun, wenn ich's denn sagen muß, da begegnete mir im Vorhof Merkur, und sagte mir Sottisen, ohne daß ich ihm nur mit einer Miene dazu Anlaß gegeben hätte.

Iris. Ist's möglich? Merkur — Sottisen?

Momus. Das wäre wahrlich nicht das erstemal in seinem Leben.

Ephem. Er tractierte mich als ob ich nicht gut genug wäre, ihm seine geflügelte Schuhe umzubinden!

Iris. Davon begreif' ich nichts! Da steckt ganz gewiß eine von unsern Göttinnen dahinter, die sich in einer Anwandlung von — guter Laune einen Spaß daraus machen wollte, Euch zusammen zu hetzen.

Momus. Ich wollte, Jupiter dächte einmal im Ernste drauf, daß es ein wenig rühriger im Olympus zugienge. Es ist würklich nicht hübsch, die Damen dahin zu bringen, daß sie, um nicht vor langer Weile gar zu vergehen, Schöngeisterey treiben müssen.

Iris. Daß Herr Momus doch sein loses Maul nicht einen Augenblick zähmen kann! — Aber, lieber Ephemerographos, was kann denn Merkur gegen dich haben? Du bist doch so schön! so unterhaltend! so geistreich! so liebenswürdig!

Ephem. (erröthet und macht ein kleines Mündchen.)

Momus. Du brauchst eben nicht so jüngferlich zu thun. Wenn man das Handwerk schon über Jahr und Tage treibt wie du, so sollte man über's roth werden lange hinaus seyn.

Ephem. (zu Iris). Aufrichtig zu seyn, schöne Iris, ich glaube selbst, es ist die pure pute Eifersucht, die ihn gegen mich aufbringt. Er beneidet mich.

Momus. Da bist du glücklich! Besser Neider als Mitleider!

Iris. Nun, wenn Merkur auch ein wenig neidisch auf dich wäre, so hätte er alle Ursache dazu. Er bringt uns in einem ganzen Jahre nicht so viel gutes als du in einem einzigen Monat.

Ephem. (mit Prätension lächelnd). Du bist sehr verbindlich, schönste Iris. Freylich arbeiten auch lauter Genies für mich! das macht schon einen Unterschied!

Iris. Ich sollt' es denken — einen unendlichen Unterschied!

Momus. Zumal in Versen! Aber dafür bist du auch ein Autor in Groß=Median-Quart in fein Pappier, und er nur in Mittel=Octav und auf Druck=Pappier. Alle Regeln der Physiognomonie müßten falsch seyn, wenn da noch ein Rangstreit unter Euch seyn könnte!

Ephem. Höre, Momus, ich bin von keiner Familie, die Spaß mit sich treiben läßt. —

Iris. Laßt ihn spotten! Deine Vorzüge stehen Gottlob! auf bessern Füßen. Merkur wäre lächerlich, wenn er sich im Ernst mit dir vergleichen wollte. Er verkauft

uns Fabrikwaare und Trödel für unser baares Geld; du giebst uns die feinsten Düfte und schmackhaftesten Früchte des Gefühls und des Witzes umsonst: Er bezieht die Messen und muß sehen wie er den großen Haufen befriedigt; du verlangst nur einem kleinen Kreise zu gefallen, aber er besteht aus Göttern!

Momus. Als ob das nicht gerade die Leute wären, die man am leichtesten befriedigt.

Ephem. (zur Iris ohne auf Momus zu achten.) O was das betrifft, so überbescheiden bin ich auch nicht, daß ich mir meiner Vorzüge nicht sehr wohl bewußt seyn sollte, und ich denke ich habe sie dem alten Knaben zu fühlen gegeben!

Momus. Da bist du auf dem rechten Wege! Man ist nur was man sich einbildet.

Ephem. Aber ich kan mich nicht länger aufhalten. Ich muß eilen um mein neues Paquet an Minerven abzugeben. Lebe wohl, schöne Iris — Sein Diener, Herr Naserümpfer!

Momus. Nur noch Eins auf den Weg, lieber Herr E—phe—me—ro—gra—phos! Der Herr hat für seine wenige Corpulenz auch einen gar zu langen Nahmen. Wie wenn er ein Paar Sylben davon in den Scart legte und ließe sich kurzweg Ephemeros nennen?

Ephem. (zu Iris.) Ob da nicht ein Schalk dahinter steckt?

Iris. Ich verstehe kein Wort Griechisch —

Ephem. Ich auch nicht — Ich will Minerven fragen; die muß es als Schutzpatronin von Athen am besten wissen.

Iris (ihn auf die Schulter klopfend). Lebwohl, liebes Ephemerographuschen!

Ephem. Lebwohl, liebenswürdige Vertraute der Götterkönigin! (im weggehen vor sich) Das ist doch noch ein Mädchen das Geschmack hat!

The History of Scotland, by Gilbert Stuart.

Kaum war diese merkwürdige Neuerung in der Kirche (die Bischöfliche Würde) mit Mühe eingeführt, so starb schon John Knox, ihr strengster Vertheidiger und Unterstützer. Der Eyfer, der ihn jederzeit ausgezeichnet hat, das Pabstthum auszurotten und den despotischen Entwürfen der Marie von Lothringen Einhalt zu thun, hat ihn beynahe verewigt. Er war unermüdet in Befestigung der Reformation nach seinen Grundsätzen. Unauslöschlicher Eyfer und Frömmigkeit, unbestechliche Rechtschaffenheit und ein Muth, den nicht Gefahren noch der Tod erschüttern konnte. Seine Kenntnisse hingegen von Litteratur und Gelehrsamkeit waren nur mäßig und gering; von Philosophie wußte er gantz und gar nichts. Ein offnes Hertz, eine Beurtheilungskraft, die seine Penetration weit überstieg; von Natur streng, in seinem Betragen rauh und fast bäurisch. Ein übermäßiger Haß und Verachtung gegen das Pabstthum ernährte ihn gleichsam und in Ausbreitung der reformirten Lehre war er überzeugt, daß er das Werk Gottes selbsten ausbreite.

Überzeugt, daß die Endzwecke, die er in Absicht hatte, das edelste und vortreflichste seyen, was irgend eine menschliche Seele in Bewegung setzen könne, glaubte er auch, es seye seine Pflicht, sie durch alle Mittel und Wege, die er nur in Gewalt hätte, zu befördern.

Die Beweggründe seines Betragens waren uneigennützig und rechtschaffen, aber der Gang und die Weise davon war nicht zu loben noch zu empfehlen. Er war immer im Eyfer, die Ehre Gottes zu befördern, aber er bedachte nicht, daß solch ein erhabener Endzweck, in uneingeschränkter Ausübung, nicht mit der Schwachheit und Unvollkommenheit der menschlichen Natur bestehen mag. Eben denselben Endzweck brauchten auch die Mörder des Cardinal Braton zu ihrem Vorwand, und unser Reformator stund nicht an, solchen als eine hinlängliche Rechtfertigung für sie anzusehen.

In solchen Grundsätzen suchte Carl der neunte eine Schutzrede für sein parisisches Blutgemetzel, und Ravaillac

gebrauchte sie als einen rechtfertigenden Beweggrund seines Königmords. Die ungeheuersten Verbrechen sind aus eben dieser Wurzel aufgestiegen, und auch unser Reformator blieb nicht frey von verheerender Gewaltthätigkeit und Grausamkeit, die aus eben demselben Grunde kam. Liebreiche Milde, Mäßigung, Friedseeligkeit, Gedult, Menschlichkeit waren nicht unter der Zahl seiner Tugenden.

Das Pabstthum sowohl als die es bekannten waren Gegenstände seiner Verabscheuung. Indem er aufstand, wider die Verfolgung der Priester zu schreyen, ward er selbst ein Verfolger. Sein Argwohn, daß die Königin die päbstliche Religion wieder einführen wolle, war tief gewurtzelt und unzerstörlich bey ihm; und auf die leichtesten Verlangen und Anmaßungen hiezu brach er mit unerhörter Strenge das Band der Vertraulichkeit und Hertzlichkeit, das so nothwendig den Fürsten und sein Volk zusammen halten muß. Er zog auf ihre Regierungsart los und fiel mit unanständiger Heftigkeit über ihre Person her. Die Schuldigkeit eines Unterthans aufzuheben und Empörung zu erregen schmeichelte seinem Stolz. Er mochte gern einen dirigirenden Einfluß auf die Staatsmänner seiner Zeit haben, und das Übergewicht, das er beym Volk hatte, erhielt auch diese in Respect und Gehorsam gegen ihn. Mit der ungebundensten Freyheit sagte er ihnen seine Meynung, und war wenig besorgt, seiner Heftigkeit oder seinem Eigensinn Schranken zu setzen. Seine Erinnerungen im Zorn, es mochte Staats oder Religionsangelegenheit seyn worüber er sprach, so war seine Erkenntniß als unbetrüglich vorausgesezt. Er verlangte für nichts geringers als für ein Organ des göttlichen Willens angesehen zu werden. Widerspruch erregte ihn zu Feindseeligkeit, und seine Empfindlichkeit faste tiefen und daurenden Grund. Das zeitliche Interesse der Gesellschaft sah er an als gantz dem geistlichen unterworfen, und eben so fremd mit den Gegenständen der Regierungskunst als mit der Natur des Menschen, hielt er die Regungen des Ehrgeizes für ungeistlich und gottlos, und wußte nicht, daß ieder Mensch nur auf dem Strom seiner Neigungen zu Tugend und Glück gebracht wird, und daß

Bewunderung und Vorzug hauptsächlich erworben werden durch den Muth, die Kraft und Fähigkeit zum Gebrauch der öffentlichen Geschäfte. Er selbst prägte keine andere Tugend ein, als eine ascetische oder solche, die nichts mit der Welt zu thun hat. Die gäntzliche Verachtung dieser Welt war der Gegenstand seiner Predigten. Er war ein Todfeind aller Freude und Lustbarkeit, und es war seine Meynung, das menschliche Leben müsse nur in Devotion, in Dultung und Sorgen zugebracht werden.

Stolz auf seinen glücklichen Erfolg, umgeben mit Schmeichlern und den Anfeurern der unwissenden ehrerbietigen Menge, erhielt er einen über alle Maßen hohen Begriff von seinem eigenen Verdienst. Er nahm die Illusionen erhizter Phantasie für prophetische Eingebungen, und in schwindelnder und unmäßiger Eitelkeit glaubte er in die Zukunft dringen zu können und die Geheimnisse der Vorsehung vorauszusehen. Nicht zufrieden ein Heiliger zu seyn, wollte er auch ein Prophet werden.

Indeß war er in den Verrichtungen seines Amtes eyfrig und rechtschaffen. Strenge und unabläßliche Arbeit, wache und ängstliche Sorgen zerstörten seine Kräfte und beschleunigten seinen Tod. Er sah ihn ohne Furcht herankommen, sprach mit einer entzückten Freude von dem Dienst, den er dem Evangelium und der Kirche geleistet hätte, und blieb immer einmüthig im Gebeth mit den Brüdern. Er war fest im Vertrauen auf eine seelige Zukunft und verwarf auch den geringsten Schatten von Zweifel und Ungewißheit. Er übergab seinen Geist voll fröhlichen Muths, und zeigte kein Widerstreben.

Der Geschichte geziemt es, seine Tugend sowohl als seine Unvollkommenheiten zu schildern; daher mag zur Verringerung dieser lezteren angemerkt werden, daß er in einer rohen und wilden Zeit gelebt hat; daß seine Leidenschaft zu bekehren, und zugleich die Bereitwilligkeit zu verfolgen, da sie unmittelbarer zwar aus der Heftigkeit seines Temperaments und aus seiner Anstrengung zum Glauben herrührte, doch zugleich auch von den damahligen Sitten und Gewohnheiten, die in seinem Amte vorzüglich walteten, heiß und mächtig unterstützet wurden. Die

Mitglieder jeder geistlichen Verfassung sind natürlicher Weise beschäftigt, die Ehre und das Interesse ihres Amts auszubreiten, und damals eben waren die Zwistigkeiten zwischen den päbstlichen und protestantischen Lehrern in ihrer wildesten Wuth.

Die Religion zu vertheidigen und zu beschützen, ist der anscheinende Endzweck ieder Art von geistlicher Herrschaft; aber da die Artikel des Glaubens selbst sehr verschieden und unter sich uneinig sind, so sind auch die Lehrer und Führer ieglicher Kirche unter sich im ewigen Krieg. Jeder hält auf die Lehrsätze, die ihm anvertrauet sind, und wo nicht Reichthümer und Vermögen, die gemeiniglich ihrem Stand ankleben, sie zu träger Gleichgültigkeit verdorben haben, wodurch die Religion endlich in Verachtung fällt, so sind sie strenge, gleich unserm Reformator, um sich selbst von größerer Wichtigkeit zu machen, und breiten Übelwollen über andere Religionen aus, um die heftigsten und unheilbarsten Leidenschaften der Menschen in mehrere Bewegung und Gährung zu setzen.

Sie werfen Flecken auf die Religion, eben wo sie am reinsten und vorzüglichsten glänzt, nehmlich in ihrem Grundsatze des allgemeinen Wohlwollens; sie sind vorsichtig, die Wahrheit zu unterdrücken, damit sie nicht ihren kühnsten und weitesten Ausflug nehme. Die Vortheile, die sie hervorbringen, sind auf keine Weise mit dem Schaden, den sie anrichten, in Vergleichung zu bringen.

Vielleicht möchte es ein Glück für die Menschen seyn, wenn aller Aufwand, alle Formalitäten, und die Misbräuche aller religiösen Einrichtungen für immer ein Ende hätten; wenn die menschliche Societät eben so wohl des erhabenen Pontifex mit seiner dreyfachen Krone, als des wohlbestallten und wohlgefütterten Bischofs, und des gedemüthigten und gekränkten Presbyters zu gleicher Zeit los würde; wenn keine Glaubensbekenntnisse mehr, als Fahnen der reinen und unverfälschten Lehre, ausgesteckt würden; wenn Glaube und künftiges Leben frey und ledig gelassen würden, wie die Weltweisheit und die übrigen

Wissenschaften; wenn Nationen nicht mehr zu Meynungen eingeschirrt würden, wie Pferde an einen Wagen; und wenn jedes Menschen Hertz der eigne Altar und Tempel würde, worauf er seinem Gott opferte.

Sieben und dreyßigstes Stück.

Pindars fünfte Olympische Ode.

Dem Psaumis.

An die Nymphe Kamarina.

Erhabner Tugenden Preis
Und süße Blüthe der Kränze
Die zu Olympia sprossen,
Nimm, Tochter des Oceanus,
Mit fröhlichem Herzen,
Die Geschenke Psaumis
Und seines siegenden Maulthiergespanns.
Er deiner Stadt verleihend neuen Glanz,
Dir Kamarina, Völkernährerin,
Hat sechs der Zwillingsaltäre
Zu Festen ausgeschmückt der Götter,
Mit großen Stieropfern da feyernd,
Mit fünftaglangem Spiel der Kämpfe,
Mit Wagen und Mäulern und dem leichtgezäumten Roß.
Dir aber hat er zarten Ruhm gebracht
Durch seinen Sieg, und laut rief er
Des Vater Akron Nahme,
Und die neubewohnte Stadt.

Antistrophe.

Nun kommt er von des Oenomaus
Und von des Pelops lieblichen Fluren
Und preißt, o Städterhälterin Pallas,

Deinen keuschen Hain,
Und des Oanus Strom,
Und den vaterländischen See,
Und die herrlichen Kanäle,
Durch welche Hipparis sein Volk tränkt,
Und fester Wohnungen erhabnen Wald
In Eile verbindet;
Von blöder Unthätigkeit
In's Licht dieß Bürgervolk versetzt.
Denn immer kämpft um Tugenden
Aufwand und Müh, zu einem Werk,
Das mit Gefahr bedecket ist,
Doch wer das Ziel erreicht
Den halten seine Bürger selbst für weise.

Epodos.

Helfer, hochwolkigter Zevs,
Der du den Kronischen Gipfel bewohnst,
Und den breitfließenden Alpheus ehrst,
Und die heilige Grotte des Ida;
Dehmüthig bittend komme ich zu dir,
In Tönen lydischer Flöte,
Und flehe: diese Stadt
Mit herrlichen Männerthaten stets zu schmücken!
Du aber, Sieger in Olympia,
Mögst, dich ergötzend an Neptunischen Rossen,
Ein frohmüthiges Alter tragen,
Bis an das Ende,
O Psaumis, im Kreise deiner Söhne!
Wer aber gesunde Glückseligkeit nährt,
Im Überfluß von Vermögen,
Und noch den Ruhm hinzusetzt,
Der strebe nicht ein Gott zu werden.

Chiron der Alte.

Der weise Chiron, als er seinen Zögling
Nun bald zum Manne reifen sah, begann
Er einsmals so zu ihm: Geliebter Sohn,
O theurer Jüngling, würdig aller Sorgen!

Geh hin, und führe selbsten nun die Zügel
Von deinem Leben. Doch bevor du scheidest,
Vernimm annoch die Lehren deines Freunds.
Ob dir die Götter gleich die Jahre Nestors
Versagt, ersetze durch ein weis Betragen
Des Lebens Länge. Lerne leben eh'
Du stirbst. Geringes Land durch Fleiß erbaut
Ist mehr als wüste Königreiche werth.
Nicht von der Jahre langen Dauer, selbst
Nicht von der hohen Götter Wille, hängt
Das Glück des Lebens ab; der Mensch ist sich
Sein guter oder böser Genius.
Denk' nicht, o Prinz, daß dein erhabner Stand,
Geburt und Ehren und der eitle Nahme
Die Freude fesseln können; unglücklich
Bist du, woferne du nicht selbst dein Glück
Zu machen fähig bist. Das Glück ist stets
Dem Fleiß gewogen; ob der Pöbel gleich
Es mit verschloßnen Augen mahlt, so ist
Es meist rechtschaffner doch als man es denkt.
Es lächelt allen Ständen; jeder mag
In seiner Art des Glückes Schooßkind seyn.
Und ob nun alle nach ihm seufzen, wer
Erkennt's, wer fühlt's wie man's erhalten muß?
Natur hat mütterlich für uns gesorgt,
Sie gab schon jedem Sinn Ergötzlichkeit,
Und steckt ein reiches Ziel von Freuden aus
Dem der's erreichen mag. Wann Trägsinn doch,
Wann blinder Unverstand dahinten bleibt;
Wer zaudernd, zweifelnd sich dem Ziele naht,
Der läßt dem Zufall, was nur Fleiß und Müh
Erjagt. Auch ist ein großer Theil zu schwach,
Zu ungeduldig, harrt nicht bis an's Ziel,
Strebt allzuheftig wohl zu weit hinaus,
Und fällt, durch allzu große Weichlichkeit,
Verlangt zu viel und nun erhält er nichts.
Vermeid', o Sohn, vermeide, wenn du kannst,
Die Fehler solcher! Richte nicht dein Ziel
Zu hoch und nicht zu tief. Die allzu hoch

Gespannte Hoffnung bringt gar leicht Verzweiflung.
Jedoch vor allem merk' auf das was du
Beginnst, sonst ist das Leben Spiel und Traum.
Noch glücklich, wenn der Traum ergötzlich ist;
Doch unbewacht Vergnügen stirbt gar schnell.
Lern' du zu tragen; lerne wie! und wann!
Der sucht die Freud' umsonst, der Mühe scheut.
Vergnügen ist ein ernstes Ding; es kauft's
Die Arbeit, Vorsicht, sittsame Geduld
Und Richtigkeit im Handeln und im Seyn.
O deine allzu feur'ge Jugend führt
Zu weit dich von dem Ziel! Von heftigem
Verlangen brausend, stürmend immer, immer
Dem jungen ungezähmten Rosse gleich —
O braver Prinz, laß Leidenschaft dich nicht
Auf ihre irren Wege führen! Denk',
Ein rascher Augenblick verdirbt gar oft
Was lange Jahre nicht ersetzen mögen.
Wie wann aus Tracien der Sturm die Fluthen
Von dem Euxinus aufpeitscht und den See
Betrübt, so trüben Zorn und Haß die Brust
Des Menschen, und die heitre Ruhe flieht,
Und Freud' und Glück mit ihr aus seiner Seele.
Glück senkt den Anker nur in ruh'gen Sinn,
Und weise Biegsamkeit macht erst den Mann.
Erstick' in deiner Brust die Flamme, die
Zu früh erwächst, und stille sie mit Lehren
Der Weisheit. Oder greife nach der Leyer,
Die dir die Muse gab. Such' diese auf
In stillen Schatten; laß der Götter Lob
Von deinen Saiten schallen; oder sing
Die Lieblinge der Götter, sie, die Helden,
Die Weisen jener alten Zeit. Verehr'
Durch ähnliche Gesinnung diese. Weck'
Zu gleichem Thun dich durch ihr Lob. So wirst
Du besser bey der Saiten süßem Spiel,
Und kömmst beruhigter zu dir zurück.
Musik und Dichtkunst und die Einsamkeit
Besänftigen den aller rohsten Sinn.

Nur darum lehrt' ich dich so früh die Kunst
Der Saiten, bildete zur Leyer die Hand.
Nicht zum Vergnügen nur ist's gnug den Weg
Zu finden, groß ist auch die Kunst des Trosts.
Es scheint, des Schicksals wunderbarer Schluß
Hab' eine eigne Gottheit ausernannt,
Die jedes Menschen Freuden dämpfen soll,
Wann sie zu hoch erwachsen; daß auf Erden
Von Sorgen keiner frey sich halte, jeder
Zur Hälfte mindstens mit dem Elend theile.
Was mehr ist als die Hälfte, ist gar meist
Ein schwärmend Bild, ein Werk der Phantasie,
Das leicht zum Glück führt, aber auch zum Weh.
Faßt allzumächtig Trauer deine Sinnen,
So rechne mit dem Schicksal; sieh, wie viel
Noch unter dir! wie hoch du stehst! dann denk'
Das Schicksal weiser Helden, großer Staaten!
Verschmäh' Ergötzlichkeiten nicht, die leicht
Sind zu erhalten. Nur der Stolz verschmäht
Ein leichtes Spiel. Ich klage den, der schwer
Ist zu ergötzen. Wer Vergnügen nicht
Im Flug hascht, kriegt es nimmer. Lang bereitet
Ist es zu oft Verkleidung nur der Quaal.
Wer von dem stillgefäll'gen Ufer weicht,
Um auf der hohen See zu rudern, giebt
Die zarte Brust den wilden Stürmen, giebt
Sein Heil den ungewissen Wogen dar.
So drängt der Ehrsucht Trieb des Lebens Glück,
Den Frieden aus der Seel'. — Nur Hoffnung bleib'!
Denn ohne Hoffnung ist kein schönes Glück.
Thu auch noch mehr als Hoffen; zehr' dich nicht
In steten Träumen beſſ'rer Zukunft auf.
Das Leben endet, es ist Zeit, daß du
Beginnst!
Natur sey dir Geleiterinn
In allem. Sie allein ermüdet nie.
Verachte, mit der Kunst gesticktem Schleyer
Die Einfalt ihrer Reitze zu verhüllen.

Leb' nicht in Nachahmung. So groß der Mann,
Den du zum Bild dir wählst, so klein bist du,
Wenn du bloß knechtisch nachzuahmen suchst.
Auch laß der Menge Ausspruch nicht Gesetz
Dir werden. Folge deinem eignen Trieb!
Und sey dir treu, und leb' dein Leben dir!
Wann früh Aurora in dem zarten Ost
Erwacht, und nun der Welt den Herrn des Tags
Verkündigt, eile du in's Feld und such'
Des Waldes tobend Ungeheuer auf;
Bezähm' ein muth'ges Roß und bändg' es unter
Des Zügels Herrschaft; oder geh hinab
Zum Spiel der kühnen Waffen; stärk' den Arm,
Den mächt'gen Speer zu schleudern, fest den Schild
Zu stützen! — Jedem ruhmvollen Geschäft
Ist stets die süße Morgenröthe hold.
Dann laß am Mittag ein geringes Mahl
Die Sinnen dir ergötzen, kürzern Schlaf
In kühlen Schatten, freyen leichten Scherz,
Und künft'ge Freuden und vergangne Lust.
Wenn nun der Abendstern sein Spiel beginnt,
So find' auch er dich unter Freunden noch
Gelagert an dem moosbedeckten Ufer.
Laß Wein und Scherz und Kränz' und Saitenspiel
Und Thais holde Lieder dir die Sorgen
Weit weg verbannen, junge Freuden rufen!
Also verjage du den schwarzen Kummer;
Und fürchte nicht das Übel, bis es kömmt.
O Peleus tapfrer Sohn, ob am Skamander,
Ob fern am Simois die Griechen gleich
Dein Schicksal einst beweinen — wann und wo!
Was kümmert's! Ist der Schlag bestimmt, so mag
Selbst Jovis Wille nicht ihn wenden. Drum
Sey du getrost; und füll' die kurze Bahn
Des Lebens mit erhabnen Thaten! Leb'
In Eile, weil das Schicksal Eil' gebeut!
Noch Eins, mein Sohn! dann soll nicht mehr dein Ohr
Die lange Lehre deines Freunds ermüden.

Lern', wie man Gutes thut, und thu's! dieß ist
Die Wissenschaft, die wenige verstehn.
Zu Geben und zu Schützen! ist was größers
Für eines Fürsten Herz? Was kan die Menschheit
Mit höherm Adel schmücken? — dieses nur
Erwirbt Gehorsam dir und Liebe. Glück
Der Menschheit sey dein Glück! Nur dieß beseelt
Dich selbst und rund umher dein Volk um dich.
Doch sieh, Aurora führt bereits den Wagen
Des Tags herauf! und Peleus, zärtlich dich
Erwartend, schilt ob dem Verzug. Geh dann,
O edler Prinz, wohin dein Schicksal ruft!
Geh du bestimmt den Weg, und fürchte nichts!
Was auch die Götter dir zum Lebensraum
Vergönnt, so ist dein Nahme doch unsterblich.
Mehr als ein zweyter Peleus steigt in ihm
Empor. Es wird der Fürst der Dichter einst
Ihn künft'gen Zeiten preißen; er nur wird
Begeistern zur Eroberung der Welt.

Acht und dreyßigstes Stück.

Todteslied eines Gefangnen.

Kommt nur kühnlich kommt nur alle
Und versammelt euch zum Schmause
Denn ihr werdet mich mit dräuen
Mich mit Hoffnung nimmer beugen.
Seht hier bin ich, bin gefangen
Aber noch nicht überwunden.
Kommt verzehret meine Glieder
Und verzehrt zugleich mit ihnen
Eure Anherrn eure Väter
Die zur Speise mir geworden.
Dieses Fleisch das ich euch reiche
Ist, ihr Thoren! euer eignes

Und in meinen innern Knochen
Stickt das Marck von euren Anherrn
Kommt nur kommt mit iedem Bissen
Kann sie euer Gaumen schmecken.

Die heilige Cäcilia
oder
wie man zu Ruhm kommt.

Ein Gespräch.

A. Wo kommen Sie her?

B. O Freund, daß Sie den schönen Tag versäumt haben! Aus einer vortrefflichen, himmlischen Musik in der Pauls-Kirche. Alle Instrumente, alle Virtuosen ließen sich hören und übertrafen sich selbst. — Wie sollten sie auch nicht? Es ist ihr Ehrentag! die Musik war ihrer Schutzgöttin heilig.

A. Also ist's Cäcilientag! — Das ist, wenn man nicht im Kalender studirt! War die heilige Cäcilia auch dabey?

B. Unsichtbar ohne Zweifel! Auf Schwingen der Andacht, Liebe und Theilnehmung herabgetragen hob sie die Stimmen der Sänger und Instrumente, so wie die Seelen der Zuhörer zu sich empor, wie auch der Text sang — —

A. Also haben Sie ihr Drydens und Händels Musik vorgesungen? da steht so etwas:

Er hob den Menschen zum Himmel hinauf
Sie zog den Engel zur Erde herab.

B. Recht so; es war Händels Musik von der Zauberkraft der Töne Timotheus auf Alexander.

A. Ich bitte vergessen Sie seine Companin nicht: auf Alexander und Thais: denn diese feierte eigentlich den Triumphzug dieser Musik. Für sie war sie eingerichtet und ohne Zweifel hatte sie den Castraten Timotheus dazu erkauft, ihr durch alle Irrgänge seiner Zauberkunst den König in's Netz zu spielen. Wahrscheinlich, mein Freund, hat die heilige Cäcilia Euerm Fest nicht beygewohnt.

B. Warum nicht? Sie sind unbegreiflich.

A. Eine Heilige bey der Musik auf Thais? Eine Heilige, die unter den Braut Schmuck das härne Hemd anzog, und da die Instrumente schallten und das goldne Ehebett vor ihr stand, auf nichts sah und hörte, sondern nur an die Errettung und Erhaltung ihrer Jungfräulichkeit dachte, ja die eben dieser Abstraction wegen in die Zahl der Heiligen kam; eine solche kan, ohne ihrem Charakter zu vergeben, nicht in einer Gesellschaft erscheinen, wo man ihr zu Ehren singt, wie Alexander

— — seufzt, seufzt, seufzt,

— — blickt, blickt, blickt,

zulezt von Lieb' und Wein berauscht an die Brust einer Buhlerin sinkt, die ihn auftrommeln läßt, die Fackel ergreift und als Mordbrennerin eine überwundene sichre Königsstadt wehrlos in den Brand zu stecken vorangehet. Ein schlechtes Thema für eine keusche Heilige! für eine stille blöde Jungfrau, die selbst ihren Eltern in einer Sache, die sie für die erste Frage des Katechismus hielt, sich nicht zu widersetzen getraute — —

B. Sie wird im Himmel dreister geworden seyn! Und überhaupt ist mir bey der schönen Musik nichts weniger eingefallen als Ihre Spizfindigkeiten: verschlungen im Meer des himmlischen Wohllauts vergißt man solche Kritteleien —

A. Die heilige Cäcilia vergißt's schwerlich: denn Sie wissen: Cantantibus organis illa in corde suo soli domino decantabat dicens: Fiat cor meum et corpus meum immaculatum ut non confundar — wie ihre Legende sagt. Aber lassen wir das unpassende Süjet, dem ich seiner melodischen Construction und insonderheit um Händels vortrefflicher Töne willen gern verzeihe; ich habe noch einen andern Grund, warum die heilige Cäcilia bey Ihrer Musik schwerlich dabey gewesen.

B. Darf ich diesen Grund wissen?

A. Er liegt klar in den angeführten Worten ihrer Legende, dem einzigen schwachen Document, das wir von ihrer Geschichte haben, und ist — weil sie die Musik nicht liebte.

B. Nicht liebte?

A. Auch nicht einmal auf sie merkte. Als die Hochzeit Instrumente schallten, dachte sie gerade ans Gegentheil als an das, was sie sangen. Sie zog ihre Sinne von alle den Reitzungen des bösen Feindes ab und dachte am Arm des brennenden schönen, sie innig liebenden Jünglings an — ihr härnes Hembde.

B. Und ist die Schutzpatronin der Musik worden?

A. Eben deswegen. Ein Mäcenat muß primo von dem nichts verstehen was man ihm zueignet. Secundo muß er's auch ganz und gar nicht ausstehen können. Er muß, wenn man ihm davon spricht, an etwas anders und wo möglich an das entschiedenste Gegentheil denken. Alsdann und nicht anders ist er ein würdiger Mäcenat.

B. Sie scherzen bitter; erlauben Sie mir aber, auch sehr gemein. Ich habe den Spaas 100 mahl gehört und gelesen.

A. Desto wahrer! So muß er durch viel Erfahrungen bewährt seyn. Aber versuchen Sie's! retten Sie ihre heilige Cäcilia aus der Legende; hier ist sie.

B. Es kam der Tag! das Brautbett ward bestellt, et cantantibus organis — könnte das nicht auch heißen da sie die Orgel schlug?

A. Warum nicht lieber: da sie Orgeln schlug, etwa ein Dutzend Orgeln. Gerade so übersetzte der unwissende Mönch, der sie zur Schutzpatronin der Musik machte. Er konnte sich unter dem Wort organis nichts als Orgeln denken und glaubte also, sie habe die feurigen Anträge ihres Liebhabers in der Schlafkammer überorgelt. Lesen Sie weiter! der Zusammenhang macht alles klar.

B. Cantantibus organis illa in corde suo soli domino decantabat dicens:

A. Die organa waren also die gewöhnlichen Hochzeit Instrumente: Musik und Gesang, der sie zur Schlaf Kammer begleitete, von denen sie ihr Ohr, als von verdrüßlichen Gegenständen abwandte — und eben deswegen Schutzpatronin der Musik ward —

B. Sie haben mir meine Freude an der heiligen Cäcilia gantz gestört.

A. Das will ich nicht. Sie ist so lang im Himmel und hat gewiß schon Hallelujahs gelernt. Auch sang sie ja in ihrem Hertzen, sogar bey widerwärtiger Musik, eine Keuschheits Arie zu buhlerischen Tönen: das war Canto fermo im eigentlichen Verstande — eine Vestigkeit der Seele, die sie größer macht, als wenn sie in ieden schmachtenden Ton hingeschmolzen wäre. Andachtslieder mag sie also sehr lieb haben; nur nicht Saufgesänge:

Bacchus Schlauch ist unser Erbtheil,
Trinken ist der Krieger Labsal.

nicht Thaisgesang:

Seufzt, seufzt, seufzt,

nicht Furiengesänge:

— Thais geht voran
Die Fackel in der Hand
Entflammt wie Helena ein zweytes Ilium.

B. Die Orgeln hat sie also auch nicht erfunden?

A. Weder Orgeln noch Pulver. Im Kopf des unwissenden Mönchs fand die Orgel der heiligen Cäcilia allein Raum. Orgeln sind ein altes Instrument Orients; frühe Kirchenväter denken an sie, und da Europa in der Barbarey lag brachten die Araber sie nach Europa. Sie wissen wie das Wunderwerk der Orgel angestaunt ward, das der Kalife dem Vater Carls des Großen sandte. Mit dem allen hat die heilige Cäcilia nichts zu schaffen.

B. Das thut mir leid!

A. Mir nicht: denn Orgel und Pedal sind kein schönes Instrument für eine schöne Jungfrau. Übrigens behalten Sie Ihr schönes Idol, das durch Gesänge, Gemählde und Kupferstiche einmal von festgesetztem Ansehn und klassisch ist. Ich will lieber die heilige Cäcilia zur Schutzpatronin der Musik haben, als den heil. Dunstan, Pancratius, St. Gall und andere, die manche gelehrte Leute vorgeschlagen haben. Eine Dame muß Göttin der Musik seyn; kein bärtiger Apostel. Ich glaube, daß selbst die himmlischen Chöre meistens weiblichen Geschlechts sind und daß die Männer nur allenfalls dazu brummen und im Baß aushalten. Cäcilia ist eine Sängerin aus diesem himmlischen Orchester, nicht jene Cäcilie der Erde. Sie

haben Freyheit, sie als einen weiblichen Engel in allem Glanz des Himmels zu mahlen, ganz Licht und Tanz und Gesang, der klingendste Ton aus der Weltharpfe des schaffenden Vaters.

B. So will ich sie mir also auch denken; und vielleicht bringe ich bald einen Lobgesang ihr zu Ehren zum Markt.

A. Da thun sie recht wohl und sehr dran! (wie der alte W. sagte). Nur setzen Sie sie nicht an eine Orgel. Wollen wir übrigens aus dieser gantzen Geschichte nach Hübners Art und Kunst eine nützliche Lehre ziehen, so ist's allenfalls die: wie man zu Preis und Ruhm kommt! die größten der Lieblinge der Fama werden sagen müssen, was ieder Candidat des Heiligen Geist Ordens niederknieend sagen muß: Herr, ich bin nicht werth!

B. Und die Nachwelt wird ihnen meistens antworten können, was Heinrich der 4te jenem Unwürdigen antwortete: Schweig, Narr! das weiß ich, ohne daß du mir es sagst. Und gab ihm die Maulschelle und den Ritterschlag des Heiligen Geistes.

Jubel-Ode
auf die Erfindung der Buchdruckerey.

Ergrimmt war einst der Satan sehr
Auf's menschliche Geschlecht:
„Ei wer iezt dreyfach Satan wär',
Das Volk zu plagen recht!
„Wohlan, ich hab's!" — und plözlich saust'
Ein Sturmwind dick herbey,
Der Teufel fuhr in Doktor Faust
Es ward Buchdruckerey.

„Erfind" sprach er und knipp sein Ohr
„Erfind den Affen was."
Und hielt ihm öde Lumpen vor
Und Höllenschwärz' im Faß.

Und druckt! Er druckt in's Angesicht
Ihm vier und zwanzig Klaun:
„Nun sieh! wie fein das abe=sticht!
Und laß die Narren schaun.

Erfunden stracks war Deutschlands Zier,
Die edle Druckerey,
Man schnitt in Holtz, druckt' auf Papier
Den nassen schwarzen Brey.
Und ieder las sich toll und voll
Und Faust schund Geld und Gold
Dafür (wie's auch seyn muß und soll)
Ihn bald der Teufel holt'.

Nur seine Kunst blieb ohne Müh,
Die holte Satan nicht:
Da kritzeln sie und drucken sie
Noch immer sein Gericht.
Zerkratzen, wie's dort Satan that
Und ieder noch kan schaun,
Zerkratzen sich, da gilt kein Rath,
Mit vier und zwanzig Klaun.

Und weggewischt ist Seelenkraft
Mit nassem Lettern=Tuch:
Ei doch, was braucht es Kraft und Saft,
Muß ja hinein in's Buch,
Muß schwarz auf weiß da zierlich stehn,
Wie Lämmlein sanft und zahm,
Und will was ganz hinein nicht gehn
So geh es lendenlahm.

Hinweg, du hast uns gnug geplagt,
Laß, Satan, laß uns los!
Ei doch, wie sitzen wir verzagt,
Nur in Buchstaben groß.
Das liebe werthe Publicum
Ohn' Sinnen und Verstand,
Leer ist sein Hertz, der Kopf ist dumm,
Das Büchlein in der Hand.

Ihr Brüder auf! und macht euch frey
Von Satans losem Strick,
Gebt ihm den nassen Letternbrey,
Den Lumpenkram zurück.
Schreibt euch, wer wo was Schönes fand,
(So gar viel ist es nicht)
Schreibt es euch ab mit eigner Hand
Wenn euch die Noth ansicht.

Und drückt es euch nicht auf Papier,
Drückt's euch in Sinn und Hertz,
So seyt ihr der Gesellschaft Zier
Mit Unterricht und Schertz. —
Und wer was schreibbar=schönes hat,
Weih' es erlesner Zahl —
Er weih' sein kleines schönes Blatt
In's — Tiefurther Journal.

Liebes Lied eines Amerikanischen Wilden.

Schlange warte, warte Schlange
Daß nach deinen schönen Farben
Nach der Zeichnung deiner Ringe,
Meine Schwester Band und Gürtel
Mir für meine Liebste flechte.
Deine Schönheit deine Bildung
Wird vor allen andern Schlangen
Herrlich dann gepriesen werden.

Neun und dreyßigstes Stück.

An die Erinnerung.

Du der namenlosen Wonne,
Des tiefen Schmerzens sanftere Gespielin,
Komm von den Ufern des Lethe
Wo du nachdenkend sitzest —
Indeß die bläulichen Fluthen
Still vorüber dir gleiten.
Trinke nicht aus den rollenden Wellen den Tod dir!
Komm! bringe mir Freundin den Schleyer
Den in der sanft gehobenen Rechte du hältst,
Der so lang und so weiß
Zu deinen Füßen herabwallt:
Leg' ihn um's Herz mir; verwahrend
Alles was Schicksal, und die fliehende Zeit,
Auf blauen Flügeln mir brachte.
Vor allen bewahre
Das was Liebe mir schenkte,
Beydes Schmerzen und Freuden — — —
Umwinde sie doppelt
Mit dem heiligen Schleyer,
Daß niemals ein forschender Blick sie erspähe,
Daß niemals mein Herz sie verliere.
Schon lächelt mir Freundin dein Blick
Voll Wehmuth und Ruhe, — du kömmst —
Du deckest die Augen sanft mir zu;
Daß ich der Zukunft Fernen nicht sehe
Daß nicht ihre weiten
Nebel-Gefilde mich schrecken.
Süß in dir sich verlierend, Erinnerung!
Findet Ruhe die Seele!
Du, Treue, verlässest
Keinen der lieb dich hält.
Ist alles fliehend und täuschend:
So bist du doch wahr und beständig.

Alphabet der Liebe.

Abschied. Die Annäherung macht bang und ängstet, der Abschied selbst schmerzt und betäubt; die nachfolgende Traurigkeit gewährt einen hohen Genuß. — Abschied für immer gleicht dem Tode.

Beständigkeit. Unbeständigkeit sollte nie ein Vorwurf seyn, und Beständigkeit nie als Verdienst gelten: Treue liegt in unserm Willen, allein Beständigkeit hängt von unserm Herzen ab, und wer vermag diesem Zaubergewebe zu folgen, oder ihm ein Muster vorzuzeichnen?

Cypressen. Sind der Schmuck des Todes; ihr ewig grünes deutet auf Fortdauer des Abgeschiedenen, und auf bleibendes Andenken der Lebenden.

Dumpfheit. Haben blos gescheute Menschen, sonst ist's Dummheit. Es ist die Qualität aller Künstler und aller Liebenden, es ist der schöne zauberische Schleyer, der Natur und Wahrheit in ein heimlicheres Licht stellt.

Eitelkeit. Gränzt nahe an ausschließende Selbstliebe; und darf drum nie die Quelle der Liebe seyn. Wenn ein eitler Mensch liebt; so muß seine Eitelkeit sichtbahr sich vermindern.

Freyheit. Ein Phantom, nach welchem jeder strebt, und dessen Würklichkeit wenige ertragen können. Wer liebt, und nach Freyheit strebt, der misbraucht sie gewiß!

Geschenke. Kleine Geschenke der Liebe sind unzertrennlich von dieser — aber die zarte Knospe wird erdrückt unter der Last: und meist hört Liebe auf wo diese anfangen.

Herz. Was darf man über dieses trotzige und verzagte Ding sagen? wer will es nicht gern beherschen? und wen beherschte es nicht?

Inconsequenz. Erscheint oft ohne dem Verstand oder dem Herzen Schande zu machen; Inconsequenz äußert sich meist im Betragen, und dieß bestimmen angenommene Verhältnisse, daher hat sie wenig Bezug auf das Weesen eines Menschen.

Kälte. Thut dem Kopf wohl, und dem Herzen wehe.

Liebe. Wer kan, wer vermag dich göttliche Schöne zu schildern! Wenn deine Einflüsse unser ganzes Wesen durchströhmen, wenn wir vom Fuß bis zum Scheitel nur Herz, nur Gefühl sind; dann bist du o Liebe, hoher, nicht gemeiner Art. — Deine Reinheit bezeichnet die Quelle aus der du entspringest, nicht der Gang des Strohms der dich zuweilen hinreißt.

Mitleid. Liebe aus Mitleiden, ist ein Allmosen, das den, der giebt, und den, der empfängt, beschämt.

Nahmen. Nahme des Geliebten: ein Zauberwort dessen Klang die innersten Saiten der Seele weckt, an dem tausend süße Erinnerungen hangen — Erinnerungen, die die Gegenwart allerdings wahrer, lebendiger macht; aber auch inniger, süßer? Im Elysium ward der Nahme des Geliebten gebildet; die Erde giebt ihm nur die Gestalt.

Optik. Unser Auge ist der Spiegel der Seele; wer aus diesem nicht mit bloßen Augen lesen kan, der bedient sich vergebens des Seherohrs: Verstand genannt!

Phantasie. Phantasie des Verstandes gebierth bunte mannichfaltige fröhliche Bilder; Phantasie des Gefühls erzeugt trübe einförmige meist traurige Bilder. Jene verschwinden im Fluge; wie gern weilt man bey diesen!

Quelle. Der Quellen des Unglücks giebt es mehrere, als der Quellen des Glücks!

Reue. Ward nie der wahren Liebe Lohn, nur der Liebe, die irre ging, folgte sie.

Schönheit. Fesselt mehr als sie bindet, sie umfaßt mächtig aber unsanft; Güte mindert die Last, nicht die Gewalt der Fesseln.

Traum. Träume sind Deutungen, und oft warnende Schuzgeister: auch wirklich meist Schlüssel zu unsern Weesen; was man träumend thut, dazu ist man auch wachend fähig — dieß gilt vom Guten sowohl als vom Bösen.

Unsinn. Wenn das Herz Meister des Kopfs wird, so reden wir Unsinn und handeln unsinnig. Unsinn ist ein heilbahrer Zustand, Thorheit nicht, weil jener einen zufälligen vorüber gehenden Grund hat.

Verschwiegenheit. Kostet einem edlen Menschen gar nichts, er sieht sie als einen Tribut an, den er seinem eigenen Gefühl zahlt. Ein sehr individueller Mensch ist stets verschwiegen, weil er mehr in sich, als in Andern seine Existenz hat. Ein verschwaztes Wort kan einen unersezlichen Verlust und Schaden verursachen, und ein großer Mensch schadet nie, wo er die Unmöglichkeit sieht wieder helfen zu können.

Wahl. Die Liebe wählt nicht, sie hat schon gewählt.

Zwist. Der Liebe Spielwerk, durch Versöhnung süß — wird der Zwist Trennung, so wendet die Liebe sich weg auf ewig.

Ein Tartarisches Liedchen.

(Sie glauben, daß die Verstorbenen See=Enten würden; darauf beruhet die Idee des Liedes.)

Auf die See bist du gefallen,
Klag' ich, lieber Dschenage!
O daß ich gesehn dich hätte,
Dich gesehn auf blanker See!
Liebend hätt' ich dich ergriffen,
Und gewiß dich nicht verfehlt;
Denn nach dir wo hätt' ich irgend
Einen andern je gewählt?
Könnt' ich wie der Habicht fliegen,
Flög' ich, Dschenage, nach dir:
In die Wolken flög' ich, lieber!
Und brächt' dich herab zu mir.

An die Freundschaft.

Heil'ge Freundschaft, die auf Engelsflügeln
Sich emporschwang zu den selgen Hügeln,
Unser Erdenland verließ
Und gieng auf in's Väter=Paradies:

Wo sie noch aus zarten Mutterhänden
Uns ihr Kind zuweilen her will senden,
Liebe, die auch irre geht
Und für Treue öfters Reu' empfäht.

Holde Freundschaft, kehr' o kehre wieder,
Hand und Herzen bindend, zu uns nieder:
Ohne dich ist alles leer
Auch die Liebe selbst nicht Liebe mehr.

Wenn du uns dein Bild noch lange raubest,
Und es gar dem süßen Trug erlaubest,
O so wird dein Menschenreich
Bald dem wüsten wilden Chaos gleich.

Vierzigstes Stück.

Edel sey der Mensch
Hülfreich und gut
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen
Die wir kennen.

Heil den Unbekannten
Höheren Wesen
Die wir ahnden
Ihnen gleiche der Mensch
Sein Beyspiel lehr uns
Jene glauben.

Denn unfühlbar
Ist die Natur
Es leuchtet die Sonne
Über Böse und Gute
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne.

Wind und Ströme
Donner und Hagel
Rauschen ihren Weg
Und ergreifen
Vorübereilend
Einen um den andern.

Auch so das Glück
Tappt unter die Menge
Wählt bald des Knaben
Lockige Unschuld
Und bald den kahlen
Schuldigen Scheitel.

Nach ewigen ehrnen
Grosen Gesetzen
Müssen wir alle
Unsers Daseyns
Kreise vollenden.

Nur allein der Mensch
Vermag das unmögliche
Er unterscheidet
Wählet und richtet
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen.

Er allein darf
Dem Guten lohnen
Den Bösen strafen
Heilen und retten
Alles irrende schweifende
Nützlich verbinden.

Und wir verehren
Die Unsterblichen
Als wären sie Menschen

Thäten im Grosen
Was der Beste im Kleinen
Thut oder mögte.

Der edle Mensch
Sey hülfreich und gut
Unermüdet schaff er
Das nützliche, rechte
Sey uns ein Vorbild
Jener geahndeten Wesen.

Ein Traumgespräch.

Jüngling. Welch eine schöne Gestalt kommt daher? Phryne und Lais sind nicht so schön! Sie muß fremd seyn. Athen hat sie noch nicht gesehen. — Ich will sie anreden — Aber was hält mich zurück? Sollt' es Hochachtung, Ehrfurcht seyn? doch vielleicht ist sie für mich eine neue Eroberung! Fasse Muth! Darf man fragen, wer du bist? welches Land so glücklich ist dich zu besitzen? So schön, so reitzend und doch unbekannt zu seyn? O! Erlaube mir, daß ich dir zeige was du mir eingeflöset hast: Ach könte ich dir sagen was ich alles für dich fühle, wie ich dich liebe, wie ich wünschte alles mit dir zu theilen, was ich nur immer in meinem Besitz habe! Komm laß dich umarmen; nur ein Kuß von dir —

Gestalt. Geh o Jüngling, du verkennest mich; mein Schicksal ist, oft verkannt zu werden; aber höre mich an. Ich bin ein Wesen das durch sich selbst bestehet; ich bin die Seele der Natur, die Urkraft aller Geschöpfe; das Gute, das Edle, das Erhabene kommt von mir. Es giebt zwar noch einen der meinen Nahmen führt und oft meine Gestalt annimmt, womit er die Sterblichen täuscht. Aber ich habe nichts mit ihm gemein. Er wird zwar mehr geehrt, man bringt ihm mehr Opfer, indessen ich von wenigen Sterblichen gekannt werde und in stiller

Verborgenheit gleichgültig zusehe wie mein Nahmensbruder in der Welt über mir sitzet. Die sich aber mir ergeben haben, sind den Göttern gleich zu achten. Sie sind gantz Seele. Das wesentliche Schöne allein kann sie reitzen. Aber den der mein falsches Bild trägt, den rühret nur das Sinnliche! daher sieht man ihn immer nur mit gebundenen Augen.

Jüngling. Wie? verlangst du denn, daß der Mensch ganz ohne Sinnlichkeit sey?

Gestalt. Laß mich ausreden. Die Kräfte der Menschen erlauben mir nicht, mich ihnen unmittelbar mitzutheilen. Um mich ihnen zu nähern und ihnen fühlbar zu werden, muß ich die Sinnlichkeit zu Hülfe nehmen. Wenn sich zwo Seelen mischen, bin ich mitten unter ihnen wie ein warmer belebender Hauch, wodurch sie nur Ein Wesen werden: und so wie an einem schönen Sommermorgen der silberne Thau die schönste der Blumen, die Rose, mit seinen Perlen bekränzt, so ist ein Kuß von mir. Er bleibt immer jung, immer schön, selbst die Götter haben ihre Freude daran.

Jüngling. O laß dich von mir umfassen! in dir hab' ich mein ganzes Glück gefunden.

Entschuldigung.

Du verklagest das Weib, sie schwanke von einem zum andern
Tadle sie nicht, sie sucht einen beständigen Mann.

Zwey und vierzigstes Stück.

Ein Trinklied.

Reiche mir den vollen Becher,
Daß sie weichen, meine Sorgen;
Denn wer bürgt mir: ob ich morgen
Trinken noch, und singen kann?

Fülle jede hohle Flasche!
Gram und Kummer zu besiegen
Soll die lezte Drachme fliegen —
Euch ihr Erben lach' ich an.

Trinkend soll mich Epheu kränzen,
Lorbeer, sing' ich, mich umschlingen:
Reime wird der Rausch mir bringen,
Schwung der Sterne Sonnenbahn.

Mag der Parze Faden reißen!
Wo Silen und Bachus zechen
Wirds an Trauben nicht gebrechen;
Froh besteig' ich Charons Kahn! —

Madera.

Eine Romanze.

(Sänger und Sängerin können mit 1. und 2. wechseln.)

1. Und nun noch zum Schluß des Festes
Kosten wir ein Glas Madera
Tropfenweise, wie der Liebe
Süße Wehmuths Thräne tröpfelt.

2. Traurig süß ist die Geschichte,
Die wir singen: süß und traurig
Die Gesundheit, die wir bringen:
Aller unglücksel'gen Liebe!

1\. 2. Robert Machin, Anna d'Arfet,
Er ein edler stolzer Jüngling,
Sie ein süßes keusches Mädchen,
Beyde liebten sich, doch traurig.

1\. Hingeworfen in's Gefängniß
Von des Mädchens stolzen Eltern
Schmachtete der edle Bräutgam,
Doch sein Hertz blieb unverändert.

2\. Und gezwungen in der Ehe
Liebelose schwere Fesseln
Seufzete das treue Mädchen
Und ihr Hertz blieb unverändert.

1\. Und des guten Jünglings Freunde
Rüsten ihm ein Schiff am Ufer,
Führen Robert aus dem Kerker
Ihm die Braut in seine Arme.

2\. Willig folgete die treue
Anna d'Arfet in die Wellen:
Liebe Wellen, rauschet glücklich,
Fahret wohl, geliebte beyde!

Chor. Rauschet glücklich, liebe Wellen,
Fahret wohl, geliebte beyde!
Robert Machin, Anna d'Arfet!
Treuer Liebe Hoffnung lebe!

1\. Hin nach Frankreichs holdem Ufer
Strebet nun der edle Machin;
Doch die Küste schwindet traurig,
Traurig seufzen alle Winde.

2\. Dreyzehn lange Tag' und Nächte
Schweben sie auf offnem Meere,
Ohne Schiffmann, ohne Rettung,
Rette sie, geliebte Liebe.

Chor. Rette sie, geliebte Liebe,
Trage sie auf deinen Flügeln
In ein Land beglückter Seelen,
In ein Land voll Lieb' und Unschuld.

1. Da gieng ihnen auf der Freude,
Auf der Hoffnung Morgenröthe.
Sieh ein nahes schönes Eiland
(Nahmenlos — ietzt heißt's Madera).

Neue Vögel, neue Bäume,
Schöne Thäler, schöne Hügel,
Locken freundlich sie zur Küste,
Fliegen freundlich um ihr Segel.

2. Ach es ist der Sitz der Liebe,
Spricht das freudetrunkne Mädchen,
Mitten unter wilden Wellen
Uns vom Himmel selbst bereitet.

Ferne von Europa's Ufer,
Von dem unglücksel'gen Ufer,
Eine der glücksel'gen Inseln
Aus den alten Fabelzeiten.

Chor. Blühe schön, du Sitz der Liebe
Aus den alten Fabelzeiten,
Grünet schön, ihr holden Ufer,
Hoch, es lebe hoch: Madera!

1. Und sie steigen aus zum Lande,
Grüßend die geliebte Küste,
Sehn bewundernd diese Bäume,
Sehn bewundernd jene Früchte.

Die krystallne Wasserwoge
Kommt und spielt um ihre Füße:
Wilde Thiere kommen schmeichelnd,
Huldigend dem neuen Paare.

2. Und sie finden ein geliebtes
Schönes Thal, von Lorbeerbäumen
Rings umschattet wie ein Tempel,
Wie ein Paradies der Liebe.

Hier, Geliebter, spricht das Mädchen,
Unter diesem heil'gen Baume
Laß uns leben und uns lieben
Und hier liebvereinet sterben.

Chor. Unter diesem heil'gen Baume,
In der Liebe Paradiese,
Laß uns wohnen und uns lieben
Und denn liebvereinet sterben.

1. Doch ein böses Schicksal hörte
Den schuldlosen Wunsch der Schönen.
Wüthend kam ein harter Sturmwind
Und riß los das Schiff vom Anker.

Stürmend flog es in die Wellen
Scheiternd gen Marokkos Küste,
Alle armen Christenseelen
Wurden da der Mohren Sklaven.

2. Bebend sah das weiche Mädchen
Sich allein nun auf der Insel,
Sah den Vielgeliebten traurig,
Und erlag dem neuen Schicksal.

Unter diesem heil'gen Baume
Will ich ruhn, des Lebens müde!
Schlang um ihn die weißen Arme,
Schwieg und starb am dritten Tage.

1. Ihr und sich erbaut der arme
Robert nun fortan ein Grabmahl
Unter dem geliebten Baume
Und verschied am fünften Tage.

Eine Tafel auf dem Grabe
Nannte ihrer beyden Nahmen
Nannte ihrer beyden Schicksal
Und sprach so mit flehnden Worten:

1. 2. Wenn noch diese schöne Insel
Je ein Christenwandrer findet,
O so weih' er unserm Grabe
Ein Gebet und einen Tempel.

2. Als darauf nach manchen Jahren
Don Gonsalvo und Morales
Wieder fanden diese Insel
Und auf ihr der Liebe Grabmahl:

Weihten sie dem treuen Paare
Einen heil'gen Christentempel;
Jesustempel heißt das Grabmahl,
Und der Hafen heißt Machino.

Chor. Ruhe sanft in deinem Tempel,
Unglücksel'ges Paar der Liebe,
Und wer je glücksel'ger liebet,
Nenn' im leisen Kuß: Madera.

An die Illusion.

Komm, Gespielin der Phantasie, vom Creise der Seel'gen
Sieh mich jugendlich an. Mit deinem Rosen Gewand
Hülle mich ein; und sey mir stets eine treue Gefährtin,
Wenn die Seel' in trübe Wolken der Trauer vertieft ist.
Wiege mich zaubrend ein mit deinen sanften Gesängen,
Denn was ist ohne dich das gantze Leben der Menschen?

Nach dem Petrarch.

I'vo pensando —

Ich wandle denkend, und im Denken überfällt mich
So eine starke Frömmigkeit,
Die mich zu andern Thränen reißet
Als ich bisher zu weinen pflegte;
Daß täglich näher meinem Ziele mich befindend
Ich tausendmal vom Himmel jene Flügel
Erbeten, die vom irrdischen Gefängniß
Freyer zu ihm die Seele tragen mögten;
Und noch zur Stunde da mich nichts erhebet,
Nicht Bitten, Seufzen, Thränen nicht, so denk' ich
Und fühle deutlich, daß wer stehen könte
Und dennoch fällt, zulezt verdienet,
Daß wider seinen Willen er zur Erde liege.

Doch immer seh' ich jene mitleidsvollen Arme
Noch ausgestreckt, in die ich mich vertraue.
Nur trübt mein Hertz manch trauriges Exempel,
Ich fühle zitternd meinen Zustand: daß vielleicht mich
Ein andres spornet, und ich bin wohl schon am Rande.

Drey und vierzigstes Stück.

La Mort de Malbrouk.

Malbrouk s'en va-t-en guerre	Malbrough zieht hin zum Kriege
Mironton ton ton	Dudeldum dum dum
Mirontaine	Dudeldeyda!
Malbrouk s'en va-t-en guerre	Malbrough zieht hin zum Kriege,
Ne sait quand reviendra	Weiß nit, wann wieder kommt,
Ne sait quand reviendra	Weiß nit, wann wieder kommt,
Ne sait quand reviendra.	Weiß nit, wann wieder kommt.
Il reviendra t' à Pâques	Er kommt auf Ostern wieder
Mironton etc.	Dudeldum p.
Il reviendra t' à Pâques	Er kommt auf Ostern wieder,
Ou z à la Trinité :|:	Wo nicht nach Pfingstenwoch :|:
La Trinité se passe	Die Pfingstwoch geht vorüber
Mironton etc.	Dudeldum p.
La Trinité se passe	Die Pfingstwoch geht vorüber,
Malbrouk ne reviens pas.	Malbrough nit wieder da.
Madame à sa tour monte	Gnäd'g Frau auf ihr'n Thurm
Mironton etc.	Dudeldum p. [steiget
Madame à sa tour monte	Gnäd'g Frau auf ihr'n Thurm
Si haut qu'elle peut monter.	So hoch sie steigen kan. [steiget
Elle voit venir son Page	Ihr'n Edelknab'n sieht kommen
Mironton etc.	Dudeldum p.
Elle voit venir son Page	Ihr'n Edelknab'n sieht kommen,
De noir tout habillé.	In Schwarz ganz eingehüllt.

Beau Page, ah mon beau Page	Schöner Knabe, ach! mein schöner [Knabe
Mironton etc.	Dudeldum p.
Beau Page, ah mon beau Page	Schöner Knabe, ach! mein schöner Knabe,
Quelle nouvelle apportez?	Welch Botschaft bringen thust?
Aux nouvelles que j'apporte	Zur Botschaft die ich bringe
Mironton etc.	Dudeldum p.
Aux nouvelles que j'apporte	Zur Botschaft die ich bringe
Vous beaus yeux vont pleurer.	Schön Aug dein weinen wird.
Quittez vos habits roses	Leg' ab die Rosin-Kleider
Mironton etc.	Dudeldum p.
Quittez vos habits roses	Leg' ab die Rosin-Kleider
Et vos satins brochés.	Und blum'gen Atlas fein.
Mr. d'Malbrouk est mort	Herr Malbrough lebet nimmer
Mironton etc.	Dudeldum p.
Mr. d'Malbrouk est mort	Herr Malbrough lebet nimmer,
Est mort et enterré.	Tod und begraben ist.
J'l'ai vu porter z en terre	Ich sah'n zur Erde bringen
Mironton etc.	Dudeldum p.
J'l'ai vu porter z en terre	Ich sah'n zur Erde bringen,
Par quatre officiers.	Ihn trug'n der Hauptleut vier.
L'un portoit sa cuirasse	Der einte trug sein'n Harnisch
Mironton etc.	Dudeldum p.
L'un portoit sa cuirasse	Der einte trug sein'n Harnisch
L'autre sa culotte de peau.	Der and'r sein' ledern Hos'.
L'un portoit son grand sabre	Der trug sein'n großen Säbel
Mironton etc.	Dudeldum p.
L'un portoit son grand sabre	Der trug sein'n großen Säbel
L'autre ne portoit rien.	Der andre gar nix trug.
A l'entour de sa tombe	Rings um sein'm Grabeshügel
Mironton etc.	Dudeldum p.
A l'entour de sa tombe	Rings um sein'm Grabeshügel
Romarin l'on planta.	Ward Rosmarin gepflanzt.

Sur la plus haute branche
Mironton etc.
Sur la plus haute branche
Le rossignol chanta.

Auf'm allerhöchsten Zweige
Tudeldum p.
Auf'm allerhöchsten Zweige
Die Nachtigall that schlahn.

La cérémonie faite
Mironton etc.
La cérémonie faite
Chacun s'en fit coucher.

D' Beerd'gung nun vollzogen
Tudeldum p.
D' Beerd'gung nun vollzogen,
Ging jeder gleich zu Bett.

Les uns avec leurs femmes
Mironton etc.
Les uns avec leurs femmes
Et les autres tous seuls.

Die Ein'n mit ihren Frauen
Tudeldum p.
Die Ein'n mit ihren Frauen,
Die Andern ganz allein.

Ce n'est pas qu'il en manque
Mironton etc.
Ce n'est pas qu'il en manque
Car j'en connois beaucoup.

Zwar fehlt es nit an Weibern
Tudeldum p.
Zwar fehlt es nit an Weibern,
Denn ich kenn' ihrer viel.

Des Blondes et des Brunes
Mironton etc.
Des Blondes et des Brunes
Des Chataignées aussi.

Blondinen und Brünetten
Tudeldum p.
Blondinen und Brünetten
Kastanjenfarbner auch.

J'n'en dis pas davantage
Mironton etc.
J'n'en dis pas davantage
Car en voila t'assez.

Ich will jezt nix mehr sagen
Tudeldum p.
Ich will jezt nix mehr sagen,
Denn ich hab' gnug gesagt.

L'un pensier parla con la mente —

Ein Gedanke kommt und spricht zu meiner Seele:
Nach was sorgst du in dir? welchen Beystand hoffst du?
Arme siehst du nicht
In welcher Unehr' deine Zeit verfliegt?
Klüglich nimm Entschluß, o nimm ihn:
Reiße aus dem Hertzen alle Wurzel des Verlangens,
Das dich nimmer glücklich machen wird und nimmer
Freyen Athem dir gewähret.

Bist du lange schon ermüdet von dem Eckel,
Von den falschen, ungewissen Gütern
Dieser Erde — warum legst du Hoffnung in sie,
Die nicht Friede für dich hat noch dauernd bleiben?
Itzo da du noch am Leben und gesund bist,
Hast du der Gedanken Zügel noch in Händen;
Auf und zieh ihn an, und laß ihn nicht verschlaffen!
Zaudern bringt Gefahr, das weißt du,
Und Beginnen ist's bald nicht die rechte Zeit mehr.

Gia sai tu ben quanta dolcessa —

Noch weißt du wohl, mit welcher Süßigkeit
Der Blick von Ihr dein Aug' erfüllt hat;
Ob gleich zu meinem bessern Frieden
Vielleicht sie nie mein Aug' gesehen hätte,
Und noch gedenkst du — und Andenkens ist es werth! —
Des Bildes, das so schnell von deinem Hertzen
Besitz nahm, in das nicht so leicht die Flamme
Von irgend einem andern dringen konte.
Doch sie entzündet' es und wann
Dieß trügerische Feuer manche Jahre
Fort dauerte, vergebens in Erwartung
Von einem Tage, der zu unserm Heile
Niemals erschien — so mag zu seeligerer Hoffnung
Es dich erheben, wenn du den Himmel anstaunst,
Der über dir sich unvergänglich, schön gezieret,
Wälzt, daß wenn hier unten ein bewegtes Auge
Ein Sprechen, Singen so mit Seeligkeit
All das Verlangen deiner Sinnen reitzen konnte, —
Was dort erst seyn wird, wenn dieß schon so viel war!

Vier und vierzigstes Stück.

An den Winter.

Welche Trauer verhüllt dich? Warum
Senken sich trübe deine Wolken herab?
Aber es verweht sie der Sturm,
Sie fliehen seufzend wieder empor.
Bist Freund mir, du Seufzer des Winters,
Bist Schwester mir, Thräne des finstern
Himmels. — In deiner fliehenden Sonne seh ich
Sterben das kaum begonnene Leben,
Dein matter Strahl, dein ernstes Dunkel
Gleicht der lezten Scene des Lebens —
Gleicht dem einsamen Grabe!

Das Mädgen und der Jüngling.

Fortsetzung des Dialog im 40. Stück dieses Journals.

Das Mädgen. Täuschung, guter Knabe! Träume, armer Sterblicher!

Der Jüngling. Wem gilt dieser Zuruf?

Das Mädgen. Du fragst! wem anders als dir?

Der Jüngling. Mir! und warum mir? Warum schiltst du mich einen Knaben? Warum wirfst du mir meine Sterblichkeit vor?

Das Mädgen. Weil du Spielwerk treibst, gleich einem Knaben, und nach Schatten jagest, wie Sterbliche zu thun pflegen.

Der Jüngling. Du hast mich belauscht —

Das Mädgen. Ich leugne es nicht, und deiner stolzen Reden ins geheim gespottet —

Der Jüngling. So hast du mich übel verstanden, oder es beliebt deinem Muthwillen, mich zu misdeuten.

Das Mädgen. Keinesweges, deine Worte sollen Richter seyn — auch ist's minder Muthwille als Stolz, gekränkter Stolz, der mich zum Widerspruch reizt.

Der Jüngling. Was ich sprach, sollte nichts mehr als Gedanke seyn, und deine Gegenwart war mir ein Geheimniß: du bist nicht beleidigt hoff' ich?

Das Mädgen. Ich bin es nicht, wenn du dich wiederrufst.

Der Jüngling. Das kann ich nicht; aber ich will mich erklähren —

Das Mädgen. Wohl! ich höre dich an.

Der Jüngling. Nanntest du mich nicht einen Knaben vorhin?

Das Mädgen. Das that ich, und lachte deiner übermüthigen Sterblichkeit.

Der Jüngling. Und die Ursach? —

Das Mädgen. Hast du eben erfahren; izt deine Vertheidigung; oder deine Erklährung!

Der Jüngling. Also ist's Spiel, wie du meynst, Spiel das Knaben nur ziemt: das Unwürkliche zum Würklichen zu schaffen? Schatten, Träume sind's also, nach deinem Wahn, jene Zauberkräfte erhöhter Phantasie, die Formen, belebte, beseelte Formen, sich zum höchsten Genuß geistigen Anschauens erzeugen kann? Sag, was können Götter mehr, und was thaten sie mehr, als sie ihre schaffenden Hände regten?

Das Mädgen. Du fliegst mit Icarus Fittig; hab Acht daß der Fall dich nicht deiner Sterblichkeit eingedenk macht.

Der Jüngling. Du suchst der Antwort zu entschlüpfen!

Das Mädgen. Ich warnte dich blos; aber nur weiter —

Der Jüngling. Wenn die schaffenden Götter Massen zu Formen bildeten, und sie zu dauerndem Leben anhauchten, was thaten sie mehr?

Das Mädgen. Du bist auf deinem Mehr zum Erstaunen versessen: nicht mehr, minder thaten sie, denn sie spielten nicht, sie träumten nicht —

Der Jüngling. Abermals eine Ausflucht! Sag mir doch, wenn du dem Ideal, das der Künstler bildete, Leben und Geist leihest, oder, wenn du bey dem Hören hoher Harmonie den schwingenden Saiten jede Gefühle,

die sie deuten, hinzudichtest; thust du dann nicht mehr als Sehen, blos mit Augen sehen, und mehr als Hören, blos mit Ohren hören?

Das Mädgen. Schon wieder das verwünschte Mehr! Minder, unendlich minder ist dennoch jenes Staunen über dem Kunstwerk, als der Anblick des würklichen Urbildes. Das Herz, das Freude oder Leid bewegt, wird höher und wärmer schlagen, als alle Söhne Amphions es aufregen können.

Der Jüngling. Du bist eine Sophistin! Laß mich! laß mich die wohlthätige Gestalt wieder finden, die so schöne Lehren meinem Herzen gab —

Das Mädgen (lächelnd). Die wirst du vergebens aufsuchen, armer Jüngling; der Schimmer des Lichts, der sie erzeugte, ist verlöscht — Denn wisse, jene Gestalt war mein Schatten, und ich selbst war's die vorhin mit dir sprach.

Der Jüngling. O! so laß künftig nie mehr als deinen Schatten mir nahen!

Das Mädgen. Das verhaßte Mehr verjagt mich. Ich gehe!

Nach dem Petrarch.

Siehe, oft hast du erfahren,
Daß die Hofnung täuscht und schwindet,
Darum lenke hin zum bessern
Hin zum höhern Gut die Sehnsucht,
Dem der Überdruß nie folget.

Wie die Fluren blühend lieblich,
So ist dieses irrd'sche Leben;
Aber zwischen Blumen lieget
Still die Schlange, bunt wie Blumen.
Wenn ihr Anblick schön dir dünket,
Wird vergiftet deine Seele.

Willst du streben nach dem Geiste
Immerwährend heitrer Ruhe,
Folge dann dem stillen Pfade,

Den nur wenige betreten,
Wende weg dich von der Menge
Der gemeinen wüsten Seelen.

Könntest wohl zu mir nun sprechen:
„Bruder, andern zeigest du ihn,
Diesen Weg, von dem so vielmal
Du auf Irren dich entferntest,
Bist selbst ferner ihm als jemals!“

Fünf und vierzigstes Stück.

Tändeley an Milon.

Ich will nicht zanken oder klagen,
Aber eins muß ich dir sagen,
Milon, du der du mein Hertz gewannst,
Der du dieses Hertz bewirthen
Durch ein freundlich Lächeln kanst,
Du verschmähtest neulich meine Myrthen;
Weil du dich nicht drauf besannst,
Daß dein Weigern mich betrübte,
Ach du wustest nicht, daß ich
In die Veilchen mich verliebte,
Welche zum beneiden sich
Dir ans Hertz gelegt befanden.
Tauschen wollt' ich gern mit dir,
Und du hast mich nicht verstanden.
Diese Veilchen wären mir
Heiliger noch, als die andern,
Die dein Knabe mir gebracht.
O sie sollten mit mir wandern
In des finstern Grabes Nacht.
Ha! wie kanst du doch verachten,
Was dir meine Liebe beut —
Kanst du nicht mein Hertz betrachten
Bey der Blumen Kleinigkeit,

Pflücke du mir auf dem Platze
Wo dein Fuß zu wandeln pflegt,
Blumen die der Graßhalm trägt;
Und ich mache sie zum Schatze;
Gänseblümchen nehm' ich an
Und ein Zweiglein von den Bäumen,
Die der Wandrer nützen kan,
Wo im lügnerischen Träumen
Sich der arme Waffenmann
Ausgestreckt im Traume weidet,
Und noch hungert wenn er wacht;
Und den reichen noch beneidet
Der sich Promenaden macht,
Um den Hunger zu erhaschen,
Den er nicht zu kaufen weiß
Aus den goldgefüllten Taschen. —
Milon, nur ein grünes Reiß
Von der Blüthen vollen Linde
Brich mir im Begegnen ab,
Und ich küss' es, und empfinde,
Wer mir's brach und gab.

Von Bildung des Geschmacks zu einfachen Vergnügungen.

Aus dem Englischen.

Gegen das Vergnügen überhaupt loszuziehen ist höchst ungereimt. Es ist das Gesetz der Natur, die angenehmern Empfindungen den unangenehmen vorzuziehen. Der Sitten Lehrer mag diejenigen auszeichnen, die weniger eitel und unbefriedigend in sich selbst, mehr Genuß geben und keine Reue zurücklassen.

Der Mensch sucht nach natürlichen Gesetzen Unterhaltung, Zeitvertreib und Vergnügen: Fehlt es ihm an wahren Vergnügungen, so nimmt er leere, oft schädliche, die seinen Geschmack verderben und seine Ruhe vergiften.

Natur hat den reichsten Vorrath von lebhaften Vergnügungen zubereitet, die keine Strafe uns befürchten

lassen; vielmehr im Rückblick auf sie, uns noch Verbesserung unsrer selbst und Zufriedenheit versprechen. So sind die unschuldigen Spiele der Jugend, die wir mit reiner Freude genießen, eh uns der Umgang mit der Welt austrocknet und verhärtet.

Bey aller seiner Verbesserung und Vollkommenheit nimmt uns der Zustand eines höhern Grads von Civilisirung gewisse natürliche Neigungen und Gefühle, die der Jugend höchst vortheilhaft sind. Wir erlangen Kenntnisse und Bedürfnisse durch sie, die unsre Ruhe stören, uns in eine fieberische Bänglichkeit gar oft versetzen, die immer nach etwas verlangt und nimmer befriedigt ist.

Die simpeln und unschuldigen Vergnügungen und Verlangen der Natur sind gewöhnlicherweise nicht so weit von ihr hinweg gestellt, daß wir sie nicht erreichen könnten, und so wie sie in uns kein zu heftig strebendes Verlangen erwecken, so ist auch ihr Genuß weniger beunruhigend, und ihr Verlust weniger quälend noch reuevoll.

Unsere Glückseeligkeit und unsere Moralität gewinnt daher zugleich ein unendliches, wann wir es zur Gewohnheit in uns werden lassen, uns an die reinen und unverdorbnen Gaben der Natur zu binden.

Eine der ersten Empfindungen, die das Herz der Menschen in Bewegung setzt, ist kindliche Liebe und Gehorsam. Diese erweitert sich nach und nach zur Neigung gegen Geschwister, Verwandte und Hausgenossen. Das Kind liebt, und wird geliebt von jedem. Unter Liebkosungen, Vertraulichkeit, Gesprächen und zartem Umgang einer Familie dehnt das weiche Herz sich aus, und findet volles Spiel für seine Neigungen und Vermögenskräfte. Auch ist dieß gar oft der Periode unsers Lebens, der für uns in der Erinnerung der glücklichste ist.

Würde der Geschmack zu diesen simpeln Vergnügungen besser in uns verwahrt und aufgehoben, wir würden oft in der Folge der Zeit weit glücklicher darinn, und bey den süßen Pflichten eines häußlichen Lebens seyn, ob wir gleich weniger schimmernde Reize und glänzende Vorzüge um uns gewahr werden würden.

Wie oft hingegen, wann die Jugend nun das Nest verlassen hat, nach unversuchtem und eingebildetem Glück herumschwärmt, in wilder Zerstreuung und Taumel nach heftigen Freuden strebt, kehrt sie zurück mit dem Verlust der zarten Gefühle ihres Herzens, ob gleich hoch erhöht durch Verfeinerung, aber arm und gelähmt zu jeder dauerhaften Freude und Glückseeligkeit.

Nun werden vielleicht Ehre und Interesse, wie wir die beyden Dinge fälschlich benennen, als Gözen vor uns aufgerichtet, vor denen wir andächtig knien, und willig auf ihrem Altar den Rest unserer Gesundheit, Frieden, Freude, Wahrheit und Freyheit opfern. Die Gegenstände der Eitelkeit ziehen uns mit solcher Gewalt an sich, daß die Scenen der Natur, diese Gegenstände ungeschminkter Freude, nicht mehr unser Hertz und Auge gewinnen können. Und doch sind es diese Scenen, die das Hertz am meisten vergnügen; die uns in der Jugend ergözen, und auf die wir immer bey unverdorbenen Sinnen mit geheimer Sehnsucht zurück sehen. Der Spaziergang an einem Morgen ist wenigstens des Vergnügens einer nächtlichen Redoute werth.

So wahr diese Empfindung ist, so wenig gilt sie bey unsern Personen von Façon, Lebensart und Geist. Der Besitzer von weitläuftigen Feldern und Grundstücken verläßt sein süßes Land und schließt sich irgend in ein Caffée=Haus ein, zum Spieltisch, bey einer stinkenden Gesellschaft. Er verkehrt die Bestimmungen der Natur und verachtet den angeerbten Seegen des Himmels — aber er findet auch die angemessene Strafe, in einem rastlosen Leben, das immer nach Zufriedenheit jagt und sie nimmer erreicht.

Die Beschäftigungen des Landbaues selbst ohne Beziehung auf den Nutzen, den sie hervorbringen, wie angebohren, wie gefällig sind sie nicht der menschlichen Natur! Ein eleganter Geist mag sich gar wohl mit der Landwirthschaft abgeben, ohne daß er zu befürchten habe, er möge in eine Rauhigkeit der Sitten deshalb verfallen, oder von seinen feinern Gefühlen verliehren.

Und wie weit günstiger ist diese Beschäftigung der Gesundheit, dem Vermögen, der Ruhe und der Unschuld?

Wahrlich, ohne die wichtigsten Ursachen sollte man kaum glauben, daß man alle diese Vortheile verlassen könne. Sind Kartenspiele, nächtliche Bälle und Versammlungen, sind Unordnungen und Zerstreuungen von jedweder Art, die uns der Ruhe und des Schlafes berauben, unser Eigenthum vermindern, unserer Gesundheit Schaden bringen, uns eigensüchtig, lasterhaft, gedanken- und sinnloß machen, und uns um den Gebrauch unserer Kräfte bringen, sind das Dinge, die sich vergleichen ließen? Nur die allgemeine Entfernung von Unschuld und Einfalt kan bey dieser Frage zum Vortheil der leztern den lügenhaften Ausschlag der Sinnen vermehren helfen.

Nicht ohne einen Seufzer mag ein denkender Mann bey dem Landhause irgend eines Lords vorübergehen, und den verlaßnen süßen Aufenthalt seines falsch verfeinerten Besitzers erblicken, der vielleicht jezt in irgend einer Taberne der angesteckten, verdorbenen Stadt sitzt, und den Held beym Saufgelag macht. Wann er auf dem respektablen Gebäude den Schornstein ohne Rauch erblickt, da wo sonst die ganze Gegend zu einer fürstlichen Hospitalität willkommen und versammlet war — so mag er sich kaum der Thräne enthalten, daß unsre Progressen zur hohen Verfeinerung, die aus den Abkömmlingen unsrer Großen feine Gentlemans gemacht haben, sie zu etwas weniger als Menschen herunter gesetzt haben, durch den Mangel jeder männlicher Tugend.

Schon die Aussicht eines Gartens mag einen Sinn zierlich und gefällig beschäftigen. Nichts ist geschickter die anhängende Leidenschaft für das neue besser zu befriedigen, als wo die Natur ihre mannigfaltigen Auftritte und Gestalten täglich verändert.

Unendlich sind ihre Produkte und das Leben eines Menschen mag sich endigen noch lange bevor er die Hälfte ihrer reizenden Gemälde erblicket hat.

Der Geschmack in den Gärten ist dermalen in England rein, Natur erscheint da auf ihrem Thron, und herrscht majestätisch schön in ungesuchter Pracht. Das Land hat Überfluß an angebaueten Gegenden von paradisischer Schönheit. Wie oft ruft man aus, wenn man

durch die Wiesen schwärmt, oder unter der thränenden Weide sizt: Glücklicher Besitzer dieses Flecks der Erde, wo ist der, der zu jeder Zeit des reinen Vergnügens mächtig ist, das ich gegenwärtig in meinem Busen fühle! — Aber ach! der Besitzer verweilt sich bei andern Scenen. Er ruscht über die Straßen von London weg und jagt allen den sophistischen Freuden nach, welche die Stelle der natürlichen ersetzen müssen.

Läßt er sich's gefallen, einen jährlichen Besuch seiner Landwohnung abzustatten, so bringt er auch alle seine theuer erworbenen Neigungen mit dahin, und indem er beym Spieltisch oder beym nächtlichen Banket sizt, denkt er, wie er sein Interesse bey der nächsten Wahl vermehren will, und überläßt die blühende Knospe und ihren süßen Aushauch einer unbemerkten Einsamkeit.

Kan man sich's glaublich machen, daß die Natur solche Schönheit auf die Blüthen und Blätter einer Bluhme gelegt habe, ohne eine Absicht, zu gefallen? Die Frucht hätte ja wohl mögen hervorgebracht werden, ohne solchen Reichthum und Abwechslung der Farben. Die Vorzüglichkeiten davon sind dem Sinne des Menschen, vor andern Thieren, am meisten bemerkbar, und doch will der strenge Geschäftsmann oder der Verfolger leichtsinniger Vergnügungen uns mit großer Wichtigkeit ganz andere Gegenstände unserer Bewunderung ausweisen.

Diese nennt er kindisch und unnütz. Aber gleicht nicht, bei solcher angewandten Mühe gefällig zu erscheinen, eine widrige Versagung der boshaften Undankbarkeit eines hämischen Gastes, der die niedlichsten vor ihn zubereiteten Gerichte einer Mahlzeit zu kosten nicht würdiget? —

In dem eigensten Betragen gegen unsre Mitgeschöpfe und in Beobachtung der wechselseitigen Beziehungen auf einander besteht das vorzüglichste und solideste Glück der Menschheit. Gutes zu thun und böses zu vermeiden, so weit es die Sphäre unsrer Eigenschaften oder Beziehungen vergönnt, ist ein unbetrüglicher Weg zu dauerhaften glücklichen Empfindungen. Und wenn wir unser Hertz befragen, noch ehe die jugendlichen Gefühle ganz darinn erstickt sind, so werden wir finden, daß die Natur selbst

uns gelehret hat, großes Vergnügen in Entfernung des Übels von Andern und in Mittheilung unsrer Freuden gegen einander zu genießen. Der feine und verschlagne Mann, aus denen der größte Theil des geschäftigen Haufens besteht, wird diese Einfalt für Thorheit achten.

Tugend und Wahrheit sind ihnen Worte, erfunden, den Einfältigen zu betrügen! Aber in Wahrheit, von der Einfalt des Kindes etwas in seinem Leben zurück zu behalten, wird den kultivirten und gebesserten Mann zum Weisen machen, denn, nach allen Erfindungen einer falschen Philosophie und bey allen jesuitischen Listen der Sophisterey, bleibt doch Rechtschaffenheit unser wahrstes Interesse, und Unschuld unsre beste Weisheit.

Sechs und vierzigstes Stück.

An die Freude.

Unter welchem der Bäume
  Die hier blühen, erricht' ich dir,
Holde Freude, den Altar,
  Göttin, die du mein Leben schützest.

Wenn in düsterer Wolke
  Hoffnung oft sich dem Blick verlohr,
Kamst du, herzige Göttin,
  Von den Hügeln der Seeligen.

Trost im Auge, voll Sanftmuth
  Dein gefälliges Angesicht,
Reichtest Tropfen des Seegens
  Aus krystallenem Becher mir.

Kehre, Freude, noch wieder!
  Sey du ferner des Lebens Schutz!
Leit' aus dornichten Hecken
  Meinen Fuß zu dem leichtern Pfad.

Eine Anekdote.

Durch eine ungewöhnliche Wendung eines wenig polien Schnupfens bekam eine Dame einen etwas aufgeschwollenen Hals, ohngeachtet die Ärzte einmüthig versicherten, dieser vorübergehenden kleinen Unzierde in wenig Tagen abhelfen zu können; so schwebte dennoch die Dame in der Furcht: daß sie einen Kropf bekommen werde, und überredete sich allmälig: daß sie würklich einen habe.

Das folgende Consilium medicum ist daher abgefaßt worden, die Dame ist völlig geneßen, und hat ihre eigenthümliche Schönheit wieder erlangt.

Consilium medicum.

Χοιρας, struma, la gouêtre, ou le broncocèle, nach teutscher roher Mundart: der Kropf — Dieser ist eine zierliche, jedoch merkliche Ausbreitung des Halses sammt seiner Drüsen. Gar mancherley sind die Ursachen welche Kröpfe erzeugen; jedoch bemerken wir gegenwärtig nur viere der vorzüglichsten, und gewöhnlichsten — benebst eben so viel Haupt-Heilungs-Mitteln:

Primo entsteht ein Kropf (und zwar mehrentheils bey dem Geschlechte derer Damen) wenn sie gegen das Geboth des Evangelisten und Arztes Lucas sündigen, und ihrer Größe durch unerlaubte Kunstgriffe, als da sind: hohe Absätze, aufgethürmte Kopf Decorationen, und hauptsächlich stolzes Empor-Recken des Halses zuzusetzen gedenken. In erwähnten Fällen kann ein Kropf für nicht anders, als für eine Strafe des Himmels angesehen werden; und pro recipe verordnet man solchen Personen Demuth, und demüthigen Wandel.

Secundo erscheinen Kröpfe (und zwar einzig bey dem schönen Geschlecht) wenn Reichthum und Überfluß an Geschmeide und Edelgesteinen die Patientinnen verleitet hat, ihre Hälse zur Ungebühr damit zu behängen und zu belästigen; solchenfalls hilft bescheidentliches Entäußern und von sich Thun gedachten Prunkes.

Tertio wird man Kröpfe (bey beyden Geschlechtern) gewahr, wenn sie durch übermüthiges Trachten und Streben

nach Weisheit und Wissenschaft ihr Haupt und das darinn befindliche Gehirn dergestallt überladen und beschwert haben: daß der Hals, als die Stütze und der Pfeiler des Hauptes, solche Last nicht zu tragen vermag. Hier ist das bewährteste Heilungsmittel: Ausleerung des Gehirns von dem Schwall eitler Kenntnisse!

Quarto sieht man nicht selten Kröpfe (ebenfalls bey beyden Geschlechtern) wenn sie, durch Convenienz, durch Politik, oder andere Zufälligkeiten genöthiget worden sind: witzige Spott- und Stichel-Reden, Medisancen, Persiflages und dergleichen, welche eben ihren Zungen entschlüpfen wollten, zu unterdrücken und gleichsam in der Geburth zu ersticken; als wodurch der Hals, wegen Schwierigkeit des Herabschlingens, auf eine gewaltsame Weise gedrängt, und ausgedehnt wird. Räthlich ist es daher, um solche Beschwerden zu verhüten, daß man dergleichen allzu vorsichtige, und der Gesundheit schädliche Banden löse, und der Zunge freyen Lauf lasse.

Nachdem ich nun der Aufforderung: über die Kröpfe und deren Heilart meine Gedanken zu eröffnen, ein Genüge geleistet, und als Arzt meine Pflicht gethan habe; so will ich — aufrichtiger als meine Collegen! — bekennen: daß des Rathes viel, der Hülfe aber wenig und selten bey uns zu finden ist: und ich fühle mich daher verbunden, meine Patientinnen mindestens mit wohlthätigem Zuspruch und bewährten Trost-Gründen zu versehen:

Es ist überhaupt ein Kropf — fals er auch nicht geheilt werden könnte — keinesweges für ein so großes Übel, und für eine solche Unzierlichkeit anzusehen, wie manche es glauben mögen. Nach einstimmiger Meynung aller philosophirenden Künstler der alten und neuern Zeit, ist bekanntlich das Gewundene, Geschlungene, Gewölbte, Convexe und Concave allein schön, und das Attribut idealischer Vollkommenheit; ein gerad-liniger Hals sollte daher mit gutem Fug und Recht ein Gänse-Hals, und keines Weges ein Schwanen-Hals genennt werden, auch ist es keinem Widerspruch unterworfen, daß das was gewöhnlich ist, nie das war, was geschätzt und werth ge-

halten wird: wer daher seine Augen nur öffnen will, der wird gewahr werden, daß unter tausend platt abgerundeten currenten Menschen-Hälsen kaum zehen mit einem stattlichen Kropf zu prangen vermögend sind.

Ferner kommt es bey dem Kropf einer Dame, und bey der Frage: ob sie solchen conserviren, cultiviren, oder hinweg schaffen solle? vorzüglich darauf an: ob die Dame einen Liebhaber hat — und fals sie einen hat — ob dieser ein Freund oder ein Feind der Kröpfe ist. Nach meinem Bedünken muß der erstere Fall der öftere seyn; denn alle Art Menschen, aller Art Stände haben einen Beruf sich für die Kröpfe zu declariren:

Ist der Liebhaber ein Militär, und hat er den Homer gelesen, so wird er wissen daß dieser Dichter die göttliche Pallas stets die großäugige benahmset; eben so füglich, und noch passender könnte sie als die Kriegsgöttin die dickhalsige heißen; so wie Ajax der Held der breitschultrige genennt wird.

Ist der Liebhaber ein Geschäftsmann, und mit der Justiz befleißt; so kann er ja leiden daß seiner Göttin, der Themis, die schönste Zierde geistiger und körperlicher Schönheit gebricht — da sie die Augen verhüllt und so gut als blind ist. Wie sollte ein zufälliger Kropf ihm als eine Instanz gegen Schönheit vorkommen?

Ist der Liebhaber ein Künstler, oder Kunstverständiger, so wird wie schon gesagt seinem messenden und vergleichenden Blick die Schönheitslinie in mannigfaltigster Verschlängelung an dem Kropf seiner Donna erscheinen, und täglich von ihm in allen Nuancen bewundert werden müssen.

Ist der Liebhaber einer aus dem Lehrstand: ein Bischoff oder dergleichen, so wird er als ein Geistlicher ja auch mit geistlich-geistigen Augen sehen, und ein irrdischer Makel ihm nicht zum Anstoß und Ärgerniß werden!

Ist der Liebhaber ein Poet; so wehrt ihm niemand, fals ein Kropf seinem Nervenspiel von Imagination ein misfälliges Bild wäre, solchen vermöge der Zauberkraft seiner Kunst sich hinweg zu denken, und dafür Ledas schönster Schwäne schlankesten Hals herbey zu idealisiren.

Ist der Liebhaber einer aus der großen Zunft der Naturforscher und Naturalisten, so muß ihm ja alles lieb und werth seyn was in Höhen und Tiefen, in Lüften und Klüften in dem großen Handels-Buch der bekörperten Welt seine pagina hat.

Wäre endlich der Liebhaber ein Arzt; nun so mag er die Magie seiner Wissenschaft anspannen, den Kropf seiner Geliebten entweder zu beliebiger Größe aufzuschwellen, oder, fals er es besser findet, hinweg zu bannen. Da indessen die Vorurtheile der Menschen groß und ihre Gustos so verschieden sind, und da es sich fügen könnte, daß durch den Eigensinn, die Phantasie, die Laune und den Spleen eines Liebhabers der Kropf seiner Geliebten zum Scrupel würde; so rathe ich schlüßlich einer Dame, die die Indulgenz besäße einen solchen verkehrtsinnigen Seladon nicht sogleich abschaffen zu wollen, daß sie dahin trachte die Amme des Dauphins zu werden, und fals dieses prinzliche Wesen keiner Amme mehr bedürftig seyn sollte, daß sie zum mindesten die Stelle seiner Aja, oder Groß-Zucht-Meisterin zu erlangen suche; damit sie als völlige unumschränkte Despotin über die Moden Europens sich, und andern, schickliche und übliche Hüllen erfinden könne, bekropfte und unbekropfte Hälse in eine uniforme Masquerade von Band, Spizen, Blonden und Gazen dem bescheidnen Blicke bescheidner Liebhaber zu umschleyern.

Fridericus Hildebrandus Anonymus
Docteur en medicine
peu savant, mais très celebre.

An eine Laube.

Schattigte Laube neige
Deine Blüthenzweige
Über mich herab.
O dieses Lebens Freude
Gränzt so nah am Leide,
Schwindet und sinket in's Grab.

Süß im Wohlgeruch schwebest
Du o Rose und hebest
Stolz aus Dornen dein Haupt.
Aber noch weil ich weine,
Hat der Sturm dir deine
Blätter alle geraubt.

Fliehendes Glück des Lebens
Wie so lange vergebens
Harrt der Leidende dein!
Laß den lindernden Schlummer
Endlich sein Auge von Kummer
Ach vom Gram seine Seele befreyn!

Jedes Wölkchen, o Liebe,
Macht deinen Himmel trübe,
Tödtet des Jünglings Glück.
Zauberin! deine Schmerzen
Lassen den zärtlichen Herzen
Unheilbare Wunden zurück.

Wie die Flur sich erheitert,
Jedes Herz sich erweitert,
Dein, o Natur, sich freut! —
Aber Kummer verzehret
Meine Tage, zerstöret
Jede werdende Seligkeit.

Schattigte Laube neige
Deine Blüthenzweige
Sanft auf mich herab!
Kehrt einst der Frühling wieder,
Streust du sie alle nieder
Auf mein einsames Grab.

Sieben und vierzigstes Stück.

Ob Malerei oder Tonkunst größere Würkung gewähre?

Ein Götter Gespräch.

Die Musen wußten nicht immer, wovon sie schwätzen sollten, und so kamen sie auf Streit über ihre respectiven Vorzüge und auf den Werth ihrer Künste. Einsmals gabs eine dergleichen Confabulationen zwischen der Muse der Malerei und Tonkunst, von der ich durch geheime Nachrichten ein Wörtchen vernommen habe und die ich also wieder erzählen will, weil Vater Apollo dabei das Präsidium führete.

Der alte Jüngling saß nehmlich unter seinem geliebten Lorbeerbaum und hatte die jüngste und liebste seiner Töchter, die Poesie, im Schooße. Ihre beide ältern Schwestern saßen zur Rechten und Linken vor ihr und stritten über die Frage: welche von ihren Künsten, ob Malerei oder Tonkunst die meiste Würkung auf menschliche Seelen habe?

Ohne Zweifel die Meine, sagte die Muse der Malerei, denn das Reich meiner Würkung ist so weit und umfassend als Himmel und Erde. Alle Gegenstände der Welt sind mein; und giebts außer diesen Gegenständen einige Würkung? Ich kann die Seele mit dem Blitz des Himmels schrecken und mit den schönsten Aussichten der Erde aufheitern. Ich erschüttere sie mit drohenden Felsklippen und erweite sie durch den Blick des unendlichen Meers. Alle Leidenschaften der Welt stelle ich dar, ich bilde sie in sprechenden Formen und Gestalten, ich grabe ihren Ausdruck in die Seele — giebts eine weitere, größere Würkung? — Obs eine weitere, d. i. umfassendere gebe? weiß ich nicht, antwortete die Tonkunst; aber daß es eine tiefere, innigre, stärkere gebe, davon, glaube ich, ist meine gantze Kunst Probe. Du hast ein großes Reich, Schwester, aber in dem großen Reiche

wenige Kraft, denn du bist überall nur über die Ober Flächen der Dinge verbreitet. Viel Gegenstände hast du, das ist unläugbar; du kanst aber von allen nichts als die äußere Ansicht, die Gestalt des Spiegels geben; auch von den tiefsten, unergründlichsten Gegenständen giebst du nicht mehr; du wirkst also mit sehr vielen Materialien nur sehr wenig. Ich hingegen (erlaube, daß ich mich meiner Armuth rühmen darf und über meinen Mangel stoltz bin), ich mit meinen sieben armen unscheinbaren Tönen, die nirgend pralen, die allenthalben nur stille verborgen liegen, mit ihnen bewege ich nicht nur das menschliche, ja jedes fühlbare Hertz; mit ihnen bauete und erhalte ich die Welt. Auf den Klang meiner Leier ordneten sich alle Dinge, auch selbst deine schönsten Gestalten; nur das Verhältniß meiner Töne machte sie zu dem, was sie sind, was sie würken. Ich gebe also mit wenigem viel; durch unsichtbare, feinere als Licht- und Sonnenpfeile treffe ich das Hertz unmittelbar. Du stehst und stellst immer nur vor Augen; ich wohne im Hertzen und bringe zum Hertzen: denn alle Saiten der Empfindungen sind meine Saiten, auf ihnen spiele ich, nicht auf diesem armen Instrumente. Siehest du, daß unser Vater Apollo den Pinsel führt? aber die Citter führt er, denn sie ist die Kunst aller Künste.

Der Vater Apollo wollte, daß sie ihn aus dem Streit ließe: denn, sagte er, ihr seid beide meine Töchter, und ich führe außer der Citter ja auch die Sonnenpfeile, in denen alle Strahlen der Farbe und Schönheit liegen. Also, meine Tochter Malerei, vertheidige dich besser, denn jetzt bist du noch überwunden. Von Würkung, nicht vom Umfange der Kunst war hier die Rede.

Die Malerei that also den zweiten Lauf. Eben meine Würkung, Vater, ist über allen Widerspruch die reinste, klärste, erhabenste, daurendste Würkung. Meine Schwester hatte Ursache zu sagen, daß ihre Töne unscheinbar d. i. dunkel in einander liegen; denn sie selbst und ihre Würkung sind sehr dunkel. Kann jemand wohl, was sie sagen wollen, sagen? Reden sie nicht die verworrenste Sprache von Halbempfindungen, die sich unserer

Seele immer zu nähern scheinen und sie nie fassen; immer wie Sand oder Wellen des Meers uns umspülen, uns umrauschen und nie ihre Würkung in uns nur halb vollenden. Vorüber sind sie, wie der Bach, wie das Lüftgen, und wo ist nun ihr Bild, wo ihre Stimme und Sprache? Ich hingegen darf's rühmend wiederhohlen, mache die bestimmteste, klärste, erhabenste, daurendste Würkung. Meine Formen sind auf die reinste Weise da, man weiß doch und behält, was man an mir siehet. Man behält's nicht blos im Gedächtniß, sondern im Blick, vor den Augen; ich schreibe und zeichne mit dem Sonnenstrahl; meine Würkung ist wie die Sonne ewig. Hat jemand eine der himmlischen Erscheinungen Raphaels und seiner Gesellen auch nur wenige Augenblicke gesehen; die Formen, die Gestalten bleiben in ihm. Er ist in unserm Himmel gewesen, hat Göttinnen und Götter gesehen, hat ihre Seelen, das Ambrosia ihrer Lippen, den Duft ihres Schleiers, den Glanz ihres Antlitzes gekostet; die Bilder, die Eindrücke und Gedanken vergehen ihm nie! — Dahingegen du arme auf drey Saiten umherirrende Tonkunst —

Meine Schwester, fiel die sanfte, bescheidene Tonkunst ein und that einige rührende, linde Griffe auf ihrem Saitenspiel, meine Schwester malt wieder reich, statt daß sie (wovon hier nur die Rede ist) tief und bewegend ihre Würkung schildern sollte. Wer in aller Welt längnets dir, daß Linie Linie und Farbe Farbe sei, daß man sie mit Augen klar sehen und wenn man Zeit hat, sie so lang sehen könne, als man wolle; aber sehen ist keine Rührung, das klärste und daurendste Erkennen noch keine Empfindung: vielmehr ist bekannt, daß jenes diese immer in gewissem Grad hindere. Eben die Kälte, mit der man betrachtet, macht klaren Begriff; sie schreibt mit dem Sonnenstrahl, aber auch nur ins Gedächtniß. Selbst die Begeisterung, mit der du, glänzende Schwester, von Göttern und Göttinnen, Duft und Ambrosia gesprochen hast, ist nur Feuer der Phantasie, nicht des Hertzens und der Empfindung. Keiner deiner Lieblinge ist bei uns im Himmel gewesen; er malte

immer nur Menschen, und es ist gar nicht denkbar, daß nicht noch immer tausend schönere geistvollere Menschen auf Erden gelebt haben und leben werden, als einer deiner Maler sie malte. Diese kopirten sich unaufhörlich, borgten von einander und setzten, wo sie am idealischten sein wollten, Ungeheuer auf einander; den Kopf des Homers auf Kalchas, den Laokoon machten sie zum Agamemnon, den Alexander zur Zofe, und wurden bei allen sogenannten Götter- und Heldenformen so enge und armseelig, das ist (nach dem was du mir unrecht vorwirfst) sie klimperten auf einem Instrument von anderthalb zerrissenen Saiten, die sie die Antike nannten, da das volle Saitenspiel aller Gestalten und Seelen der Natur in ihrer Hand sein sollte. Glaubst du, meine Schwester, der Klumpe von Farben, der auf der Palette liegt, könne mit der Natur wetteifern? geschweige, daß er ihre allmächtige Fülle und Wahrheit übertreffen sollte? das Feuer, das auf dem Brettlein gerieben und entzündet wird, wird nicht leicht ein menschliches Hertz durchbrennen, noch weniger die Schöpfung in die Asche legen, daß man neue Gestalten vom Himmel nöthig habe — —

Du wirst zu weitläuftig und scharf, meine Tochter, fiel ihr der Präsident der Versammlung in die Rede: du tadelst an der Kunst, was blos Fehler der Künstler oder gar ihrer thörichten Lobredner ist; gnug davon und vertheidige deine Sache. Die Malerei beschuldigte dich, daß deine Würkungen dunkel, verworren, immer unvollendet, dazu vorübergehend und kurtz wären, antworte darüber.

Mich dünkt, sprach sie, darauf ist leicht zu antworten, wer weiß dies besser, als du, der Vater der ewigen Tonkunst. Meine Schwester will, daß meine Töne Gestalten und Farben sein sollen, und das ist nicht möglich; sie will, daß ich sie an die Wand hefte, damit sie, wie Memnons Statue, wenn die Sonne auf sie scheint, tönen und wie ein Glockenspiel ewig tönen sollen; auch das ist unmöglich und wäre in kurzer Zeit sehr widrig. Meine Würkung ist also kurz und vorübergehend; aber wem ist sie's also? den armen, unter jeder Empfindung

so bald erliegenden Menschen. Ihnen mußte sie's also sein, eben weil sie so stark, so allmächtig-fortreißend und überschwemmend für sie wäre, hätte sie nur etwas längere Dauer für sie erhalten. Nein sie sind noch nicht zur ewgen Harmonie der Götter gebildet; sie versinken, sie gehen im Ocean meiner Kunst unter: darum wurden ihnen nur wenige Töne eines unendlichen Saitenspiels, in wenigen Gattungen, nach sehr leichten Modulationen nur zugemessen, zugezählt, zugetröpfelt. Ich lisple nur auf ihrem Saitenspiel und schwebe wie ein harmonisch Lüftgen bei ihnen vorüber. Daher scheint meine Würkung ihnen auch immer unvollendet: sie kann in ihrer Natur nicht vollendet werden, oder sie würden selbst zu Harmonie und Tönen. Das dunkle und verworrene ihrer Ton-Empfindungen liegt an ihrem Organ, nicht an meinen Tönen: denn was ist reiner, heller, einfacher, geordneter als das Saitenspiel derselben? Sie sind die Zahlen des Weltalls im angenehmsten, leichtesten, würkendsten Gebäude. Du hast mich also, Schwester, gelobt, indem du mich tadelst, du hast das Unendliche meiner Kunst und ihrer innigsten Würkung gepriesen, indem du gezeigt hast, wie eine so edle, Empfindungs- und Tonvolle Natur, als die Natur des Menschen ist, so wenig von meiner allmächtigen Würkung fassen, sie nur noch so kurtze Zeit, in so einfachen Anfängen und Gängen ertragen könne, da sie sich im Gewühl deiner tausend Farben und Gestalten nie verirret und gar, wie du selbst gesagt hast, noch etwas nöthig hat, was über diese Erdgestalten hinausgehet, um sich nur einigermaßen gegen das leere Wiederkommen derselben zu sichern. Bei mir hat sie das warlich nicht nöthig: meinen Empfindungen bleibt jede Erdenatur unendlich nach und sie wird lange von Stufe zu Stufe steigen, lange schon deine arme Farben und Erdgestalten abgestreift und vergessen haben, ehe sie nur das Tongebäude der allgemeinen Schönheit und Vollkommenheit in einigem Umfange, mit einiger Fortdauer seiner ewig steigenden Melodien nicht überschauet sondern nur durchempfindet, durchfühlet —

Indem die Tonkunst dieses redete und das ganze Gefühl der Begeisterung davon in ihrem Gesicht, in ihrer Gebehrde zeigte, hatte sich die Muse Urania zu ihr gesetzt und sie umschlungen und umfasset. Auch die Augen der jungen Poesie waren auf sie geheftet und fast wären ihre Worte selbst zu Tönen geworden, die Würkungen ihrer Kunst dem ganzen Olymp zu zeigen. Aber Vater Apollo fiel ihr zu rechter Zeit ins Wort, und gab ihr zu verstehen, daß hier nur von Erdenmusik die Rede sey, und was die Tonkunst für Würkung auf menschliche Gemüther habe. Du hast dich gnug gerechtfertigt, meine Tochter, und deine Kunst bis zum Olymp erhoben; es ist Zeit, daß deine Schwester rede.

Ja wohl, sagte die Malerei, hat sie ihre Kunst bis zum Olymp erhoben, sie, die es so fremde fand, daß meine Lieblinge nur den Traum einiger Göttergestalten hegten —

Lasset, sagte Apollo, den Olymp ganz unverworren, meine Töchter. Ihr seid beide himmlische Wesen und euere Künste müssens auch sein, wenn sie einige Würkung haben sollen auf der Erde. Auch die menschliche Seele ist unsere, nur niedrigere, Schwester, und alles was auf sie würken soll, muß was Unermeßliches in sich haben, d. i. muß himmlischer Art seyn. So nennen es die Menschen und sie haben Recht. Alle Formen und Gestalten, so rein und ausstudiert sie sein mögen, thun nichts bei dir, Malerei, wenn sie keine Seele d. i. kein himmlischer Geist belebet. Auch in jede deiner Kompositionen muß dieser Geist gehaucht sein und das Ganze zu Einem bilden, sonst stehet alles, so treu und künstlich es nachgeahmt sein möge, nur arm und todt da. Und in dir, Tonkunst, muß Rührung der Seele alle Töne binden und begleiten, sonst werden sie in der Welt nichts mehr, als was du den kalten Nachahmungen der Malerei vorwarfst, und vielleicht werden sie noch unausstehliger, da deine Kunst blos vom Hauche dieses himmlischen Geistes lebet. Also lasset alles Wortstreiten und haltet euch mehr an bestimmte Würkungen euerer Künste. Wollt ihr, so will ich den alten Aristoteles

herbeirufen lassen; er soll ein ausnehmender Meister in Unterscheidungen und bestimmten Worterklärungen sein, er wird euch ohne Mühe rectificiren —

Beide Damen verbaten sich den Entscheider; sie wählten dafür, wenn sich Apollo nicht selbst bemühen wollte, ihre jüngere Schwester, die Poesie, zur Schiedsrichterin. Sie hat von uns beiden gelernt, sprachen sie, und liebt uns beide. Sie ist Weib, und kann von Künsten und Würkungen der Weiber am besten urtheilen, dazu ist sie unsere Schwester. Komm her, sagten sie, und rücke vom Schooß Apolls, wo du ihn mit deinen schönen Haarlocken nur verwirrest, näher zu uns herüber. Die Poesie thats gerne, und der Streit begann zum dritten und letzten male.

Mich dünkt, sprach die Poesie, meine Schwestern, wenn ihr zu einigem Vertrage kommen wollt, müsset ihr wie Vater Apoll eben gesagt hat, sorgfältiger die Würkungen unterscheiden, auf die ihr arbeitet, also auch mehr den Sinn der Seele bestimmen, auf den ihr würket. Du, Malerei, würkst mehr auf die Phantasie als auf das Hertz; aber die Phantasie kann auch zum Hertzen kommen und wenn sie nicht dahin reicht, ist sie gemeiniglich desto näher dem Verstande. Also sind alle deine Darstellungen klärer, aber wie du, Tonkunst, willt, auch kälter; das ist der Malerei keine Schande, sondern mag eben ihr Vortheil werden. Richtigkeit und Wahrheit sind die Hauptmittel ihrer Würkung, die sie mit Schönheit und Annehmlichkeit nur bekleidet; jeder ihrer Künstler thäte übel, wenn er diese Hauptvestung verließe und sich in das Nebenwerk einer unmittelbaren Würkung aufs Hertz, ohne Richtigkeit und strenge Wahrheit würfe. Immer ist Zeichnung und Geist der Zeichnung, der das Gantze belebt, bei dir, Malerei, die Hauptsache; an der auch ich lange gelernt habe und noch täglich lerne; das Rührende einzelner Gesichtszüge, das Täuschende der Carnation und der Farben, so wie fern herbei gesuchte tiefe Gedanken sind gut und vortreflich, wenn das Hauptwerk zur Seele spricht — spricht, wie es durch diese Mittel zu ihr sprechen kann, helle, klar, reich, deutlich. Je weniger die Malerei würken will, je mehr sie die

scheußliche Repräsentation vermeidet, desto mehr wird sie würken; desto mehr wird sie von der bloßen Nachahmerin eine reine, demüthige Darstellerin der unergründlich tiefen, immer neuen und schönen Wahrheit. — Du hingegen, seelige Schwester Tonkunst, auch mir bist du mehr, als mir die Malerei sein kann, und wie du recht gesagt hast, auch der harmonische Grund und die melodische Begleiterin aller, selbst der malerischen Schönheit; du wirst mir aber zugeben, daß ohne meine Worte, ohne Gesang, Tanz und andere Handlung, für Menschen deine Empfindungen immer im Dunkel bleiben. Du sprichst zum Hertzen; aber bei wie wenigen zum Verstande! ja auch, wo du zum Hertzen sprichst, wie oft ist seine Regung blos eigentlich sinnliche Empfindung! Giebts nicht auch Thiere, die sich nach gewissen Tönen oder Gängen von Tönen freuen oder betrüben? ja als man den grausamen Versuch machte, lebendigen Geschöpfen das Gehirn zu öffnen, und durch gewisse Druckungen bei ihnen bald Schmerz, bald Freude erregte, mochten diese Empfindungen, auf eine grobe Weise bewürkt, etwas anders sein, als was du auf unendlich feinere Weise bewürkest? freilich ist das ganze Hertz des Menschen dein Saitenspiel; aber siehe auch, wozu du es spielest? Und nun, meine Schwestern, vergleichet euch selbst über bestimmte Fälle und Zwecke, in und zu denen euere Kunst würket.

Die Malerei fing an und schilderte die hohen Eindrücke, die sie manchmal durch die Darstellung Eines Gemäldes gemacht hätte. Sie sprach von Brutus Gemahlin, die nicht zu Thränen zu bringen war, bis plötzlich ihr das Bild der Andromache ins Gesicht fiel und den stoischen Damm ihrer Empfindungen aufriß. Sie führte eine Reihe anderer Gemälde an, die plötzliche Bekehrungen, Tröstungen, Ermunterungen bewürkt und die Seele, wie durch Erscheinungen aus einer andern Welt umgekehrt und umgeschaffen hätten — —

Verzeihe, Schwester, sprach die Poesie, und bemerke auch hier, was von diesen Würkungen eigentlich nur dir zugehört. Das meiste hievon liegt in den Gegenständen, die du nachahmst, und du kannst nicht läugnen,

daß wenn statt des Gemäldes der Andromache, Maria, oder andrer edlen Gestalten, ihre Gegenwart selbst in dem Licht erschienen wäre, wie du oder ich sie geschildert, die Würkung davon unendlich größer gewesen wäre. Denke dir eine erscheinende Mutter Gottes oder Magdalena, in allen idealischen Reitz gekleidet? du wirst zugeben, du seist hierinn nur Nachahmerin, nur ferne Nachahmerin, und was Würkung anbetrifft, sei oft ein schlechter, sehr unidealischer Auftritt der Natur, eben seiner individuellen Wahrheit und Würklichkeit wegen, unendlich reicher an großen und guten Folgen, als die künstlichste Nachahmung desselben mit Farben je sein würde. Du hingegen, Musik, sprach sie, bist immer Schöpferin, da du kein eigentliches Vorbild deiner Kunst hast im Himmel und auf Erden — —

Eben deswegen, fuhr die Tonkunst fort, ist auch meine Würkung immer neu, ursprünglich und herrlich. Schöpferin bin ich und ahme nie nach; ich rufe die Töne hervor, wie die Seele Gedanken hervorruft, wie der Schöpfer Welten hervorrief, aus dem Nichts, aus dem Unsichtbaren; und so dringen sie auch immer neu und mächtiger zur Seele, bis diese ergriffen vom Strom des Gesanges sich selbst vergißt, sich selbst verliert. Alle habt ihr von den Würkungen der Musik in alten und neuen Zeiten gehört und nie habt ihr genug davon gehört. Laßt mich nicht die alten Geschichten Amphions, Orpheus, Linus, Timotheus, Phemius u. a. wiederhohlen; am Feste der H. Cäcilia werden sie immer noch besungen und gepriesen —

Aber auch noch erreicht? fiel ihr die Poesie in die Rede; nur eben das, daß sie jetzt nicht mehr erreicht werden, zeigt es nicht, daß sie auch vor Alters nicht gantz dein, nicht immer das Werk der Kunst waren, auf die du es ohne mich insonderheit in spätern Zeiten anzulegen scheinest? Damals half ich dir; ich unterstützte deine Töne, du dientest nur meinem Gesange und machtest ihn lebendig; ich hingegen klärte deine Sprache auf, verstärkte sie mit der Macht aller Empfindungen und Situationen der Seele; dadurch thaten wir die Würkung.

Seitdem wir uns von einander getrennet haben, sind unsere Künste tausendmal feiner geworden, die Grenzen von allem in ihnen sind sorgfältiger geschieden, die Regeln stehen bestimmt da, wie Scylla und Charybdis oder wie die Säulen Herkuls, über die nicht hinaus zu schiffen ist; wo ist nun aber unsere Würkung auf der Erde, in dem Maß, wie sie die Alten priesen? Ich werde gelesen, du wirst gehört; bei mir tadelt und gähnt man; bei dir spielt oder plaudert man und zuletzt schläft man ein — —

Das liegt nicht an uns, antwortete die Harmonie unerschrocken, es liegt am Misbrauche unserer Namen. Die Geiger und Pfeifer, die Quäler und Tändler der Saiten, habe ich nie für Söhne meiner Kunst erkannt: denn wo sind die Würkungen ihrer Töne? Hast du je in der Küche Vulkans den dummen Bratenwender für den geistigen, belebten Koch genommen, der uns täglich neue Ambrosische Speisen bereitet? Und sind die Quartetts und Sonaten, Trios und Symphonien, insonderheit die Melodien mancher sogenannten Lieder nicht der ewige Bratenwender? Sie haben eine Kunst erfunden, wie sie nach Regeln der Harmonie, wie sie sagen, die Melodie drehen müssen, gerade wie jenes Küchenwerkzeug umläuft nach seinen Gewichten. Mich dünkt, wir drei Schwestern haben uns mit dem Heer unserer Pfuscher und Freier nichts vorzuwerfen — —

Aber dennoch, fiel ihr die Poesie ein, erinnere dich an die Zeiten deines simplen Ursprunges und deiner damaligen Würkung; deine Orpheus und Amphions, wenn auch nur die Hälfte der Fabeln wahr wäre, wo sind sie jetzt?

Freilich, antwortete die Tonkunst, sind diese Jahre meiner Jugend in manchen Ländern vorüber; aber nicht ich, sondern sie, diese sogenannte gebildete Welt ist alt und grau geworden und will jetzt statt Töne zu genießen, mit Tönen bauen und künsteln. Sie bauen auch würklich wunderhohe harmonische Gebäude; sie wollen zum Himmel, zum Verstande hinauf, da sie ins Heiligthum, zum Hertzen, nicht mehr können. Das Leichte ist ihnen zu leicht; mit dem Schwersten, mit überstandenen

Unmöglichkeiten wollen sie überraschen, prangen und gläntzen. Glaubt ihr, Schwestern, daß mirs gefalle, wenn man um eine neue Tonkunst zu geben, keinem Tone mehr seine Würkung läßt, sondern mit Tönen malt, springt, gaukelt, poetisirt? Es ist dies so ungereimt, als da jemand auf den Gedanken kam, ein Farben Clavier zu geben, und sich wunderte, daß der Kinderpopanz keine Würkungen, wie das wahre Clavier machte. Indessen sind die ächten Würkungen meiner Kunst noch nicht ausgestorben auf der Erde. Unter allen Völkern, selbst unter Türken und Barbaren, lebt sie noch; jedes genießet an ihr, was ihm zu genießen vergönnt ist, wohin und wie weit sein Organ gebildet worden. Die feinern Völker bedörfen auch feinerer Speise; meine Würkungen äußern sich also bei ihnen auch geistiger, und sie würdens für einen schlechten Erfolg meiner Kunst halten, wenn je ein Mensch, durch sie rasend geworden, einer Lais in den Schoos sänke oder Persepolis in Brand steckte. Ich würke auf feinere Endzwecke und Vergnügen; glaubt nicht, daß ich deshalb schwächer oder unsicherer würke. Wie oft hat der Ton eines Gesanges, der simple Gang einiger himmlischen Töne einen Menschen aus dem tiefsten Abgrunde der Traurigkeit bis in den Himmel erhoben! Wie oft geschiehets, daß eine einfache Melodie zarte, wehmüthige Thränen rinnen macht, die Menschen plötzlich in alte Empfindungen und Gegenden der Jugend, oder in unbekannte Auen eines seeligen Paradieses versetzt, und völlig den alten Zaubertönen, nur auf feinere Art, gleich kommt. Gewiß, meine Schwestern, ein Liebling meiner Kunst kan Wunderdinge auf einen Menschen würken, sobald er nur die Töne studirt, bei denen er am meisten gerührt wird, die Gänge der Melodie, die sein gantzes Empfindungssystem erregen. Hielte er sich sodann nur allein an solche und suchte ihre größte Würkung; er hätte das Hertz des Menschen in seiner Gewalt, wenn dieser auch sonst von Stahl und Eisen wäre. Aber die ietzigen Tonkünstler studiren auf dergleichen individuelle Würkungen, die doch immer die größesten sind, wenig; sie wiegen sich auf einem Seil von Tönen in der Luft und, wenn sie

wie die Henne einmal ein Korn finden, scharren sie gleich wieder Sand darüber — —

Würde dem aber nicht vorgebeugt, ja käme man nicht wieder zur alten simplen und großen Würkung der Töne, wenn deine Kunst sich mit der meinigen zusammenschlänge? sprach die Poesie. Ich zeichne dir ja Empfindungen vor; du darfst nur folgen und dich an diese halten — —

Die Tonkunst lächelte: Das wäre gut, es ist auch zuweilen nothwendig, schwerlich ists aber hinreichend. Wie oft verführen mich deine Dichter, statt mich zu führen; ja vielleicht haben sie meine Kunst unter den Menschen mit verdorben. Zudem erinnere dich, Schwester, an das was du selbst sagtest: Der Tonkünstler schöpfe aus sich selbst, er müsse jedesmahl die Sprache seiner Empfindungen neu bilden. Kan er dies nun nicht, fühlt er die Empfindungen nicht, die der Dichter ja nur bezeichnet, nur unvollkommen schildert, wie will er sie ausdrücken? wie könte sie ihm der Dichter mit seinen Worten beibringen und einflößen? Mit Worten jemanden Töne, gar Empfindungen einflößen, die er nicht in sich hat, ist unmöglich; also liegt die Sündenmaterie im Mißbrauch der Tonkunst selbst und muß von innen geheilt werden. Übrigens bleibts dabei, Schwester, daß wir zusammen gehören und vereint auch die größeste Würkung hervorbringen; nur daß ich nicht gantz deine Dienerin seyn wollte, denn ich bin deine Lehrerin gewesen, und habe auch für mich einen Kreis der Würkung. Mir dient der Tanz wie die Worte; Gebehrden und Bewegungen wie deine Verse; nur eigentlich schließe ich alles dies, Modulation, Tanz, Rhythmus in mich. Der Tonkünstler dichtet, wenn er spielt, so wie der ächte Dichter singt, wenn er dichtet.

Der Malerei sowohl als dem Vater Apollo ward bei diesem Gespräche die Zeit lang. Jene hatte so lang eine schöne ruhige Landschaft gezeichnet und allen Streit darüber vergessen. Das ist, sprach sie, die große Würkung meiner Kunst, sie macht die Seele ruhig und heiter. Ein Mensch, der sie liebet, genießt jeden Sonnen=

strahl fröhlich: wo andere nichts sehen, siehet er ein tausendfaches Spiel desselben. Überall im Schooße der Natur studirt er ihre stillsten freundlichsten Würkungen und genießt sie auf unendliche Weise — —

Das möchte vom Natur- und Landschaftsmaler gelten, antwortete die Poesie; was aber deine historische und Portraitmaler anbetrifft, höre ich, daß auch du so cholerische Leute hast, wie ich und die Tonkunst schwerlich haben. Uns beiden wirft man vor, daß wir unsre Günstlinge statt der Begeisterung oft mit Launen beschenken; und mich dünkt, auch wenn du Leidenschaften studirst und ausdrückst, mußt du doch selbst diese Leidenschaft fühlen —

Hier fiel ihr Apoll in die Rede und gab ihr zu verstehen, wie dies alles nicht hergehöre und, mit gehöriger Erlaubniß zu reden, zum Theil nicht wahr sei. Wenn man einen Wüthenden schildert, sprach er, darf man nicht selbst wüthen, und wenn man von einem Rasenden dichtet, nicht selbst rasen. Eben das ist das Vorrecht der himmelgebohrnen Kunst, sprach er, daß sie durch eine Art von Allwissenheit und geheimer Vorahndung auch die Falten und Schlupfwinkel des menschlichen Hertzens kennt, die der Künstler selbst nicht gefühlt haben darf, iezt aber im Licht seiner Muse gewahr wird und wie durch reflectirte Strahlen aus seiner Seele dichtet. Glaubt mir, der Trunkene singt von der Trunkenheit nicht am schönsten; der Dichter der alle Leidenschaften schildert, sie oft auf einmal im stärksten Contrast schildert, kann sie ja nicht alle als persöhnliches Eigenthum besitzen; gnug, wenn er sie als ein ruhiger Spiegel treu aufnimmt und wieder abglänzet. So ists auch mit der Malerei und Tonkunst. Die größten Künstler jeder Art waren immer die leidenschaftlosesten, heitersten Charaktere; sie waren Jünglinge wie ich und lebten in meinem Sonnenlichte. Aber machet, daß des Streits ein Ende werde. Du, Malerei, machst mit deiner Kunst die helleste, schönste, klärste, daurendste Vorstellung, du sprichst durch deine Gestalten zur Phantasie und durch sie zum Verstande und zum Hertzen; du ver-

feinst den Blick, öffnest die Thore der Schöpfung und machst deine Lieblinge ruhig und heiter; bist du zufrieden? Du, Tonkunst, hingegen hast den Zauberstab der eigentlichen Würkung auf menschliche Hertzen unmittelbar; du regst die Empfindungen und Leidenschaften nur dunkler Weise und hast einen Führer und Erklärer nöthig, der dich, wenigstens zur bestimmtern Würkung dem Verstande des Menschen nähere und mit dem physischen auch seinen moralischen Sinn vergnüge. Bist auch du zufrieden? Ihr streitet beide über das Wort Würkung, und das ist dem Sprachgebrauch nach mehr für die Tonkunst, als für die Malerei, weil wir bei Würkung immer nur auf Stärke zu sehen gewohnt sind, ohne zu bedenken, daß diese in Sachen des Geisterreichs und der menschlichen Seele zuweilen auch mit Umfang, Klarheit, Dauer compensirt werde. Ihr streitet also immer nur, ob das Ohr Auge und das Auge Ohr sein soll? beruhigt euch; je verschiedner ihr von einander würkt, desto eigner und besser würkt ihr. Ihr bewegt eine menschliche Seele, nur auf eine ganz incommensurabele Weise. Wollt ihr die Würkungen euerer Kunst aufs reinste und ohne allen Wortstreit sehen, so betrachtet einen Blinden und Tauben und seht was beiden versagt sei? Der Taube mag unendlich feiner sehen und unterscheiden; für die Gesellschaft ist er immer dumm und in seinem Innern freudenloser: ihm fehlt der Sinn und die Kunst, die unmittelbar zu seinem Hertzen reden. Der Blinde ist ein armer Mann, vielleicht auch arm an gewissen feinen Unterschieden, Gestalten und Abmessungen, die nur der Sinn und die Kunst des Gesichts gewähren; er hat indessen das Saitenspiel aller Empfindungen und Leidenschaften in sich, er kans tönen lassen, wenns ihm gefällt, und sich in seiner dunklen Einsamkeit eine Welt voll Harmonie und Freuden schaffen. Oft waren Blinde große Tonkünstler, große Dichter; ob aber Taube eben so große Zeichner gewesen, möget ihr selbst wissen. Gnug, ihr seid beide meine Töchter, du, Malerei, die Zeichnerin für den Verstand; du, Tonkunst die Sprecherin

zum Hertzen; und du, meine liebe, jugendliche Dichtkunst, du die Schülerin und Lehrerin ihrer Beider.

Sie umarmten sich alle, und Apollo krönte sie alle drei mit seinen unsterblichen Lorberkränzen.

Acht und vierzigstes Stück.

Lied eines Eremiten.

Ausgebreitet vor mir liegt
Grüner Felder Pracht;
Einem sorgenfreyen Blick
Erd und Himmel lacht —
Weit von allen Städten weit
Wohn' ich in der Einsamkeit!

Wohlgeruch und Lebenskraft
Duften Blüthen hier,
Milde Abendwinde wehn
Ihren Balsam mir —
Weit von euren Gärten weit
Wohn' ich in der Einsamkeit!

Reiner Silberquell gewährt
Reinen Sinnes Glück,
Sonder Wolken leuchtet mir
Schöner Sonnenblick —
Weit von euren Festen weit
Wohn' ich in der Einsamkeit!

Kost der Kräuter, frisch entkeimt
Aus der Erde Schoos,
Und gesunder Schlummer wird
Mir auf weichem Moos —
Weit von euren Tafeln weit
Wohn' ich in der Einsamkeit!

Auf der Vögel Schwingen hebt
Höher sich empor
Mein vereinter Lobgesang
Zu der Engel Chor —
   Weit von euren Tempeln weit
   Wohn' ich in der Einsamkeit!

Freyer Sinn giebt frohen Muth,
Reinheit, Jugend-Glück;
Und des düstern Grabes Rand
Scheuet nicht mein Blick —
   Weit von euren Freuden weit
   Wohn' ich in der Einsamkeit!

Aber diesem Herz gebricht
Ach! ein treues Herz,
Das mit ihm der Liebe Glück
Theilt, sammt ihrem Schmerz: —
   Denn von meiner Freundin weit
   Wohn' ich in der Einsamkeit!

Ein Resultat der Witz-Karte.

Folgendes Geschichtlein ist einer, die sogenannte Witz-Karte spielenden Gesellschaft mit möglichster Treue nachgeschrieben. Die unterstrichenen Worte sind die, welche auf den Karten-Blättern, wie solche ausgespielt wurden, standen und woraus die Spieler und Spielerinnen dieses Märchen mit gemeinschaftlicher Imagination ersonnen haben. Zum Beweis wie witzig dieses Spiel seyn kann, wenn es mit Witz gouvernirt wird; muß ich noch anführen: daß die spielende Gesellschaft weder über den Gegenstand, noch Plan und Gang einverstanden gewesen, vielmehr ist alles dem Zufall des Ausspielens überlassen worden, indem jede Person aus den empfangenen Karten-Blättern, im Kreis herum, jedesmahl zwey oder drey Karten-Blätter ausgespielt, und nach Anleitung der Worte willkührlich die angefangene Erzählung fortgesetzt hat.

Der Bramine.

In der circassischen Tartarey liegt ein labyrintischer Hayn, mitten in demselben ist eine Wiese, die von duftenden Bäumen umschlossen wird. Mitten in dieser Wiese steht eine goldene Wiege und in dieser Wiege liegt ein schöner Knabe. Eine wohlthätige Fee kommt alle Nacht dahin, und reicht dem Knaben Zucker zur Nahrung. Neben der Wiege sieht man rechts einen kleinen Panzer und links ein vielblättriges Buch: Beydes sind Geschenke eines Zauberers, und die Schwestern des Schicksals haben in das Buch das Schicksal des Knaben geschrieben von der Morgenröthe seiner Entstehung an, bis zu dem Abendroth seines Daseyn. Hinter der Wiege steht ein Palmbaum, an welchem folgende Devise hängt: eine Lilie am Bach, und über ihr in nächtlichen Wolken der leuchtende Mond mit der Innschrift: wachse und gedeihe, ehe die Sonne des Mittags dich ereilt! Nicht weit von der Wiege ist ein Grab in Felsen gehauen, welches von Rosenbüschen beschattet wird.

Tiefsinnig verirrte sich einst ein Bramine in diese Gegend und entdeckte die Wiege sammt dem Knaben unter dem Palmbaum. Er eilte hinzu, sahe die Devise, die Innschrift, wie auch den Panzer und das Buch; welches alles zusammen ein höchst magisches Ansehen hatte. Der Knabe lächelte, und von Liebe angezogen rief der Bramine aus: „Glänzend sey der Stern deines Schicksals, schuldloses freundliches Wesen, möge nie die Gunst der Könige, Schmetterlingen gleich, dich verderben, nie die Marktschreyerey der Welt dich bethören, nie verführerischer Lorbeer dein Haupt drücken — Ach! und mögest du nie dieß Rosenbette einsamer Wildnis mit vornehmen Pallästen tauschen."

Als der Bramine diese Worte gesprochen hatte, so ließ sich eine Zauber-Musik in den Lüften hören, und es traten vier Männer zu ihm, welche von einem Gespenst geleitet wurden: aus ihrer Kleidung erkannte er ihre Stände und ihren Beruf; der erste war ein

Soldat, der andere ein Arzt, der dritte ein Narr, und der vierte ein Todengräber.

Wer von euch — so redete der Bramine sie an — ist mir Prophet über den Nebel der Zukunft, ein Vertrauter vom Gestirn dieses Knaben? Lehrt mich's, und ob ich gleich ein Weiser bin, so will ich doch euer Schüler seyn!

Das Gespenst murmelte einige unvernehmliche Töne und verschwand. Der Soldat erhob zuerst seine Stimme, und sprach: Ich bin das Bild des Lebens, denn ein Kampf ist unser Daseyn!

Hierauf nahm der Arzt das Wort und sprach: Ich bin der Freund und der Tröster des Lebens, denn siech und strauchelnd ist unser Wandel!

Der Narr schüttelte den Kopf, daß die Schellen seiner Kappe klangen und sprach nichts.

Der Todengräber pfiff ein fröhliges Lied, und deutete mit seinem Spaden auf das nahe Felsengrab.

Der Bramine fand in diesen Antworten wenig Licht, er redete also ferner diese vier Männer an, und bath sie, ihm zum mindesten klärer zu lehren, wie und worauf das Glück dieses Kindes gebaut werden könte?

Auf Muth! sprach der Soldat — Auf Vorsicht! sprach der Arzt. Auf Hoffnung meiner Saat! sprach der Todengräber. — Der Narr schüttelte abermals den Kopf, und lachte laut; indem kam eine schöne Schäferin daher, der Narr ging ihr eilends entgegen, und führte sie zu der Wiege des Knaben — Da! lieber Knabe, sprach er, jage nach Hirngespinsten, sey ein glücklicher Thor und laß diese Rosenwangen, diese Zauber-Blicke dir deinen Himmel auf Erden werden!

Nach Plato.

Venus drohte den Musen: Ihr Mädchen, scheut Aphroditen,
Die mit dem Köcher und Pfeil Amorn über euch schickt!
Aphroditen? versezten die Musen, — o spare der Scherze,
Göttin, so leicht fliegt nicht dieses dein Knäblein zu uns!

Neun und vierzigstes Stück.

An Laura, früh.

In der blauen Ferne wohnet
Meine Laura schön und mild —
Nimm den Morgen=Gruß der Liebe,
Süßes, holdes Zauber=Bild.

Sonnen=Pracht ist dein Erscheinen,
Lebens=Blick dein Auge mir;
Sieh die Nebel sind entdämmert,
Wärmer, treuer, nah' ich dir.

Abend=Thau war Schmerz der Liebe,
Erd und Himmel trennten sich;
Trauer schwebt um meine Seele
Bis ich wieder finde dich.

Der Wettstreit.

Nach der Witz=Karte.

Die Fee Theantos war von ihren Gespielinnen auserkoren, mit einem Zauberer, Cosmus genannt — dessen Macht eben so berühmt als gefürchtet war — einen Wettstreit zu beginnen. Beyde, die Fee und der Zauberer, wohnten auf einer Insel; er, in einem verfallenen Schloß, das auf einem hohen Fels lag, sein Gemach war eine düstere Höle in demselben, worinn er sein einsames Leben vertrauerte; sie bewohnte eine Grotte wo sie sich des Tages über, nicht mit Forschen magischer Weisheit aus Büchern, sondern mit Anschauen und Sinnen über Natur beschäftigte.

Theantos trug sich stets verschleyert, und bey Mondschein nur verließ sie ihre Grotte und ging auf der Insel umher. Der Zauberer scheute die schönen Augen der Fee, und die Magie ihrer Blicke, welche

ihm fesselnde Ketten däuchten — daher verbarg er sich stets in dem Thurm seines Schlosses vor ihr und flohe, wenn er von ferne sie ihm nahen sah. — —

So waren Jahre, in wechselseitiger Entfernung von einander, verstrichen; eines Nachts aber sahe Theantos im Traum eine Gesandschaft ihrer Gespielinnen zu ihrem Lager treten; süßer Flöten-Ton entschlummerte ihre Sinne, und sie hörte den Zuruf einer Stimme: Steh auf, Theantos, du schönste und mächtigste überirrdischer Jungfrauen, kämpfe mit Cosmus dem Zauberer, denn du nur vermagst den Sieg über ihn davon zu tragen! — —

Mit der Morgenröthe stand Theantos auf, brachte Gelübde und Opfer der himmlischen Venus dar; hierauf begabe sie sich zu dem Zauberer, der tiefsinnig, von schnaubenden Drachen bewacht, in seiner Höle saß.

Theantos (zu Cosmus). Komm hervor, der du im Dunkeln wohnest! Laß mich nicht länger in den Labyrinthen der Ungewißheit, wem von uns beyden diese Insel zu beherrschen gebührt, laß uns, Rittern gleich, uns aufmachen und einander zum Wettstreit fordern: wer das größte Wunder magischer Künste hervorzubringen vermag?

Cosmus (zu Theantos). Kennst du wohl den goldenen Ring, mit welchem ich Wolken gebiethe? mit welchem ich, sonder Mühe, mir den Weg zu verborgenen Klüften und zu deren Schätzen bahne?

Theantos (zu Cosmus). Ich kenne ihn; aber du, kennst du diesen Lilien-Stab in meiner Hand und die Kräfte, die hohe Geister ihm beylegten? Wisse, daß ich den stürmischen Horizont alsbald zu sanfter Dämmerung umschaffen, und mit Fackelglanz der Sonne jene Berge erleuchten kann!

Cosmus (zu Theantos). Hast du Drachen zu deinem Schirm, Riesen zu deinem Dienst, und ein Heer demüthiger Gnomen die deinem Winke gehorchen? Kannst du den Geistern der Nacht gebiethen, die Ungewittern gleich durch den Wald daherrauschen?

Theantos (zu Cosmus). Gern gönn' ich dir diese Vorzüge, und ich bin nicht eifersüchtig auf deine Herr-

schaft; denn schöner sind die Gaben, die meinen Händen anvertraut sind, und bessern Werthes als Kronen und Scepter! Ist dir unbekannt, daß ich Götter und Göttinnen beseelige, und belebendes Feuer ihren Busen einhauche?

Cosmus (zu Theantos). Kannst du jenes Schiff dort am Ufer augenblicklich in Abgrund versenken? Feuer-Ströhme den Lüften entlocken? und über diese grünen Rasen einen reißenden Bach ergießen; so will ich deine Vorzüge erkennen, und deine Gaben ehren!

Theantos (zu Cosmus). Wohlthätiger als du, gebiethe ich freundlichen Gestirnen zu verweilen, ich heiße Stürme schweigen, und Wellen sich legen. —

Cosmus (zu Theantos). Nun wenn du Herz hast, so zeige deine Macht, und laß prahlende Worte zur That werden!

Theantos (zu Cosmus). Du warst der erste im Groß-sprechen; drum sey auch der erste den Wettstreit zu beginnen! Aber schwöhre vorher bey diesem Altar: daß der, der von uns überwinden wird, den Lorbeer, den Venus dem Sieger durch meine Hand darbiethet, davon tragen soll. — — —

Wohl! — sprach der Zauberer — ich schwöhre, und beginne; hierauf erhub er seinen Zauber-Stab, ein dicker Nebel sank herunter, und eine Rose sproßte aus der Erde, der Nebel verschwand, die Rose verwandelte sich in einen Baum und nach wenig Minuten nahm der Baum die Gestalt eines schönen schlanken Jünglings an, der eine verlöschte Kerze an seinem Munde hielt.

Großsprecherisch nahte nun Cosmus der Fee, und zeigte ihr dies Wunderwerk seines Zauberstabes: „Bist du noch lüstern den Wettstreit zu wagen?“ sprach er mit stolzer Miene.

Theantos (zu Cosmus). Fast glaubte ich mich überwunden; du hast ein schönes Bild hervorgebracht! aber irre ich mich nicht, so ist es tod, und kein Leben ist in dieser reizenden Gestalt. Vermagst du diesem Bild noch etwas hinzuzusetzen, und dieses Jünglings Gestalt zu vollenden?

Den Zauberer wunderte diese Frage, er sprach: Nein! und foderte wiederholt Theantos zum Wettstreit auf.

Lächelnd nahm die Fee den Lilien-Stab, sie berührte die Gestalt des Jünglings, belebender Hauch entquoll seiner erwärmten Brust, und die Kerze vor seinem Mund fing Flamme. „Hier!“ sprach die Fee „hier hast du Liebe und Leben, alles lebende um dich zu lieben!“

Die Gestalt faßte dankbar Theantos Hand, und drückte sie mit warmem Gefühl stummer Verehrung. —

Der Zauberer legte seinen Zauberstab zu Theantos Füßen und reichte ihr, vor ihr knieend, den Lorbeer. „Du hast“ — redete er sie an — „diesem toden Bilde Liebe und Leben gegeben, und diese Göttergabe hast du auch dieser Brust und diesem Herzen eingehaucht.“ — —

Theantos und Cosmus liebten sich von dem Tage an, sie regierten zusammen die Insel, und ihre Nachkommen waren Blumen der Erde, himmlischen Duftes. — — —

An Laura, abends.

In dämmernder Ferne,
Da schimmerts so schön;
Dort wallet und winket
Auf friedlichen Höh'n
Die Schönste der Schönen
Mir werther als Gold,
O Laura — der einzig
Und ewig ich hold.

Wenn seelige Tage
Entschweben mir schnell,
Wenn sonnige Morgen
Mir leuchten so hell,
Wenn Sterne mir glänzen
In freundlicher Nacht;
So hat es dein Zauber,
O Liebe, gemacht.

Anmerkungen.

Das zur vorliegenden Ausgabe des Tiefurter Journals benützte handschriftliche Material besteht aus einer unvollständig überlieferten Sammlung der Original-Manuscripte und fünf Exemplaren des abschriftlich im geschlossenen Abonnentenkreise verbreiteten Journals.

Vier dieser Exemplare befinden sich in Weimar: zwei im Grossherzoglich Sächsischen Haus-Archiv, je eines im Bertuch-Froriepschen Familienbesitz und in dem mit dem Goethe- und Schiller-Archiv vereinigten Archiv des Kanzlers v. Müller. Als fünftes ist hinzugezogen das im Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindliche Exemplar aus Herders Nachlass. Die von C. A. H. Burkhardt aus dem Nachlass der Herzogin Anna Amalia zusammengestellten Original-Manuscripte sind gleichfalls Eigenthum des Grossherzoglich Sächsischen Haus-Archivs.

Ausser den fünf benützten Exemplaren ist das Vorhandensein eines sechsten in der mit der Königlichen Universitätsbibliothek zu Leipzig verbundenen Goethe-Sammlung Salomon Hirzels bekannt. Goethes eignes Exemplar ist nicht überliefert: er sandte es am 17. April 1793 an Friedrich Heinrich Jacobi und hat es von diesem wohl nicht zurückerhalten. Nach der Angabe C. A. H. Burkhardts, der in zwei Aufsätzen der Grenzboten (1871 III, 281—299 und 1872 II, 261—263) zuerst eingehendere Mittheilungen über das handschriftliche Material des Tiefurter Journals gemacht hat, sind überhaupt nicht mehr als 11 Exemplare ausgegeben worden; die Grundlage dieser Angabe bilden Rechnungen der Herzogin Anna Amalia, die für die Herstellung der Copien 169 Thaler und 23 Groschen aufwandte.

Vollständig ist keines der überlieferten Exemplare, aber die fünf benützten ergänzen einander zur Vollständigkeit. Eine Übersicht über den Bestand der einzelnen Exemplare zu veröffentlichen, in denen bald ganze Stücke bald einzelne Bogen oder Artikel fehlen, erschien werthlos.

Wie es bei der Art der Herstellung des Journals sich von selbst versteht, stimmen die Exemplare in vielen Einzelheiten nicht überein, sondern sind hinüber herüber durch

eine Fülle von Fehlern entstellt, die zum Theil allen Exemplaren gemeinsam sind. Sie sind bei der Herstellung des Textes nach Möglichkeit beachtet und erwogen: Verhältnissmässig wenige Fälle liessen sich nicht anders entscheiden als durch willkürliche Wahl zwischen zwei gleichwerthigen Überlieferungen, bei den weitaus meisten war die Entscheidung mit Sicherheit zu treffen. Eine Belästigung des Lesers aber durch Anführung der vielen Hunderte von Varianten konnte nicht in der Absicht dieser Ausgabe liegen.

Sehr willkommen waren namentlich in Bezug auf die erstrebte Reinheit des Textes die von C. A. H. Burkhardt zusammengestellten Original-Manuscripte, über deren Vorhandensein die folgenden Anmerkungen bei jedem Artikel (unter Anwendung des Zeichens Or.) berichten. Doch durfte ihr Text keineswegs als unbedingt verbindlich gelten, sondern, da es sich um einen Abdruck des Tiefurter Journals handelte, waren die von der Redaction an den eingereichten Beiträgen beliebten Änderungen massgebend, und diese redactionellen Änderungen wurden nicht durchgehends in den eingereichten Originalen selbst vorgenommen, sondern in Abschriften, die uns nicht überliefert sind. Ein deutliches Beispiel hierfür bietet das Gedicht S. 124 f. In anderen Fällen sind die Abschriften, in denen die redactionellen Änderungen vollzogen sind, neben den Originalbeiträgen noch vorhanden, wie bei dem Gedicht S. 169.

Zugleich waren diese Originale werthvoll für die Bestimmung der Autorschaft, doch ist hierbei nicht zu vergessen, dass die Verfasser der einzelnen Beiträge vor der mitarbeitenden und zugleich abonnirenden Gesellschaft unbekannt bleiben sollten, und dass die Absicht dieser Anonymität zu mancherlei Täuschung und Versteckenspiel führen mochte. Auch vor der „Redaction“ selber das Geheimniss der Autorschaft zu wahren, mochte schwierig sein oder doch weitläuftigere Wege der List nothwendig machen: daher darf in den meisten Fällen angenommen werden, dass die Handschrift eines „Originals“, besonders wenn sie den Eindruck eines Conceptes macht, den Autor verräth. Besondere Vorsicht aber ist geboten denjenigen Beiträgen gegenüber, die im Or. von der Handschrift eines der Redactionsmitglieder, also Einsiedels oder der Hofdame v. Göchhausen, überliefert sind. Denn, da wir Gedichte Goethes in der Handschrift dieses Fräuleins unter den Originalen finden, haben wir keine Sicherheit, dass andere in ihrer Handschrift überlieferte Beiträge von ihr auch verfasst sind und nicht etwa von Seckendorf oder einem andren Mitglied der Gesellschaft. Vollends sind Einsiedels Handschriften für seine Verfasserschaft selbst dann nicht beweisend, wenn sie den Eindruck von Concepten machen.

Das Beispiel des Aufsatzes S. 16—20 genügte allein, um vor allen unvorsichtigen Folgerungen zu warnen: wäre nicht zufällig des Herzogs Urschrift auch überliefert, würde man aus Einsiedels stark corrigirter, durchaus conceptartiger Abschrift Einsiedels Autorschaft anzunehmen geneigt sein. Noch deutlicher ist das Beispiel des (bisher ungedruckten) Gedichtes von Lenz S. 169, da an seiner Überlieferung unter den „Originalen“ ausser dem wirklichen Verfasser beide Redactionsmitglieder, Einsiedel und Fräulein v. Göchhausen, betheiligt sind. Ebensowenig ist endlich ein von Goethes Schreiber geschriebener Beitrag beweisend für Goethes Verfasserschaft, da wir von solcher Hand ein Gedicht von Lenz und ein Volkslied geschrieben finden.

Diesen Zustand der Autorenfrage zu beklagen liegt jedoch kein Grund vor, und wenn in den folgenden Anmerkungen auch nach Möglichkeit der Versuch ihrer Beantwortung gemacht wird, so liegt darin doch keine Überschätzung ihrer Wichtigkeit. Es ist für die geschichtliche Entwicklung und Betrachtung der deutschen Literatur gleichgiltig, ob dieses oder jenes Gedicht von Seckendorf oder Einsiedel, von Frau v. Schardt oder Fräulein v. Göchhausen verfasst wurde: wissenschaftlich von Belang ist nur, dass diese Sachen im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts von einem Mitgliede der weimarischen Hofgesellschaft verfasst sind, und dass ihre Verfasser oder Verfasserinnen sich nicht scheuten, sie, wenn auch vielleicht mit bescheidenem Bewusstsein des Unterschiedes, neben die erhabensten Schöpfungen Goethischer Lyrik zu stellen. In ihrer Gesammtheit bilden diese Productionen ein historisches Denkmal, vereinzelt sind es Steine und Steinchen wie andere auch, und es bleibt sich gleich, wer sie herantrug.

Der Übersicht wegen seien hier noch die Einzelresultate der in den folgenden Anmerkungen begründeten Datirungen zusammengestellt. Es erschien das

1.	Stück	am	16.	Aug.	1781	26.	Stück	Ende		Mai	1782
2.	„	„	24.	„	1781	27.	„	Anfang		Sept.	1782
3.	„	nach	28.	„	1781	28.	„	vor	16.	„	1782
4.	„	„	3.	Sept.	1781	30.	„	etwa	2.	Nov.	1782
6.	„	„	20.	„	1781	32.	„	vor	20.	Jan.	1783
10.	„	„	25.	Oct.	1781	33.	„	nach	4.	Febr.	1783
11.	„	„	24.	Nov.	1781	37.	„	„	13.	Mai	1783
14.	„	etwa	1.	Jan.	1782	39.	„	vor	10.	Nov.	1783
19.	„	nach	18.	„	1782	40.	„	„	2.	Dec.	1783
20.	„	„	13.	Febr.	1782	45.	„	nach	16.	April	1784
23.	„	„	16.	März	1782	?	„	vor	13.	Juni	1784

Avertissement. Nur vor den Originalen (Or.) und dem Exemplar aus Herders Nachlass überliefert. Vgl. die Einleitung Bernhard Suphans.

1. Stück. S. 1. Ein paar Tröpflein u.s.f. Die Beziehung sicher zu ermitteln ist mir nicht gelungen. Vielleicht ist das Augustheft 1781 der Baseler „Oberrheinischen Mannigfaltigkeiten" gemeint. Vgl. Sierke „Schwärmer und Schwindler zu Ende des 18. Jahrhunderts" 1874 S. 412.

S. 1. Künste. Wohl nur Localscherz. Hauf und Beber werden im „Hof- und Adress-Calender" nicht genannt.

S. 1. Schauspiele. Vgl. Goethes Tagebuch 11. Aug. Aerndtekranz in Tiefurt und die in der Einleitung erwähnte Briefstelle vom 12. an Frau v. Stein.

S. 2. Musik. Am 13. d. M. sandte Goethe die Sammlung von Rousseaus Liedern an den ihm befreundeten Componisten Kayser in Zürich mit der Bitte, Harmoniefehler, die Mademoiselle Schröter in dem Druck bemerkt habe, nachzuprüfen und zu berichtigen. Goethe hörte, laut Tagebuch, am 12. und 15. Coronas Gesang dieser Lieder.

S. 2. Preis Frage. Beantwortungen s. S. 8 f. 26 f. vgl. 31 f. Auch Merck lieferte, an Stelle einer eigentlichen Beantwortung, „Anonymi Zweifel und Fragen über eine von der hochpreisslichen Dieffurther Gesellschaft der Wissenschaften aufgegebene Preiss Frage". Das umfangreiche Manuscript ist unter den Originalen überliefert. Einsiedel hat es, nach einigen Streich- und Correctur-Versuchen, nicht in das Journal aufgenommen.

S. 3. Politik. Die Beziehungen Raynals und Grimms zum herzoglichen Hofe in Gotha lassen vermuthen, dass die Correspondenz, auf die sich der vorliegende Artikel beruft, vom Prinzen August herrührt. Das Augustheft der Raynal-Grimmschen „Correspondance littéraire" erwähnt gleichfalls dieses Diners, ohne jedoch den Namen Grimms zu nennen. Grimms 3, 33 erwähntes Jugendwerk „Banise", das Zieglers Roman von dem blut- doch muthigen Pegu streng nach den Regeln Gottscheds dramatisirte (1743), mochte der weimarischen Gesellschaft weniger bekannt sein, als der „Prophète de Boemischbroda". Diese Flugschrift, mit der Grimm 1753 in den damals lebhaften Streit über die italienische und französische Musik eingegriffen hatte, erhielt Goethe noch kürzlich von seiner Mutter zugesandt: am 11. August 1781 schrieb er ihr Der *Devin du Village* ist mit Melchiors Schrift gestern angekommen. Ich bezog dies früher (Goethes Briefe VII, 432) auf J. S. Melchiors 1781 in Mannheim erschienenen „Versuch über das Sichtbare und Erhabene in der bildenden Kunst"; da aber Friedrich Melchior Grimm besonderen Bezug auf Rousseaus Oper „Le devin du village" in jener Flugschrift nimmt, wird man diese unter Melchiors Schrift

verstehen müssen, zumal im vorliegenden Stück des Tiefurter Journals vom 16. Aug. 1781 darauf Bezug genommen wird.

S. 4. Die Notiz am Schluss des 1. Stücks fehlt trotz der Hinweisung 4, 6 in den meisten Exemplaren.

2. Stück. Das Datum fehlt in den meisten Exemplaren.

S. 4. Litteratur. Vgl. Goethes Tagebuch 15. August 1781 Abends Gesellschaft bey mir ... Seckendorf las die Bayrische Kinderlehre. Ohne Verlagsangabe erschien 1781 „Eine Kinderlehre auf dem Lande von einem Dorfpfarrer. Sammt einem Schreiben an den Verleger“. Der anonyme Verfasser war der freimüthige bayrische Geistliche Anton Bucher, in dessen Sämmtlichen Werken (1819 f.) VI, 399 f. die Schrift wieder abgedruckt ist. Die Empfehlung im Tiefurter Journal scheint zu weiter Verbreitung der höchst humoristischen, in einem sehr „körnichten und deutlichen Deutsch“ geschriebenen Satire nicht viel beigetragen zu haben. Übrigens spricht Bucher vom „christkatholischen, römischapostolischen Baur“.

S. 4. Mineralogie. Das mineralogische Interesse des hiermit geneckten Fräuleins v. Göchhausen ist schon bezeugt durch Goethes Brief an Frau v. Stein vom 23. Juli 1780 Nun sind die Steine der Frl. Thusnelde in Ordnung gebracht.

S. 5. Schauspiel. Or. Einsiedels Hand. Vgl. Stück 3.

S. 5. Scharade. Zur Auflösung muss, entgegen dem sonst befolgten Grundsatz, der mit den Personalien Alt-Weimars nicht vertraute Leser hier daran erinnert werden, dass Goethe über den Kammerherrn und Oberforstmeister v. Wedel im August 1779 an seine Mutter schrieb Wedel wird ihr sehr behagen, der ist noch besser als alles was sie von uns Mannsvolck gesehen hat. Was für anzügliche Scherze Wedel sich auch sonst musste gefallen lassen, zeigt u. a. eine kleine in biblischem Ton geschriebene Brochüre, auf die mich Bernhard Suphan hinwies, betitelt: Das Buch vom Schönen Wedel. Mit eynem gar feinen Kupferstich. Fulda. Verlegts Buchdrucker Weiss 1779.

S. 7. Landwirthschaft. Or. Einsiedels Hand, Concept und Reinschrift.

S. 8. Beytrag u. s. f. Manifest der Langenweile. Or. Seckendorfs Hand, die Überschrift der Einleitung von Frl. v. Göchhausen. Eine Randbemerkung Seckendorfs Das Original des Manifests erbittet man sich zurück ist durchstrichen. — Zur Unterschrift 9, 12 vgl. 19, 27 und 58, 33. Die Rathschläge 11, 17 — 22 spielen zum Theil auf nachweisbare Zeitereignisse an, so auf den ein Jahr zuvor erfolgten Sturz des darmstädtischen Ministers Carl Friedrich v. Moser, auf den 1780 wegen Urkundenfälschung enthaupteten Züricher Pfarrer Waser; der „sich selbst erschossene Liebhaber“ natürlich auf Werther. — 14, 32 anekele beruht wohl

auf redactioneller Correctur, im Original sind über einander zwei Wörter, deren ersteres scheinbar anstinke lautete, durchstrichen.

3. Stück. S. 16. „Schauspiel. Or. Einsiedels Hand. Vgl. S. 5. — S. 16. Über das Schattenspiel Minervens Geburth u. s. f. Or. Concept von des Herzogs Carl August, Abschrift von Einsiedels Hand mit sehr beträchtlichen redactionellen Correcturen. Da die ursprüngliche Fassung des Herzogs ein höheres Interesse beanspruchen dürfte, wird in diesem Falle abgewichen von dem sonst befolgten Grundsatze: den Text so zu geben, wie er den Abonnenten des Journals geliefert ward. Gedruckt ward der Aufsatz bereits von K. J. Schröer, Westermanns Monatshefte März 1885.

Das von Seckendorf gedichtete Schattenspiel, auf das sich dieser Aufsatz sowie der folgende bezieht, ist von Schröer a. a. O. und darnach auch von Geiger im Goethe-Jahrbuch VII, 361 f. gedruckt. Goethes Tagebuch 28. Aug. 1781 Abends in Tiefurt wo man die *Ombres Chinois* gab. An Frau v. Stein schrieb er am folgenden Tage Gestern ist das Schauspiel recht artig gewesen; die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit sehr gut ausgeführt. Hier ist das Programm [d. h. der Text, der die Handlung in Knittelversen beschreibt]. *NB* es war *en ombre Chinois* wie du vielleicht schon weisst. Dass die Zuspitzung des Schattenspiels auf seinen Geburtstag ihm wohl gethan, zeigt der Schluss des Briefes an die eifersüchtige Freundin: Bleibe mir, und wenn's möglich ist so laß mich die Freuden rein geniessen die mir das Wohlwollen der Menschen bereitet. 17, 9 Anspielung auf Lavater. Dieser erklärte, zur Erforschung des Charakters aus der Physiognomie sei die Silhouette besser als jede andere Art der Darstellung geeignet, da nur sie jede bewusste oder unbewusste Beeinflussung durch das subjective Urtheil des Darstellenden ausschliesse. 17, 22 wie 34 und die Anmerkung auf der folgenden Seite nur Fiction, die letzteren in Anspielung auf Friedrich Hildebrand v. Einsiedel. 18, 36 die Angabe von Goethes Alter ist falsch; erst hatte der Herzog sogar 28 geschrieben, sich aber noch selbst corrigirt. 19, 12 Goethes „Vögel“ waren am 18. August 1780 in Ettersburg aufgeführt. 19, 15. 16 vgl. Goethe an Knebel 3. oder 4. Mai 1808 über „Faust“ Ich freue mich, daß dieses Stückwerk bald nicht mehr so ganz zerstückt vor dir erscheinen wird. 19, 27 vgl. Seckendorfs Unterschrift 9, 12 und 58, 33. 20, 34 der Herzog schrieb und lassen ihm wie dort u. s. f. Statt der umfangreichen Änderungen Einsiedels und Schröers genügt Streichung von lassen ihm zur Auflösung der Satzwirre.

S. 21. No. 2. An die Herausgeber u. s. f. Als Verfasser dieser zweiten Besprechung des Schattenspiels vom

28. August verräth sich durch Stil und Inhalt Wieland. Als von ihm herrührend ist dieses „Sendschreiben“ auch bereits gedruckt in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst am 24. Juni 1840“ S. 77 f., in Diezmann „Goethe und die lustige Zeit in Weimar“ 1857 S. 196 f. und in R. Springer „Weimars klassische Stätten“ 1868 S. 38 f. In die Werke ist es noch nicht aufgenommen, jedoch in der Hempelschen Ausgabe XL, 838 als Wielandisch anerkannt. 21, 1 Datum und 25, 38. 39 Unterschrift fehlen in den meisten Exemplaren. 21, 28 geht wohl auf Klopstock und übertrumpft nur um weniges den Ton, den Wieland in seiner Recension von Klopstocks „Gelehrtenrepublik“ anschlug, im Teutschen Merkur 1774 III S. 346—349.

S. 26. Versuch einer Beantwortung u. s. f. Gedruckt in Leo v. Seckendorfs „Neujahrs Taschenbuch auf das Jahr 1801“ S. 222 f. Die dem Aufsatz dort gegebene Unterschrift *W.* ist, vermuthlich mit Recht, auf Wieland gedeutet. Zu dem Vorschlag 27, 30 vgl. Wielands Aufsätze im Teutschen Merkur 1780 IV, 1781 I und II über „die ältesten Zeitkürzungsspiele“, s. Werke (Hempel) XXXV 97—120; vgl. XXXVI, 43 f. 26, 23 das Lottchen ist vermuthlich eine Bühnenfigur; auf Chr. F. Weisses „Lottchen am Hofe“ trifft das Gesagte nicht zu, ebensowenig auf Kirstens komischen Roman in Briefen „Lottchens Reisen ins Zuchthaus“ (1778), auf den mich Carl Redlich verwies. 27, 3 purer puter s. Grimms Wörterbuch P 2252; das in allen Exemplaren überlieferte purer guter ist von Bernhard Suphan corrigirt; derselbe Fall 284, 17.

4. Stück. S. 29. Ein Pendant zu Charaden. Or. Seckendorfs Hand. 29, 32 „Aline, reine de Golconde“ von Stanislas Bouflers (1761).

S. 30. Ein Räthsel. Or. Seckendorfs Hand. Der Zusatz zur Überschrift zielt vermuthlich auf die Vortragsart eines Mitgliedes der Gesellschaft.

S. 31. An die Herausgeber u. s. f. S. 31—37. Von Herder, aufgenommen in die 1. Sammlung der „Zerstreuten Blätter“ 1785 ausser der Einführung S. 31, Die Rose 2 und Minervens Geburt 1, mit diesen in Herders sämmtl. Werken, hrsg. v. Suphan XXVIII, 132—135. 141—144. 161—163. Nach Suphans Vermuthung rühren die „Pendants“ von Herders Gattin her. 31, 18 der 3. Sept. war der Geburtstag Carl Augusts. 33, 26. 27 Der Duft des Schleyers u. s. f. erinnert an Goethes (4 Jahre später entstandene) „Zueignung“ Strophe 11. 33, 37 Titan wie 107, 23 nicht in Tithon berichtigt, da die Verquickung damals häufig.

S. 37. Scharade. Or. Handschrift der Frau v. Schardt.

S. 39. An die Herausgeber u. s. f. Gedruckt in der Zeitschrift „Der Gesellschafter oder Blätter für Geist und

Herz" 1845 S. 586. Der Aufsatz ist dort, mit einiger Wahrscheinlichkeit, Merck zugeschrieben. Der Eingangs angedeutete Schriftsteller ist vielleicht Johann Georg Schlosser, wenngleich die Anspielung nicht völlig zutrifft auf seine Gespräche über die Seelenwanderung (1781, wiederholt in den Kleinen Schriften 1783 III, 1 f.), auf die mich Carl Redlich hinwies.

5. Stück. S. 43. Ode. Or. Handschrift des Goethischen Schreibers und Factotum Philipp Seidel. Vgl. Goethes Werke (Weimarische Ausgabe) II, 58. 307. Die alte Schwiegermutter Weisheit in der vorletzten Strophe könnte als bewusste Auflehnung gegen das Jüngferchen Weisheit 20, 32 erscheinen und die Wendung beleid'ge als Anklang an 42, 27. Aber schon am 15. Sept. 1780 sandte Goethe die Ode an Frau v. Stein, also gerade ein Jahr vor dem Erscheinen im Tiefurter Journal, und da die begleitenden Briefworte aus Kaltennordheim an der Rhön datirt sind, wo Goethe damals weilte, darf an der Richtigkeit der Jahreszahl 1780 nicht gezweifelt werden.

S. 45. Preiß-Frage. Or. Einsiedels Hand. Beantwortungen s. S. 52 f. 64 f. 336 f. Eine zusammenfassende Antwort auf diese und die S. 81 folgende Preisfrage lieferte Herder in den Versen „Du kannst nicht mahlen! Du nicht leiern" u. s. f. Sie sind in Or. von Herders Hand überliefert, in die Exemplare des Journals aber nicht aufgenommen. Vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXIX, 555.

S. 46. Auszug aus dem Brief eines Mahlers u. s. f. Or. Einsiedels Hand. Das Manuscript macht, da es sehr sauber ist und nur wenige Schreibfehler-Correcturen enthält, den Eindruck einer Abschrift. Ob dieser jedoch ein Concept Einsiedels, die Niederschrift eines Andern oder das Original eines wirklichen Malerbriefs zu Grunde liegt, geht daraus nicht hervor. Letzteres ist mir unwahrscheinlich, das Schreiben scheint sammt seiner nicht in Or. überlieferten Fortsetzung S. 159 f. nur auf parodistischer Erfindung zu beruhen. Jedenfalls ist Wilh. Tischbein durchaus gegen die von C. A. H. Burkhardt (Grenzboten 1871 III, 293) ihm zugesprochene Autorschaft in Schutz zu nehmen. Seine Schreiben in Mercks Briefsammlungen liefern hiergegen den besten Beweis, hinsichtlich des Charakters sowohl wie der Ausdrucksweise. Auch den Maler Müller möchte man kaum wirklicher Autorschaft verdächtigen, hingegen ist es nicht unmöglich, dass die Parodie auf ihn zielt. Er war den Mitarbeitern des Tiefurter Journals wohlbekannt, da ihm ein Theil von ihnen eine jährliche Pension zahlte; ein in dieser Angelegenheit geschriebener Brief Goethes vom 19. Jan. 1780 enthält auszugsweise ein Schreiben Müllers, dessen Wendungen zum Theil eine gewisse Verwandtschaft

mit den vorliegenden Machwerken nicht verleugnen können. Die bekannt gewordenen Briefe aus früherer Zeit, die Seuffert „Maler Müller“ S. 319 f. ergänzt, sind jedoch frei von dem hier parodirten Ton. — Am 16. Juli 1782 schrieb Goethe an Merck über Tischbein Welch ein Unterschied gegen Müller der den Titel Mahler zu früh vor seinen Nahmen gesetzt hat. Mit Goethes Brief an Müller vom 9. August 1781 scheint ihre Correspondenz abzubrechen.

6. Stück. S. 48. Das Leben des Herrn von Gicks u. s. f. Or. Seckendorfs Hand. Personen von der Art des Herrn von Gicks waren der höfischen „unoccupirten“ Gesellschaft nicht fremd, und als eine Auflehnung gegen diese, aus dem eignen Kreise heraus, hat die vorliegende Reimerei einigen culturhistorischen Werth.

S. 49. Nach dem Griechischen. Or. Goethes Hand. Ein Octavblatt mit der Adresse Herrn v. Einsiedel. Am 20. Sept. 1781 schrieb Goethe an Frau v. Stein . . . Was beyliegt ist dein. Wenn du willst so geb ich's in's Tiefurter Journal und sage es sey nach dem Griechischen. Das Datum S. 57 lässt keinen Zweifel, dass hiermit die vorliegenden Verse übersandt wurden. In den späteren Drucken erhielt das Gedicht die Überschrift „Nachtgedanken“. Vgl. Werke II, 108. 320.

S. 50. Der Hausball. Fortsetzung S. 76. Fragment. Or. Seidels Hand mit eigenhändigen Correcturen Goethes.

Nachdem C. A. H. Burkhardt (Grenzb. 1871 III, 288) auf Grund dieser Überlieferung die Aufnahme der Erzählung in Goethes Werke unbedenklich empfohlen hatte, wurde sie zuerst von G. v. Loeper in der Hempelschen Ausgabe V, 269—275 gedruckt. Der Herausgeber schloss jedoch aus dem echt Wienerischen Gepräge der Erzählung, dass Goethes Angabe 50, 20 nicht als eine blosse Einkleidung gelten könne, Goethe mithin nur als Nacherzähler zu betrachten sei, abgesehen von der ihm völlig gehörenden Einleitung (bis 50, 23). Die Auffindung der vermutheten Quelle ist August Sauer gelungen. Es ist „Der Hausball. Eine Erzählung v. V***. Wien, gedruckt bey Joh. Thom. Edl. v. Trattnern, k. k. Hofbuchdruckern und Buchhändlern. 1781“. (86 SS. 12°.) In den „Wiener Neudrucken 3“ (Wien, Konegen 1883) hat Sauer einen genauen Abdruck dieser Quelle veröffentlicht. Hinsichtlich Goethes Autorschaft pflichtete er dem Schluss v. Loepers bei und charakterisirte Goethes Bearbeitung, nach Aufführung der prägnantesten Abweichungen, mit den Worten: „In dieser Weise veredelte er das rohere, milderte das zu starke, ersetzte das fremdartige durch bekannteres, liess Mass walten, wo nur Übertreibung geherrscht hatte und Kunst eintreten, wo sich sein Vorbild vollkommen hatte gehen lassen.“ Als bedeutendste Abweichung stellte Sauer die Sätze 78, 19 Es war — 79, 8 (Schluss) fest, für die das

Original nur folgendes bietet: „. . . bis 2 Uhr nach Mitternacht; Was aber — für ein Unglück sich noch hätte ereignen können! unser Domine, der mit der heissen Schmalzpfanne nicht geschickt genug umgehen konnte, bracht' es dahin, dass es zum brennen anfieng, was aber die zärtliche Gemahlin des Kochs durch ihren Blasbalg vollends ausblies.“ Dass jedoch auch die detaillirte Ausführung, die Goethe dieser Stelle gab, auf dem Boden der Wiener Possendichtung stehen blieb, zeigte Sauer durch Vergleichung mehrerer Wiener Localcomödien, die ähnliche Scenen zur Darstellung brachten.

Hinsichtlich des in der Einleitung vertretenen Standpunctes gegenüber Joseph II vgl. Goethes Brief an Knebel vom 3. Dec. 1781 Von dem Kaiser denke ich auch wie du. Wenn ihm das Glück will und ihn sein Genius nicht verläßt, so ist er gemacht viel ohne Schwerdtstreich zu erobern. Vgl. auch an Lavater 9. April 1781. Aber schon am 5. Mai 1782 nennt er, in einem Brief an Knebel, ein Schreiben des Kaisers doch ein wenig zu schnakisch und setzt hinzu Zwar läßt sich es einem Kayser schweer vorschreiben, wie er die Sache behandeln soll. Vgl. ferner an den Herzog Carl August 7. April 1786.

Zur Beurtheilung der Frage, was Goethe zur Bearbeitung dieser Erzählung veranlassen mochte, darf man jedenfalls Wielands Geständniss 53, 12 nicht übersehen, und schon das Ausbleiben weiterer Fortsetzung zeigt, dass der Bearbeiter den Gegenstand nicht überschätzte. Übrigens ist auch die fernere Erzählung, den scandalösen Verlauf des Balles darstellend, in solchem Grade local gefärbt, dass eine Bearbeitung, welche die dort vorgeführten wienerischen Typen nicht gebrauchen konnte, damit auf den einzigen feineren Reiz der Vorlage hätte verzichten müssen.

Da es an gedruckten und ungedruckten Zeugnissen für die Begabung Philipp Seidels nicht fehlt, und da seine Briefe sowie geschäftliche Aufsätze (in Goethes Rechnungen) zeigen, dass er nach seiner Schreib- und Ausdrucksweise den Scherznamen einer „vidimirten Copie Goethes“ verdiente, den man ihm in Weimar gab, könnte man wohl der Vermuthung Raum geben, dass er der Bearbeiter vorliegender Erzählung sei. In der That dürfte man ihn für fähig halten, unter Goethes Anleitung, Aufsicht und Correctur eine solche Nacherzählung zu liefern. Doch spricht mit einiger Entschiedenheit dagegen, dass Goethe die Tiefurter Hofgesellschaft durch Einschiebung eines so unebenbürtigen Mitarbeiters, selbst bei strengstem Geheimniss, nicht wohl hätte beleidigen mögen. Auch geben die Correcturen der Handschrift (Or.) nirgends einen sicheren Anhalt, um eine solche Vermuthung begründen zu helfen.

Sie werden hier vollständig mitgetheilt, unter Anwendung des Zeichens *g* für „eigenhändig von Goethe“.

50, 1—3 (die Überschrift) *g* 7 anfange, und *g* aus anfange, wir wollen es gerne glauben. Und Denn nach gestrichnem weil wir 14 gleichfalls *g* für gestr. etwas 16. 17 Die — gleichen *g* aus Der gegenwärtige Augenblick aber gleicht 21 dennoch nach gestr. aber 22 scheint *g* für gestr. ist

27 ein Hauswirth *g* für gestr. einer 28 bey sich auf Subscription *g* für gestr. in seinem Hause 31 Vor Er ist *g* gestrichen Man enthält sich hier aller pragmatischen Anmerkungen die der Leser in der Folge selbst wird machen können. Das Bild einer großen Stadt und wie die neb 33 Unser Mann *g* für gestr. Er 34 unterzeichneten Seidel für gestr. fanden 51, 1 das bis 2 war Seidel am Rande zugesetzt 3 hinten *g* für gestr. unten 4 das nach gestr. bald 12 starck *g* für gestr. wohl 14 sollten *g* aus soll 22 hatte *g* aus hat 25 ihm vorher *g* für gestr. bey dieser Gelegenheit 29 sich — befand *g* aus der Schuldner in Händen hatte 30 bringt — Gerichtsdiener *g* aus feuert den Gerichtsdiener an 32 ist *g* für gestr. war um *g* für gestr. und 33 Er *g* für gestr. Der Profos kündigt *g* aus kündigte wenn bis 34 erlegt *g* aus oder die Bezahlung der 150 fl. 52, 7 auf die bis 8 hören *g* aus auf Verhaltungsordnung, Vortheil und Gebrauch der Masken zu hören 10 der Unglückliche *g* für gestr. er 12 den halb verzweifelten *g* für gestr. ihn 20 urspr. kein Absatz; doch hat Goethe die Buchstaben V. A. an den Rand gesetzt mit der Erläuterung: *NB.* das V. A. bedeutet Von Anfang. Einsiedel hat dann noch zugefügt Oder frische Zeile. 21 von nach gestr. an

76, 28 könne *g* aus könnte 77, 1 sagt *g* aus sagte 6 hinabeilt nach gestr. auch 9 Sie nach gestr. sie waren im Falle 14 er *g* über der Zeile 15 verlangte Seidel aus verlangt 18 Prokurator, ein *g* über der Zeile 22 durch — 23 gelockt *g* aus die die Neugierde herbey gelockt hatte 25 sich nach gestr. wurden in offenbar flüchtiger Correctur 28 vorgewiesen *g* aus vorgewißen 31 daß ihm — 32 abgegeben werden sollten *g* aus daß er ihm — abgeben sollte 36 willigte Seidel aus willigt 78, 1 eine Schwester *g* über der Zeile 3 der Meister *g* für gestr. er 14. 15 sott Schinken ab *g* am Rande zugesetzt 15 eine nach gestr. sonst noch 27 sah nach gestr. der 28 Oesse *g* für gestr. Schornstein 36 Oessenkehrer *g* aus Essenkehrer 79, 1 endigte nach gestr. he 6 gegen 6 Uhr *g* am Rande zugesetzt Bette nach gestr. best

Bemerkenswerth erscheint an diesen Correcturen 1) der ursprüngliche unvermittelte Übergang aus indirecter in directe Rede 51, 14; die Vorlage bietet an jener Stelle rein directe Rede. 2) das ursprüngliche Schwanken der Tempora innerhalb engsten Zusammenhanges 51, 32. 33. 77, 1. auch 51, 22. 77, 15. 36; in der Vorlage durchaus das Praeteritum.

3) die ursprüngliche übermässige Anwendung von Pronomina 50, 33. 52, 10. 12. 78, 3. 4) der ursprüngliche Ausdruck 51, 33. 34.

Wenn es auch befremdlich erscheinen mag, dass sich Goethe beim ursprünglichen Dictat derartige Nachlässigkeiten sollte gestattet haben, so weisen doch eigenhändige und zweifellos von ihm dictirte Schriftstücke durchaus ähnliche Erscheinungen auf, und sie dürfen hier um so weniger überraschen, als Goethe dieser Production schwerlich einen besonderen Werth beimass.

S. 52. Erster Versuch u. s. f. Vgl. S. 45. Or. Wielands Hand, gleichmässige Niederschrift mit geringen Correcturen. Auch in den Aufsätzen des Teutschen Merkur 1782 und 1783 über die Frage „Was ist Hochdeutsch" nannte Wieland sich „Musophilus" (oder „Philomusos"). 54, 18 Dieses Bild, das den Ruf Chodowieckis eigentlich begründete (1767), stellt den Abschied des wegen Ermordung seines Sohnes unschuldigerweise zum Tode verurtheilten Jean Calas von seiner Familie dar. 54, 31 Johann Adolf Hasse (1699 bis 1783) vgl. Allgemeine Deutsche Biographie X, 755. 57, 22 in Wielands „Geschichte der Abderiten" 4. Buch, 2. Capitel.

7. Stück. S. 58. Pindars Ode an die Grazien. Für C. A. H. Burkhardts Annahme, dass Knebel der Übersetzer sei, liegt eine unmittelbare Begründung nicht vor. Allerdings nennt die Herzogin in einem Brief an Goethes Mutter vom 23. November 1781 (s. Band I dieser Schriften S. 124) unter den Mitarbeitern des Tiefurter Journals auch Knebel; und ein anderer Beitrag der bis dahin erschienenen Stücke ist diesem gleichfalls nicht mit Sicherheit zuzuschreiben. Vielleicht aber bezog sich die Herzogin, indem sie neben Goethe, Wieland, Herder, Seckendorf und Einsiedel auch Knebel nannte, nur auf dessen zugesagte Theilnahme. Er hielt sich damals von der Hofgesellschaft zurück, verliess im Unwillen über seine dortigen Verhältnisse am 2. Nov. Weimar, um die nächsten Jahre bei den Seinigen in Ansbach zu verleben, und erst am 7. Dec. 1781 sandte ihm die Herzogin Amalia „das berühmte Tiefurter Journal" (Knebels Literarischer Nachlass I, 187). Seitdem erhielt er regelmässiger Sendungen des Journals, deren Empfang er im Tagebuch vermerkt. Aber erst im März 1782 (s. zu S. 185) lässt sich die Sendung eines Beitrags von ihm nachweisen, und die Übersetzung einer Pindarischen Ode, die er zum 37. Stück lieferte, ist metrisch. Vielleicht ist Tobler, dessen Übersetzungen aus der antiken Literatur man in Weimar zu schätzen wusste, der Verfasser vorliegender Übersetzung. Er weilte dort vom Mai bis November 1781, und das vorliegende Stück wurde Ende September oder Anfang October 1781 ausgegeben.

S. 58. An die Herausgeber u. s. f. S. 59. Schreiben eines Landgeistlichen. Or. Seckendorfs Hand (Concept). Die Unterschrift der Einleitung = Bruder Lustig, vgl. 9, 12 und 19, 27. In einigen Wendungen zeigt Seckendorf sich beeinflusst von Buchers „Kinderlehre", vgl. zu S. 4. Ob die Erzählung des Schreibens an etwas Thatsächliches anknüpft, dürfte nicht festzustellen sein, doch wird der Charakter des Landgeistlichen schwerlich auf freier Erfindung beruhen, und die neckische Güte des *Illustrissimus Dinasta* von W** erinnert an den jugendlichen Herzog Carl August. Die Andeutung der Ortsnamen ist nicht rein durchgeführt: 60, 21 und 61, 24 steht im Original und folglich auch in allen Exemplaren des Journals W— statt E— (vgl. 60, 30 und 62, 38).

S. 63. Scharade. Or. Einsiedels Hand (Concept).

S. 64. An unsere Leser u. s. f. Or. Einsiedels Hand.

S. 64. Über die Fragen u. s. f. Or. Seckendorfs Hand (Concept). 70, 9 Dedale vgl. franz. dédale = Labyrinth. Bernhard Suphan, der mich hierauf aufmerksam machte, verwies zugleich auf einen Vers Cournands: „De ces bosquets parcourons le dédale" im Journal de Paris 2. Mai 1781. 72, 15 die Nachschrift fehlt in Or.

8. Stück. S. 72. Er und sein Nahme. Or. Seidels Hand. Die von G. v. Loeper in Goethes Werken (Hempel) III, 397 noch offen gelassene Frage der Autorschaft wird dadurch für Goethe entschieden. Am 7. Nov. 1777 begleitete Goethe die Sendung von Cramers „Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elise" an Frau v. Stein mit den Worten ... ich schick Ihnen einen grosen Nahmen auf einem Buche. Des aesthetischen Unbehagens, das ihm der Name Klopstock verursachte, gedenkt Goethe auch in „Dichtung und Wahrheit" (Werke, Weim. Ausg. XXVI, 122, 21). 73, 4 Seiner Schrift über die deutsche Rechtschreibung (1778) liess Klopstock 1779 und 1780 drei Fragmente „Über Sprache und Dichtkunst" folgen. 73, 6 klopstockt vgl. Goethes Briefe V, 300, 5 (6. April 1782) klopstöckelt.

S. 73. Die drei Grabschriften, deren epigrammatischer Stil an Lessing erinnert, beziehen sich auf unbekannte Personen, die erste vermuthlich auf ein lebendes Mitglied der Hofgesellschaft; den Vornamen Hans führte keiner derselben. — Die zweite Grabschrift hat C. A. H. Burkhardt Knebel zugeschrieben, die dritte ist in Or. von Einsiedels Hand überliefert.

S. 73. Fragment u. s. f. Die Musen. Or. Handschrift des Fräuleins v. Göchhausen. Quelle unbekannt, und vielleicht ist die Angabe Aus dem Französischen nur Vorwand, vgl. 49, 26. 75, 28. 151, 2. 258, 2. Die Klage über Mangel

an Beschäftigung und daraus entspringende Langeweile erinnert doch zu deutlich an die Preisfrage des 1. Stückes, und die Anmerkung über Thalias reichliche Musse findet ihre Erklärung darin, dass die „unoccupirte“ Gesellschaft seit dem 28. August (bis zum 24. Nov., s. zu S 88) der beliebten Unterhaltung eines Schauspiels entbehren musste.

S. 74. Etwas für die Sophisten. Or. Einsiedels Hand (Concept). Der bekannte sophistische „Krokodill-Schluss“.

9. Stück. S. 75. An die Heuschrecke, aus dem Griechischen. Or. Seidels Hand. Die Übersetzung dieses Anakreontischen Gedichtes, mit dem sich Goethe schon früher bekannt zeigt (— vgl. an Frau v. Stein 8. Apr. 1780 und auch später, an Merck, 19. Mai 1783 —) dient an dieser Stelle wesentlich wohl dazu, um die Fiction zu stärken, dass auch das folgende Gedicht aus dem Griechischen übersetzt sei. Vgl. Goethes Werke (Weim. Ausg.) II, 110 und Briefe VI, 444.

S. 75. Aus dem Griechischen. Or. Seidels Hand. Vgl. Goethes Werke II, 106. 319. Schon am 22. Sept. 1781, jedenfalls mehrere Wochen vor dem Erscheinen des 9. Stückes, schrieb Goethe aus Merseburg an Frau v. Stein . . . indessen ich an einigen Gedichten mich sinnend ergötzte, die ich in das Tiefurter Journal schicke von da aus sie erst meiner Besten die Cour machen sollen. Sodann am 1. Oct., nach der Rückkehr . . . Auch hab ich dir ein Gedicht gemacht das du durch den Weeg des Tiefurter Journals sollst zu sehen kriegen. Dem ersterwähnten Briefe liegt eine Zeichnung bei, auf deren Rückseite von Goethes Hand die Verse stehen Wenn ich dir es gönnte Dir mit anderm Nectar es erfüllte Am 12. Oct. nennt Goethe einen beabsichtigten Ausflug nach Kochberg einen Schluck aus dem Becher weiblicher Freundschaft.

S. 76. Fortsetzung des Hausballs. Vgl. zu S. 50.

S. 79. Der Chinesische Sittenlehrer. Fortsetzung S. 112. Or. Seckendorfs Hand (Reinschrift). Die Einkleidung politischer und moralischer Weisheit in ein orientalisches, speciell chinesisches Gewand war durch Hallers „Usong“, Wielands „Goldenen Spiegel“ und „Danischmend“ zu einer beliebten Form geworden, die eine freiere Bewegung gestattete als jede andere; denn die sonst gern gewählte Versetzung in das Alterthum band doch zu sehr an dessen relativ bekannte Grundanschauungen, Gegenwart in Zeit und Raum aber hemmte vollends den Freimuth, und auf der Berechnung, dass moralische Belehrung den unmittelbar Angeredeten verstimmt, beruht im letzten Grund alle moralisirende Kunst. 80, 33. 34 Anspielung auf den vielumstrittenen Wahlspruch des Kraftapostels Christoph Kaufmann „Man kann was man will, man will was man kann“. Die

Zweyte Lection S. 112 f. entwickelt eine besondere, von der Rousseauschen weniger als von der modernen verschiedene Theorie des communistischen Socialismus: die Individuen im freien Spiel der Kräfte, aber mit dem Ziel selbstlosen Verzichtes.

S. 81. Preiß Frage. Beantwortungen s. S. 85 f. 125 f. vgl. auch zu S. 45.

10. Stück. S. 82. Die Schöpfung der Turteltaube. Von Herder, aufgenommen in die 1. Sammlung der „Zerstreuten Blätter“ 1785 S. 178, vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXVIII, 138.

S. 83. Das Rad des Schicksals. Fortsetzungen S. 94 f. 141 f. Fragment. Or. Seckendorfs Hand (corrigirte Reinschrift). Der Zusatz zur Überschrift lautete zuerst Im Chinesischen Geschmack. Auf du Haldes „Description de la Chine“ (1735, deutsch 1747—1749) als Quelle Seckendorfs hat zuerst Woldemar Freiherr v. Biedermann hingewiesen (Koch und Geigers Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte und Renaissance-Literatur, Neue Folge I, 374). Seckendorf selbst veröffentlichte schon im Jahre 1783 die vollständige Erzählung unter dem Titel „Das Rad des Schicksals, oder die Geschichte des Thoangesi's“ (2 Bände, Dessau).

S. 85. Gespräch zwischen *L*... und *D*... Or. doppelt von Schreiberhand, beides Abschriften: die erste (Or.[1]) mit Correcturen von Carl Theodor v. Dalbergs sowie von unbekannten Händen (mit Bleistift und Tinte), die zweite (Or.[2]) hiervon copirt. In Or.[1] ursprünglich die Überschrift Gespräch zwischen Louise Gräfin von Werthern und Carl von Dalberg. Sogleich niedergeschrieben. Neunheiligen den 25. Octobr. 1781. In der Mitte des September war Goethe in Erfurt bei Dalberg gewesen, wo er auch die schöne Gräfin traf; doch kann er bei jener Begegnung diesen Beitrag zum Journal nicht veranlasst haben, da die Preisfrage, auf die das Gespräch antwortet, erst im 9. Stück (S. 81), also nach dem 22. Sept. erschien. Zu 86, 8 hat Carl v. Dalberg an den Rand geschrieben: *NB* Er spielt so eben. Graf Werter *declamirt* das *monodram* Theseus; Cantor in Neuheiligen singt *Rollous* [?] *Jonatas* die Gräfin zopft Gold aus; Leyen gähnt und sinnt wechselweiß auf kleine Schelmereyen; der Bediente putzet die Lichter, und der Autor schreibt. Die sehr undeutlich geschriebene Bemerkung ist mit Bleistift corrigirt (leserlich nur: Theseus in Ariadne), verderbt in Or.[2] übergegangen und dort mit Bleistift gestrichen. Der Bruder ist Hugo v. Dalberg, Domcapitular zu Trier, Leyen = Graf Philipp von der Leyen, Schwager Carl Theodors. 87, 12 ist in Or.[1] nach Amalie das Wort Louise mit Bleistift gestrichen: es fehlt in der That jedes Zeichen für eine Antheilnahme der Herzogin Louise am Tiefurter Journal. 87, 12 die Journa-

listen in Tiefurth von der unbekannten Hand (mit Tinte) über gestrichnem meine lieben

11. Stück. S. 88. Zauber=Spiel. Or. Seckendorfs Hand mit redactionellen Correcturen Einsiedels, die sich jedoch nur auf den sprachlichen Ausdruck beziehen und bei weitem nicht so eingreifend sind wie diejenigen, die Einsiedel an dem Beitrag des Herzogs (S. 16 f.) und an dem Gedicht von Lenz (S. 169) vornahm. Für die Annahme einer überwiegenden Thätigkeit Einsiedels an dieser Schöpfung (C. A. H. Burkhardt, Grenzb. 1871 III, 289) liegt kein Grund vor. Ein früherer Irrthum, dass Goethe der Verfasser sei (Morgenblatt für gebildete Stände 1863 Nr. 7 und 8) bedarf keiner Widerlegung. — Wann die nach Art von „Minervens Geburt" zu denkende Aufführung des Zauberspieles stattfand, geht annähernd hervor aus einem Brief der Herzogin Amalia an Knebel vom 7. Dec. 1781 (s. dessen Literar. Nachlass I, 187) . . . ich habe mit einem Schattenspiel das Theater eröffnet, welches die Geschichte des Königs Midas repräsentirt; was darauf erfolgen wird steht zu erwarten. Schöll und Fielitz bezogen Goethes Worte an Frau v. Stein vom 25. Nov. 1781 Die Schwüre des Barbiers gestern waren ernsthaffter als man dencken mochte, er durfte das anvertraute Geheimniss wohl verschwatzen denn sie waren nicht drauf gerichtet auf die Rolle des Kammerdieners Amyon, die sonderbarer Weise Goethe zugefallen zu sein scheint. Die Verse des 4. Actus Wenn den Amyon sein Geheimniß drückt, So befrey er sich davon geschickt lassen allerdings an dieser Beziehung keinen Zweifel. Vermuthlich ist es das vorliegende 11. Stück des Journals, das Goethe am 1. Dec. 1781 der Freundin sandte.

Der „Prologus" verräth, so scharf der Gegensatz erscheint, dass Goethes Faust dem Verfasser nicht nur bekannt war — denn das ist durch directe Überlieferung und durch die 19. 15 angedeuteten Verse bezeugt — sondern auch unmittelbar vorschwebte. Der Leser oder Hörer wird parodistisch erinnert an den ersten Monolog Fausts, den einzigen des „Urfaust", und es thut der schwerlich unbewussten Parallele keinen Eintrag, dass der Zauberer, glücklicher als Faust, von der Magie die Offenbarungen wirklich erhält, die jener vergeblich von ihr hofft. Eine nur im Ausdruck liegende Reminiscenz an „Urfaust" 403 Bin des Professor Tons nun satt bietet 89, 3.

S. 94. Das Rad des Schicksals. Vgl. zu S. 83.

S. 97. Amor und Psyche. Fortsetzungen S. 104 f. 114 f. 120 f. 144 f. 147 f. 152 f. 156 f. Schluss 165 f. Or. Handschrift der Herzogin Amalia (Concept) mit stark überarbeitenden Correcturen und Randbemerkungen Wielands, welche zugleich diese Erzählung als Übersetzung aus dem Italienischen

des Agnolo Firenzuola (1493—1545) kennzeichnen. Die Abtheilung der einzelnen Lieferungen hat Einsiedel besorgt, da das Manuscript der Herzogin und Wielands eine geschlossene Masse bildet.

Der Stoff war dem Weimarischen Hofkreise wohlbekannt. Auch Knebel hatte ihn unlängst in irgend einer Form bearbeitet, vgl. den Brief seiner Schwester an ihn vom 23. April 1780; und am 25. Oct. 1780 schrieb Goethe an Frau v. Stein Mit Mercken hab ich einen sehr guten Tag und ein Paar Nächte verlebt. Doch macht mir der Drache immer bös Blut, es geht mir wie Psychen da sie ihre Schwestern wiedersah.

Der in Or. überlieferte Text konnte dem Druck unverändert zu Grunde gelegt werden; nur ist 145, 11 das in Or. sowohl wie in den Exemplaren des Journals fehlende nicht ergänzt (vgl. 153, 2 wo Wieland das von der Herzogin fortgelassene gekommen hinzugesetzt hat). Einige sprachliche Eigenthümlichkeiten der Herzogin, die zum Theil Schreibfehlern nahe kommen, sind im Text beglichen, z. B. zerfleischenten für zerfleischten; außersicht für außer sich; solche Worten für solche Worte; Accusative unser Rath, dein Schmerz, mein Zorn, mein Befehl, ein Blick, ein Versuch, ein Tropfen, kein Weg; zerstreuenten für zerstreueten; süßensten für süßesten u. ähnl. mehr.

Im folgenden werden einige der entscheidendsten Correcturen Wielands so wie seine Randbemerkungen mitgetheilt.

98, 32 Soll — 36 werden Wieland am Rande für die durchstrichne Übersetzung der Herzogin, begründet mit den Worten *NB* Diese ganze weggestrichene Stelle ist im *Original* des *Firenzuola* so dunkel und verworren, daß man kaum errathen kann, was er damit sagen will. Indeß könnte man folgendes allenfalls an die Stelle seines *Non-Sense* setzen. 99, 12 und — 16 hinzu Wieland am Rande für gestrichenes und erzählte ihm was vorging. Nachdem sie ihm von ihrem Wetteifer der Schönheit wegen weinend gesprochen hatte und vor Zorn sich nicht fassen konnte sagte sie 99, 31 nach Gesängen hat Wieland die Worte *Portumnus* erschien mit seinem schaumigten Bart, *Thetis* mit ihrem fischreichen Schoß getilgt mit der Begründung *NB* Diese beyden Zeilen könnten, weil sie würklich kein schönes Bild machen, ganz wohl weggestrichen werden. 31 Sie — 100, 5 Wieland für einige, nach mehreren Correcturversuchen gestrichene Sätze der Herzogin (38. 39 ursprünglich ihr schönes Angesicht) 101, 6 Aber — 9 zögerten Wieland aus Die betrübten Eltern, welche mit Furcht und Angst kämpften In ähnlicher Weise sind von Wieland für gestrichne Sätze der Herzogin geschrieben: 101, 24 wohin — 29 ist 106, 10 wiewohl — 13 müsse 27 Aber — 30 also 107, 9 *Psyche* — 11 aus 114, 32 Der — 35 bewafnet 115, 16 und — 18 erblicke 21 so bis

24 verliere 116, 6 und — 12 Aber 14 mit großer Feinheit*) bis 18 fragen 22 und — 23 werden 121, 7 der — 10 Unglück 122, 8 Sie — 20 wissen 24 Unvermögend — 28 welche 38 bis 123, 3 ziehen 145, 31 Die — 37 entfernen 146, 3 Mit — 5 stürzte 147, 15 Inzwischen — 19 hingeworfen 152, 8 zweites dachte — 10 hinanzusteigen 27 erstes bey — 29 bist 165, 24 Der — 28 an 166, 25 Bin — 33 so 36 Inzwischen — 39 Er 167, 39 unter — 168, 2 ist.

Mit Bemerkungen hat Wieland noch folgende Correcturen begleitet: 157, 14 an — hast für gestrichenes der durch dein Verschulden todt seyn könnte mit der Frage am Rande *NB* ein Gott tod? Nach 148, 12 befand folgte ursprünglich fing sie an zu sagen: Du hast schöne Dinge unternommen, die unserem Adel sehr angemessen sind! erstlich u. s. f. eine lange Scheltrede auf den ungerathenen Sohn, die im Druck $1^1/_4$ Seiten ausmachen würde. Wieland hat hierzu an den Rand geschrieben *Si j'ose dire mon avis sur cette belle harangue que le mauvais plaisant Firenzuola ose bien mettre dans la bouche de la Mere des Amours, elle est si peu digne d'elle, que l'unique moyen de la rendre supportable me paroit etre, de l'omettre entierement.* Einsiedel hat, als Redacteur, diesen Rath befolgt, indem er die ganze Stelle strich und zwischen 148, 12 befand und 14 *Ceres* durch die Worte entbrannte bis Drohungen die nöthige Verbindung herstellte.

Ohne eine Einwirkung auf die Gestaltung des Textes blieben Randschriften Wielands zu 123, 19 — 22 *NB* welch eine Idee! und zu den Zeilen darüber *NB* Amor hätte, wenn er nicht vorher einen Schlaftrunk bekommen oder sich blind sternvoll in Nektar betrunken hätte, auch ohne den Tropfen Oels, der auf seine Schulter fiel, von den Küssen der Psyche erwachen müssen. Aber Herr Firenzuola ist in dieser ganzen Stelle so gar nicht Meister von seiner Imagination, daß ihm gar kein Sinn daran kömmt, die Gesetze der Wahrscheinlichkeit zu beobachten.

Vom Ganzen dieser gemeinsamen Übersetzung der Herzogin und Wielands lässt sich sagen, was Wieland zu 104, 11 an den Rand schrieb: *Bravo! bravissimo! e viva la liberta!*

12. Stück. S. 102. Aurora. Mit der Unterschrift *D* in Schillers Musenalmanach auf 1796 S. 102 gedruckt und von W. v. Humboldt (Brief an Schiller vom 25. August 1795) Herder zugeschrieben. Vgl. dessen Werke hrsg. v. Suphan XXV, 606. 688.

S. 103. Lied des Lebens. Von Herder, aufgenommen in die 3. Sammlung der „Zerstreuten Blätter" 1787 S. 57. Vgl. Werke, hrsg. v. Suphan XXIX, 102. Nur die erste

---

*) Freyheit ist ein aus den Abschriften in den Druck übergegangener Fehler; Wieland schrieb undeutlich Feinheit und dies ist in den Text zu setzen.

Strophe ist Nachahmung, die übrigen freie Weiterdichtung Herders.

S. 104. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

13. Stück. S. 110. Die Morgenröthe. Von Herder, wie eine Handschrift seines Nachlasses (für einen Almanach bestimmte, B. unterzeichnete Reinschrift) gezeigt hat. Gedruckt zuerst „Von und an Herder“ III, 312. Vgl. Werke, hrsg. v. Suphan XXV, 608.

S. 112. Der Chinesische Sittenlehrer. Vgl. zu S. 79.

S. 114. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 117. Persisches Trinklied. Or. Seckendorfs Hand mit der in die Exemplare des Journals nicht aufgenommenen Unterschrift den 23. April 1780, also Rückgriff auf älteren Vorrath. — Gedruckt in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst 1840“ S. 87 und im „Gesellschafter“ 1845 S. 611.

14. Stück. S. 118. Am ersten Januar. Or. Einsiedels Hand. Ursprüngliche Überschrift Zum neuen Jahr gestrichen. Am Schluss, gleichfalls gestrichen, folgende Zeilen an Fräulein von Göchhausen Wenn's so gnädigst gefällt, so lassen Sie mir's sagen, damit es morgen copirt werde. Ich bitte mich der Herzogin zu Gnaden zu empfehlen und mein Verzögern sammt meinem Außenbleiben zu entschuldigen. Unterthänigsten *Bon soir.* 119, 38 vgl. die Berichte über „Minervens Geburt“ im 3. Stück.

S. 120. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 123. Der Vorhang. Von Herder, gedruckt zuerst aus seinem Nachlass „Von und an Herder“ III, 316. Vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXV, 609.

15. Stück. S. 124. Die zwey Linden. Or. Handschrift des Frl. v. Göchhausen, von der vermuthlich durch Einsiedel redigirten Textgestalt der Journal-Exemplare abweichend in folgendem: Überschrift Als Lilla zwey Bäume im Garten fällen sah.„ 124, 14 W. d. beyde den B. 16 Und nun m. Beilen u. Äxsten u. S. 18 Noch einer von d. v. Sch. 19 So sind sie n. m. 20 So liegen sie u. i. K. n. 22 Ächzt i. d. W. 23 J. Mutter Erde w. 25 B. St. u. W. getrennt — u. n. 26 W. r. B. n. floß — f. St. 27 K. Seufzen f. — sie w. 28 Daß sie nichts übels t. 29 A. ihm m. d. v. Beile 30 W. d. l. H. n. z. theile 31. 32 Nicht Philomelens Gesang in den Zweigen, Nicht der freundliche Mond! Todt Ist ihm die Natur, und ewig wird sie ihm schweigen. 125, 1 Er sah n. w. d. M. E. 2 So lange h. m. l. B. 3 Die Liebling i. Sch. sich g. 5 Den Herzens Saft z. t. 6 U. w. sie ü. d. Brüder nun e. 7 In ihrer W. M. 8 Sie der M. S. w. Zwischen 8 und 9 Die Liebe die in ihren Zweigen girrt Den Goldwurm sah er nicht der an dem Stamme schwirrt Das Moos im Schattenthau genährt Die ganze

Schöpfung die sein Beil zerstört! Ihm mit dem harten Herzen und Beile Ward deine Seele nicht zu theile, Sie die von Menschen gebeugt Der Wurzel entrissen, ihrer Krone beraubt Traurig schweigt — 9 Aber die Welt d. H. glaubt, 10 Weil rothes B. n. floß, f. St. 11 K. Z. s. — sie wähnen 12 Daß sie nichts übels gethan. — Vgl. Werthers empfindsamen Zorn über das Abhauen der Nussbäume auf dem Pfarrhof zu St.

S. 125. Verstand und Herz. Antwort auf die Preisfrage S. 81. Von Herder. Vgl. seine undatirte Ankündigung an die Herzogin Amalia, Grenzboten 1872 II, 262. Zahlreiche eigenhändige Correcturen Herders in dem Journal-Exemplar seines Nachlasses sind hier nicht berücksichtigt, da sie einem späteren Bearbeitungsversuch angehören. Sie sind als Fussnoten angemerkt in dem Neudruck des Gesprächs, Werke hrsg. v. Suphan XV, 145 f.

16. Stück. S. 140. Branle. Or. Einsiedels Hand (Reinschrift). Ausserdem in Or. wie in dem Bertuchschen Exemplar der Text von Schreiberhand mit Melodie (Solo und Chor), vermuthlich von Seckendorf componirt. *Branle* ist ein polonaisenartiger Tanz aus der Zeit Ludwigs XIV.

S. 141. Das Rad des Schicksals. Vgl. zu S. 83.

S. 144. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

17. Stück. In allen Exemplaren folgt auf das 16. sogleich das 18. Stück, ebenso wie auf das 40. sogleich das 42. Da Verlust des 17. und 41. Stücks in sämmtlichen Abschriften unwahrscheinlich und ein Anhalt zur Annahme eines solchen Verlustes durch nichts gegeben ist, darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die Lücken nur scheinbar und auf einen ursprünglichen Zählfehler zurückzuführen sind. In allen Exemplaren kehren solche Zählfehler mehrfach wieder und sind theils von der Hand des Schreibers oder des Abonnenten berichtigt, theils unbemerkt geblieben.

18. Stück. S. 146. Der Gewinn des Lebens. Von Herder, aufgenommen in die 3. Sammlung der Zerstreuten Blätter 1787 S. 54. Wie bei dem Gedicht S. 103 ist auch hier nur die 1. Strophe Nachahmung, das Übrige freie Weiterdichtung Herders, vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXIX, 101. Statt sehr 146, 25 hat die Hälfte der Exemplare mehr Erst durch Einschliessung von sehr verirrt in Kommata wird die richtige Lesart sehr verständlich.

S. 147. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 149. An eine Rose im Winter. Verfasser oder Verfasserin unbekannt.

19. Stück. S. 151. Aus dem Malabarischen. Or. doppelt von der Hand des Prinzen August von Gotha. Die eine, den Abschriften nicht zu Grunde gelegte Niederschrift weist folgende Abweichungen auf: 151, 8 Frühling statt Lenze 25 ruhen statt ruh'n 26 Könnt' ich eins, ach! eines finden

32—34 Tellows Anmerkungen, ohne solche zu sehr einzuschränken. Diese Fussnote bezieht sich auf Cramers „Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa“ Hamburg 1777 S. 168 zu Klopstocks Ode „Kaiser Heinrich“ V. 13 (Nachweis Carl Redlichs).

Beide Niederschriften sind von Prinz August unterzeichnet Wien, d. 18ten Januar 1782. Löschenkohl. In der zu den Abschriften benutzten Niederschrift ist dies, von Einsiedel vermuthlich, durchstrichen.

Zur Einkleidung ins Malabarische vgl. die in der „Correspondance Littéraire“ vom Mai, Juli und October 1780 besprochne Tragödie „La veuve du Malabare“ von Lemierre (parodirt durch „La veuve du Cancale“). Vgl. auch „Journal de Paris“ 8. Juni 1780. 10. Nov. 1781.

S. 152. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 153. Der Herzenswechsel. Mit der Unterschrift *Y* in Schillers Musenalmanach auf 1796 S. 134 gedruckt, vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XXV, 619.

S. 154. Die Fahr der Liebe. Nur in Or. und dem Bertuchschen Exemplar von Schreiberhand und mit Melodie, deren Componist vermuthlich Seckendorf ist.

20. Stück. Persische Liebe. Or. Seckendorfs Hand, darunter in ähnlicher Schrift Aus Siegmund von Seckendorfs Nachlasse. Da dieser 1785 starb, kann das Blatt nicht im eigentlichen Sinne zu den Originalen des Tiefurter Journals gerechnet werden. Mit obiger Bezeichnung ist das Gedicht in Leo v. Seckendorfs Neujahrs Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801 S. 194 gedruckt; wiederholt in „Weimars Album zur 4. Säcularfeier der Buchdruckerkunst“ 1840 S. 87.

S. 156. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 159. Ein Schreiben in bekannter Manier. Vgl. zu S. 46.

S. 162. An * * *. Or. Handschrift der Göchhausen mit geringfügigen Correcturen Einsiedels. Von Heinrich Düntzer „Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre“ Leipzig 1889 S. 242 (vgl. 234) zuerst gedruckt und mit Recht in Beziehung gesetzt zum Geburtstag des Frl. v. Göchhausen. Dieser fiel im Jahre 1782, nicht auch im Jahre ihrer Geburt 1750, auf den Achermittwoch. Goethes Tagebuch vom 13. Februar bestätigt durch den Vermerk Abend Conzert bey der Herzoginn Mutter. Schröter spielte. Geburtst. Jöchhaus. dass die Gesellschaft der „Journalisten von Tiefurt“ den Tag festlich beging. Schon am 26. Dec. 1781 schrieb Goethe an Frau v. Stein Die Jöchhausen soll etwas zu ihrem Geburtstag haben. Erkundige dich nach ihm unter der Hand. Der Annahme, dass Goethe der Verfasser sei, würde durch die Verse 162, 23 und 163, 19 nicht widersprochen werden: denn Goethe konnte den Glückwunsch für eine Dame gedichtet haben

und in deren Namen, ähnlich wie er wenige Wochen darauf für Caroline v. Ilten „Das Gänslein roth im Domino" verfasste (vgl. Lewalds Europa 1840 II, 579 f.). Doch wird Düntzers Vermuthung, dass Seckendorf den vorliegenden Glückwunsch im Namen seiner Frau machte, bestätigt durch die Handschrift: die Schreibungen 162, 34 Warheit 163, 2 warlich 162, 37 und 163, 10 betrattst sowie die Vorliebe für das Semikolon sind Eigenthümlichkeiten Seckendorfs, die in ihrer Vereinigung entscheidend genug sind, ihm das Gedicht zuzusprechen.

21. Stück. S. 163. An die Mitarbeiterinnen u. s. f. C. A. H. Burkhardt wies schon in den Grenzb. 1871 III, 295 die drei Charaden dem Prinzen August von Gotha zu, und Düntzer schloss sich an der zu S. 162 genannten Stelle dieser ansprechenden Vermuthung an, die sich ohne Zweifel auf das einleitende Gedicht mit bezieht. Prinz August hielt sich vom 2.—15. Februar 1782, also zur Zeit der Ausgabe des 21. Stückes, in Weimar auf — Noch eine andere Charade, die in Or. von unbekannter Schreiberhand überliefert, in die Exemplare des Journals aber nicht aufgenommen ist, hat nach C. A. H. Burkhardts Vermuthung den Prinzen August zum Verfasser. Sie lautet

Eine Charade in dreyerley Gestalt.

Zwey zweysilbige Wörter — das erste versteckt, das zweyte bekleidet, das Ganze bezaubert.

oder

Das erste ist etwas überflüssiges, das zweyte etwas unentbehrliches, das Ganze etwas vergängliches.

oder

Das erste gehört zur Magie der Kunst, das zweyte ist künstlich, das Ganze misfällt den meisten Damen.

Oedipus.

S. 165. Amor und Psyche. Vgl. zu S. 97.

S. 168. Vor dem Schlummer. Or. von der Hand des Grafen Friedrich Leopold Stolberg. Schon vorher waren die Verse gedruckt in „Gedichte der Brüder Christian und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, hrsg. v. H. Chr. Boie" Leipzig 1779 S. 285. Zum Journal mag entweder Frau v. Schardt, eine Verwandte des Dichters, oder Goethe (vgl. zu S. 226) die Verse eingereicht haben.

22. Stück. S. 168. Beytrag zur Kalenderkunde. Or. von der Hand des Frl. v. Göchhausen, ohne Überschrift. Vgl. Goethes Werke II, 269. 353. Die Briefworte an Frau v. Stein vom 1. Jan. 1782 Beykommendes bitte als ein Geheimniß zu verwahren, es ist ein lächerliches Werck, und besser ausgeführt als gedacht sind von Schöll und Fielitz auf das vorliegende Gedicht bezogen. Die Bitte um Geheimhaltung würde sich aus dem Gesetz der Anonymität der Journal-

Beiträge erklären. Da jedoch dass 22. Stück frühestens in der zweiten Februarhälfte ausgegeben sein kann, ist die Beziehung unwahrscheinlich.

S. 169. An die Nachtigall. In Or. dreifach: von Lenz, von der Göchhausen, von Einsiedels Hand. Vermuthlich von Goethe in's Journal gegeben, vgl. zu S. 226. Bisher nicht gedruckt. Die ursprüngliche Fassung der letzten Strophe Fühlst nichts vor Freude Von erster Quaal, Ich lieb' und leide, Ach! nur ein mahl hat Einsiedel in der Abschrift der Göchhausen corrigirt und die so entscheidend veränderte Gestalt in seine Reinschrift aufgenommen. Aber auch sonst zeigt letztere Abweichungen von den beiden Vorstufen: Vers 11 Und statt Doch 17 neuen Lenzen und 19 fernen Grenzen statt schönen Lenze und ferner Grenze

S. 169. Charaden. Or. Einsiedels Hand.

S. 169. Sappho. Hymnus an Venus. Wohl nach Christian Wolfs Quartausgabe Hamburg 1733 p. 4. Diese Ausgabe enthält, wie ja die meisten Ausgaben griechischer Dichtung im vorigen Jahrhundert, neben dem griechischen Text die lateinische Übersetzung. Es ist daher nicht nöthig, als Verfasser der vorliegenden Übersetzung einen Kenner des Griechischen anzunehmen.

S. 170. An Lilla. Or. Einsiedels Hand, mit den Correcturen 170, 24 hohen über gestrichnem fernen 27 In jene Fernen über gestr. Unenendlichkeiten 30 dich, du über gestr. sie, die 31 Du über gestr. Die aber trotzdem zweifellos Reinschrift. Ausserdem in Or. und dem Bertuchschen Exemplar der Text von Schreiberhand mit Melodie, vermuthlich von Seckendorf componirt; fehlt in den anderen Exemplaren.

S. 171. Das Gedicht ohne Überschrift ist gleichfalls nur in Or. und dem Bertuchschen Exemplar, in ersterem zwiefach überliefert, von Schreiberhand und mit Melodie, als deren Componist Seckendorf zu vermuthen ist.

23. Stück. S. 173. Auf Miedings Tod. Sämmtliche Exemplare sind von einem sauber mit Tinte gezogenen Trauerrand eingefasst und besonders schön geschrieben. Vgl. die commentirten Goethe-Ausgaben, besonders G. v. Loepers zweite Ausgabe der Gedichte II, 357 (Hempel). Die Entstehungszeit ist durch mehrere Stellen in Goethes Briefen auf Ende Februar bis Mitte März 1782 festgelegt, das Erscheinen der vorliegenden Journalnummer daher etwas später anzusetzen.

24. Stück. S. 179. Der Ritter Eckbert von Tiefurt. Im „Gesellschafter“ 1845 S. 593 f. 601 f. ist die Erzählung gedruckt und die Vermuthung ausgesprochen, dass Frl. v. Göchhausen die Verfasserin sei. Die Richtigkeit dieser Annahme bestätigt sich schon dadurch, dass 184, 37 alle

Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Journals ausser der Göchhausen selbst genannt werden. Ihr, die den altdeutschen Namen „Thusnelde“ in der Hofgesellschaft führte, ist gewiss nicht nur die Verfasserschaft dieser Erzählung im altdeutschen Geschmack, sondern auch die Erfindung der „Sage“ zuzuschreiben. Der Schluss 183, 26 f. gedenkt der Verdienste Knebels um die Anlage Tiefurts in der unverkennbaren Absicht, den gereizt und verstimmt in der Ferne Weilenden heimzulocken. Gleichzeitige Briefe der Herzogin Amalie und der Göchhausen geben diesem Wunsch unmittelbaren Ausdruck und berichten, dass man eben jetzt, im Frühjahr 1782, eifrig damit beschäftigt war, die von Knebel und Prinz Constantin vor sechs Jahren begonnenen Anlagen zu erweitern. Goethe machte einen Plan „für die Entree in den Garten“. Zu den heiteren Denkmalen, die 184, 35 f. aufgezählt werden, gesellten sich bald solche an traurige Ereignisse: an den Opfertod des Prinzen Leopold von Braunschweig, Bruders der Herzogin Amalia (1785) und an das frühe Hinscheiden ihres zweiten und letzten Sohnes, des Prinzen Constantin (1793). Die 185, 10 versteckt angedeutete Hoffnung hingegen erfüllte sich am 2. Februar 1783 durch die Geburt des Erbprinzen Carl Friedrich.

25. Stück. S. 185 f. Antiodemis u. s. f. Die 5 Epigramme, zu denen sich S. 353 ein sechstes gesellt, sind aus der Griechischen Anthologie übersetzt. Am 17. März 1782 schreibt Goethe an Frau v. Stein Tobler hat noch drey Stücke des Äschylus geschickt, und ein Packetgen aus der Griechischen Anthologie für dich, die Werthern und die Kleine [Schardt]. Wenige Tage später, am 23., schreibt die Herzogin Amalia an Knebel (dessen Lit. Nachl. I 189) Tobler hat mir auch geschrieben und mir einige artige Sachen geschickt; das eine, der befreite Prometheus, kommt in den Merkur. Nach diesen Zeugnissen lag die Vermuthung nahe, dass Tobler Übersetzer der vorliegenden Epigramme sei, zumal er später Übersetzungen aus der Griech. Anthologie im Schweizerischen Museum 1785, 1786 erscheinen liess. Jacob Baechtold hatte die Freundlichkeit, den Druck daselbst zu vergleichen: er fand von vorliegenden sechs Epigrammen das erste (1785 S. 796) und fünfte (1786 S. 788) mit folgenden Abweichungen

185, 25 Antiodemis.] Die schöne Paphierinn. 27 Liebling der Paphierinn] Venus geliebtestes Kind 28 aus den schmachtenden 30 Halkyone 186, 2 Durch der Weichlichkeit Reiz, dich o kriegerisches Rom!

186, 28 Ajax Stein.] Ajax Stein gegen Hector. 29 in dem] so im Wandrer! des Ajax 30 den] welchen 31 ich. Und frage du nur den Homerus 32 Schlachtfeld] Felde 33 Itzo 34 von hier] vom Platz 187, 1 Möchte mich jemand mit Erde bedecken! 3 Schlechten Menschen zum Spiel itzt geworden zu sein.

Hiernach müsste geschlossen werden, die Übersetzungen dieser beiden Epigramme und damit wohl auch der übrigen seien von Tobler und lägen entweder im Tiefurter Journal oder im Schweizerischen Museum in einer hier von Einsiedel oder dort von Tobler redigirten Gestalt vor.

Nun bietet aber, worauf mich zuerzt Carl Redlich aufmerksam machte, Leo v. Seckendorfs „Oster-Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801“ S. 248—262 einen „Kranz“ von 15 Epigrammen aus der Griechischen Anthologie. Acht davon sind unterzeichnet *K* und das Register S. 280 sagt ausdrücklich, dass darunter Knebel zu verstehen sei. Unter diesen acht Epigrammen finden sich auch das fünfte, dritte, vierte und sechste mit folgenden Abweichungen

186, 28. 29 Ajas 30 den — warf] und er warf Hektorn mich einst 31 ekkig mir] nur Homeros 32 Wie aus dem Schlachtfeld einst Priamos Sohn ich gejagt 33 Jezt 187, 1 Daß doch einer mit Staub mich bedeckete! wahrlich, es schämt mich 3 schlechteren Menschen ein Spiel

186, 8 das mich in Liebe verzehrt 9 gezogen] gespannet 11 Nicht ein einziges

186, 18 eichengesammelter 21. 22 nicht; ein fettes Lamm, einen Widder 23 Fodert er, niemals begnügt, wenn 24 wenn 26. 27 ob der Wolf, oder der Gott es verzehrt

353, 32 Platon 33 Venus] Küpris 33. 35 Afroditen 34 Die mit Köcher und Pfeil Eros gewaltig euch schickt 35 versezten die Musen] entgegneten jen' 36 Göttin! denn nicht so leicht flieget dein Knäbchen zu uns.

Hiernach wäre zu schliessen, die Übersetzungen dieser vier Epigramme und damit wohl auch der übrigen seien von Knebel, der sie dann später in redigirter Gestalt in Seckendorfs Almanach gegeben, vgl. zu S. 291. Hierzu kommt, dass Ludecus am 27. März 1782 an Knebel schreibt (Düntzer, Zur deutschen Lit. u. Gesch. 1858 I, 87) die Beiträge zum Journal haben ihr [der Herzogin Amalia] viele Freude gemacht und dass auch in dem zu S. 187 citirten Brief der Göchhausen vom 30. Mai 1782 von lebhafter Mitarbeiterschaft Knebels die Rede ist.

Zur Lösung des Zwiespalts ist zu erwägen, dass Tobler vom Mai bis November 1781 Knebels Gast in Weimar war und ihn dann noch auf kurze Zeit in seine fränkische Heimath begleitete. So mochten sie diese und andere Übersetzungen gemeinschaftlich verfasst haben, um sie dann später zu verwerthen wo es ihnen geeignet schien. Die Frage, wer im Frühjahr 1782 aus diesem gemeinsamen Besitz das Tiefurter Journal speiste, wird dadurch nicht entschieden. Nach den oben angeführten Briefstellen darf man für die ersten fünf Epigramme wahrscheinlicher nennen, dass es Tobler gewesen; denn nur von ihm, nicht auch von

Knebel, ist ausdrücklich bezeugt, dass er damals Übersetzungen aus der Griechischen Anthologie sandte.

S. 186. 187. Charaden. Die zweite in Or. von Einsiedels Hand.

26. Stück. S. 187. Lob des Landvolks. Virgil, Georgicon II, 458—540. Am 2. Mai 1782 vermerkt Knebel im Tagebuch den Empfang des 23. Stückes, am 8. und 10. Mai Aus dem Virgil übersetzt, am 11. den Empfang von Tiefurther Journals (Stück 24 und 25) und am 14. An Göthe nebst Übersetzung von Virgil. Am 30. schreibt die Göchhausen an Knebel (Lewalds Europa 1840 II, 581) Bald wird das Tiefurther Journal blos fehlerhafte Abschrift seyn von dem, was die Herausgeber Ihrer Güte, lieber Knebel zu danken haben. Nach den mitgetheilten Untersuchungen und obigen Daten kann diese Äusserung mit voller Sicherheit nur auf das vorliegende bezogen werden, und sie ist zugleich im Hinblick darauf zu verstehen, dass die anderen Mitarbeiter zeitweilig ganz aussetzten. So erfüllte sich auch die Hoffnung nicht, die Frl. v. Göchhausen in demselben Briefe ausspricht: dass Goethe zum nächsten Stück etwas liefern werde. Die beiden nächsten Stücke, 27 und 28, sandte die Göchhausen erst am 16. Sept. 1782 an Knebel. Innerhalb dieser Zeit jedoch, am 23. August, schrieb sie ihm (Lewalds Europa 1843 II, 542) Die Übersetzung aus dem Englischen ist auch für das Journal höchst willkommen und hat der Herzogin die sich Ihnen bestens empfiehlt, außerordentlich gefallen. Etwas Entsprechendes findet sich nicht in den nächsten Nummern, und die später erschienenen Übersetzungen aus dem Englischen, die Knebel beisteuerte (S. 291 und 325) sind nachweislich auch erst später entstanden und eingesandt. Es bleibt sonach nichts übrig als die Annahme, dass der im August 1782 eingelieferte Beitrag nicht in das Journal aufgenommen wurde, trotz des freudigen Dankes. Dieses ist um so auffallender, als die Redaction im Sommer und Herbst dieses Jahres sehr arm an Manuscript war. Vgl. die Einleitung und die chronologische Übersicht S. 360.

S. 192. Beide Scharaden. Or. von unbekannter Hand.

S. 192. An * *. Or. Lenz' Hand, vermuthlich (s. zu S. 226) von Goethe in's Journal gegeben. Vgl. Weinhold, Gedichte von J. M. R. Lenz 1891 S. 107. 271.

27. Stück. S. 193. Übersetzung einer Stelle aus des Herrn *Diderot* Versuch u. s. f. nebst den ferneren Beiträgen S. 221 f. 228 f. 243 f. und 250 f. Am 27. August 1782 schrieb Goethe an Frau v. Stein über den Prinzen August von Gotha, der seit der Mitte des Monats bis zum 24. des nächsten in Weimar mit ihm lebte Der Prinz ist gar verständig und lieb, es läßt sich mit ihm etwas reden und treiben. Ich schicke dir einen artigen Aufsatz über Rousseau, von ihm. Er ist auserordentlich bescheiden, bey sehr richtigem Gefühl, und hat

keine fürstliche Queeren. Man wird hiernach einige Beihilfe Goethes annehmen dürfen; Tags zuvor schrieb dieser der Freundin Rousseaus Briefe, ein köstlicher Theil seines Nachlasses. Dass aber im Wesentlichen der Prinz die bezeichneten Beiträge lieferte, bestätigt Frl. v. Göchhausen an Knebel 16. Sept. 1782 (Lewalds Europa 1843 II, 544) Das Journal folgt auch, die übersetzten Briefe von Rousseau [S. 221 f.] und was dazu gehört sind vom Prinz August. In einem der Exemplare des Grossh. Sächs. Hausarchivs sind einige Schreibfehler von der Hand des Übersetzers berichtigt.

28. Stück. S. 217. Ein christlicher Roman. Or. Seidels Hand, daher anzunehmen, dass Goethe der Einsender. Am 16. Sept. 1782 schreibt die Göchhausen an Knebel (Lewalds Europa 1843 II, 544) mit Übersendung dieses Stückes, im Anschluss an die zum vorigen Stück mitgetheilten Briefworte Der sogenannte christliche Roman ist aus dem Munde einer sehr alten Frau in Ettern [Oettern], bei Belvedere, nachgeschrieben worden. Reinhold Köhler hat in der Zeitschrift für deutsche Philologie (1871) III, 479 nachgewiesen, dass die hier gegebene Fassung des weitverbreiteten Volksliedes von den bekannten Drucken (in „Des Knaben Wunderhorn“ und anderen Sammlungen) nicht mehr abweicht, als jene untereinander. Man ist daher nicht zu der Annahme berechtigt, dass Goethe den von der alten Frau mitgetheilten Text wesentlich bearbeitet habe.

S. 221. Vorbericht. Bruchstücke u. s. f. Vgl. zu S. 193.

S. 226. An die Sonne. Or. Lenz Hand. Zwischen Überschrift und Gedicht von Goethe eigenhändig eingeschaltet als der Dichter in sein nordisches Vaterland zurückzukehren sich weigerte. Dieser Zusatz ist, vermuthlich von Einsiedel, mit Bleistift gestrichen und daher in die Exemplare des Journals nicht übergegangen. Vgl. Weinhold Gedichte von J. M. R. Lenz 1891 S. 179 u. 294. Dort sind die Verse mit Benutzung der hier vorliegenden Handschrift gedruckt und (S. 296) in das Jahr 1774 vermuthungsweise datirt.

Auf der Rückseite des Blattes steht, gleichfalls von Lenz Hand (vgl. Weinhold S. 145. 283 f.)

Der Wasserzoll.*)
Denkmal der Freundschaft.

Ihr stummen Bäume, meine Zeugen,
Ach käm' er ungefähr
Hier wo wir saßen wieder her:
Könnt' ihr von meinen Tränen schweigen?
L. an G.

---

*) Anmerkung von Lenz eine Gegend bei St. vermuthlich = Strassburg, da im ersten Druck (Iris, August 1775) die Überschrift Auf eine Gegend bey St.—g. lautet.

Goethe hatte auch diese Verse für das Journal bestimmt, da er die Überschrift durchstrich und von neuem Denckmal der Freundschaft dafür setzte; er strich auch die Unterschrift (= Lenz an Goethe) und die Anmerkung, und wie es scheint ist auch die schädigende Correctur Könnt aus Könnt' (für Könntet) mit der gleichen Tinte gemacht. Das Ganze ist mit Bleistift, vermuthlich von Einsiedel, durchstrichen und daher in die Exemplare des Journals nicht aufgenommen.

29. Stück. S. 226. Trost. Von Lenz, vgl. Weinhold a. a. O. S. 181 und 297. Dort ist das Gedicht nach der Handschrift des Dichters gedruckt (227, 2 Wiege schon 15 in den). Dass Goethe dieses Gedicht in das Journal gab, darf man vermuthen, vgl. zum vorigen.

S. 228. Vier Briefe u. s. f. Vgl. zu S. 193.

30. Stück. S. 239. Das Roß aus dem Berge. Von Herder, nach Hageks Böhmischer Chronik; mit der Unterschrift *D* in Schillers Musenalmanach auf 1796 S. 70—77 gedruckt. Vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XXV, 614. 688.

S. 243. Dritter Brief u. s. f. Vgl. zu S. 193.

S. 248. Aus dem Griechischen. Eines der Exemplare des Grossh. Sächs. Hausarchivs liest V. 4 Biß am zartsten Ästchen schüttelt Verfasser ist vielleicht Knebel. Am 2. Nov. 1782, also zu einer Zeit, in der etwa dieses Stück erschienen sein kann, schreibt ihm die Göchhausen (Lewalds Europa 1843 II, 547) Dank für Ihren lieben Brief nebst Beylage zum Journal; für diese wird Ihnen das ganze Journal lesende Publicum danken. Freilich sollte man nach diesen Worten einen umfangreicheren Beitrag erwarten, aber in den Stücken, die hier überhaupt in Betracht kommen, findet sich sonst nichts, das man Knebel zuweisen könnte. Nach dem in der Anmerkung zu S. 187 Mitgetheilten ist jedoch nicht ausgeschlossen, dass der Beitrag gar nicht in das Journal aufgenommen wurde.

31. Stück. S. 249. Der Morgenbesuch. Von Herder, vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXV. 587.

S. 250. Vierter Brief u. s. f. Vgl. zu S. 193.

S. 256. Edward Allwills einziges geistliches Lied. Von Lenz, vgl. Weinhold S. 201. 305. Vermuthlich von Goethe in's Journal gegeben, da in Or. von Seidels Hand überliefert; vgl. auch zu S. 226. Am 25. Februar 1783 vermerkt Knebel im Tagebuch Las gestern Allwills Lied mit starker Bewegung. Die Empfindung ist durchaus nicht wohlthuend.

32. Stück. S. 258. Aus dem Anakreon. Or. von unbekannter Schreiberhand. Die Überschrift ist auch hier nichts als eine Maske. Die Correspondance littéraire brachte im Dec. 1778 (ed. Tourneux XII, 185) folgendes

Énigme de J.-J. Rousseau.
Enfant de l'art, enfant de la nature,
Sans prolonger les jours, j'empêche de mourir.
Plus je suis vrai, plus je fais d'imposture,
Et je deviens trop jeune à force de vieillir.

Meister hat in der Correspondance hierzu angemerkt *Le mot de cette énigme est „portrait“.* Diese Auflösung zeigt zugleich, dass das zweite Räthsel eine Fortsetzung des ersten ist. Als Einsender ist, der angeführten Quelle wegen, Prinz August von Gotha zu vermuthen. Knebel schrieb es Goethe zu, vgl. zu S. 264.

S. 258. Aus dem Griechischen. Gleichfalls nur Einkleidung. Verfasser oder Verfasserin unbekannt. Die Exemplare schwanken zwischen Gold: Geld und Goldes: Geldes. Erstere Lesart ist im Druck durchgeführt.

S. 258. Fragment. Or. Seidels Hand, die Überschrift von Einsiedel. Über Autorschaft und Entstehungszeit s. den Aufsatz Rudolf Steiners im Anhang.

Genauer Abdruck der Handschrift, nur das Komma nach Bestimmtheit 259, 18 zugesetzt. Correcturen der Handschrift (*g* = von Goethes Hand): 259, 11 den Individuen aus dem Individuum 19 iede *g* aus ie 24 Werden und Bewegen *g* aus werden und bewegen 38 Wer nach gestrichnem und daher in die Exemplare des Journals nicht übergegangenem auch die plumpste Philisterey hat etwas von ihrem Genie. 260, 33 Thoren *g* aus Thor

S. 261. Der Hagestolze. Von Herder, vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXV, 589.

S. 262. Lied eines Gefangenen. Or. Handschrift der Göchhausen. In Or. und in dem Bertuchschen Exemplar ausserdem der Text von Schreiberhand mit Melodie. Mit der Unterschrift *D* in Schillers Musen-Almanach auf 1796 S. 59—61 gedruckt. Vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XXV, 613. Der Gegenstand vorliegenden Gedichts wurde von J. N. Bouilly zum Text der Operette „Léonore ou l'amour conjugale“ für Pierre Gaveaux 1798 verarbeitet; aus diesem ist einerseits das italienische Libretto für Ferdinand Paers „Leonore, ossia l'amor conjugale“ abgeleitet, andererseits Sonnleithners Text für Beethovens „Fidelio“. — Der Anklang 263, 22 ist natürlich nur ein scherzhafter Zufall.

33. Stück. S. 264. An Anakreon. Knebels Tagebuch vom 29. Januar 1783 enthält die Eintragung Das von G. an Anakreon zu fassen gesucht, und die Antwort. Emiliens [der von ihm geliebten Frau v. Werthern] Porträt mit hoher Liebe. Laut derselben Quelle las Knebel am 20. Jan. 1783 das „Fragment“ S. 258. Die obige Eintragung bezieht sich also trotz ihrer ungenauen Ausdrucksweise gewiss auf das dem

Anakreon zugeschobene Doppel-Räthsel „Porträt“ S. 258, an das die vorliegenden Verse deutlich anknüpfen. Am 4. Februar sandte Knebel laut Tagebuch Verse auf Anakreon an Frau v. Schardt, die wir zweifelsohne in den vorliegenden wiederfinden. — Bemerkenswerth bleiben Knebels Worte vom 29. Jan: Das von G. an [statt aus] Anakreon u. s. f. Knebel bezeichnet häufiger im Tagebuch mit G den Namen Goethes. Dass die Chiffre auch hier diese Bedeutung hat, lehren die Verse Doch wer wie du u. s. f., die sich unmittelbar auf das „Fragment“ beziehen, das Knebel sogleich nach dem Lesen (20. Jan.) Goethe zuschrieb.

S. 264. An Herrn S. von Ignatius Sancho und S. 269 Das Leben des Ignatius Sancho Or. Seckendorfs Hand. Am Schluss des Briefes die Notiz Seckendorfs, mit Bleistift (von Einsiedel) durchstrichen: Nachricht! Die Briefe des Ignatius Sancho sind ohne Veränderung, nach seinen Handschriften, kürzlich in zwey Bänden in London herausgekommen. *Letters from Ignatius Sancho. 2 Vol. London.* Man findet auch schon welche an ihn und von ihm in L. Sternes Briefen, der 84. Brief und folgende, in der teutschen Übersetzung. Läge nicht Seckendorfs Handschrift vor, so dürfte, ja müsste man Knebel, der so viel aus dem Englischen übertrug, für den Übersetzer des Briefes halten; er notirt am 26. Nov. 1781 im Tagebuch An Sophien [v. Schardt] nebst Engl. Briefen von Ignatius Sancho.

34. Stück. S. 268. Blanka. Mit der Unterschrift B. in Leo v. Seckendorfs Neujahrs Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801 S. 242—245 gedruckt, vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XXV, 625.

S. 269. Leben des Ignatius Sancho. Vgl. zu S. 264.

35. Stück. S. 273. Vom Glücke der Einfältigen. Übersetzer und Einsender ist höchst wahrscheinlich Prinz August von Gotha, da die seltene Urschrift schwerlich einem anderen Mitarbeiter des Tiefurter Journals zugänglich war.

S. 281. Eine Preiß-Frage. Or. Einsiedels Hand. Beantwortungen sind nicht überliefert.

S. 281. *Dialogue.* Wenn auch nicht alle Anspielungen klar sind, darf man doch unter Mercur Wieland verstehen, als den Herausgeber des Teutschen Mercur, unter Ephemerographos einen Vertreter der Journalisten oder „Tagebüchler“ von Tiefurt. In der Fortsetzung S. 283 gesellt sich Iris hinzu, in Anspielung auf Georg Jacobis 1774—76 erschienene Zeitschrift „Iris“.

36. Stück. S. 282. Alise. Ohne Angabe des Autors im Teutschen Mercur 1784 März gedruckt „mit Melodie von Freyherrn v. Seckendorff.“

S. 283. Dialog. Vgl. zu S. 283. 284, 17 überliefert pure gute vgl. zu 27, 3.

S. 286. *The History of Scotland.* Vgl. Gilbert Stuarts (1742—1786) „History of Scotland from the establissement of the reformation to the death of queen Mary“ London 1782. Als Übersetzer ist von C. A. H. Burkhardt Grenzb. 1871 III, 297 Knebel angegeben, doch ist ein Zeugniss hierfür nicht überliefert, und Knebels Tagebücher melden keine Beschäftigung mit dem Gegenstande.

37. Stück. S. 290. Pindars fünfte Olympische Ode. Schon am 14. Juli 1782 vermerkt Knebel im Tagebuch Pindars 5. Olymp. Ode übersetzt und am 15. Aus dem Pindar übersetzt aber erst am 13. Mai 1783 An Frl. Göchhausen nebst Pindars Ode. Auch Goethe übertrug die Ode, vgl. Werke IV, 315.

S. 291. Chiron der Alte. Am 25. Januar 1783 schildert Knebel einen seiner damals häufigen hypochondrischen Anfälle und fährt fort: Bald aber erhob sich mein Gemüth durch das Schreiben an Chiron dem alten, wo sehr herrliche Gedanken stehn. Am 26: Die Lehren des alten Chiron hoben mir die Seele, und ich war ziemlich Herr über mich — so daß ich mich über anderer Thorheiten nur wenig ärgerte. Am 28: Ich schrieb des Morgens und war passabel. Chiron der alte stärkte mich. Am 31. schrieb er an den Prinzen Constantin, seinen einstigen Zögling, und am 4. Februar sandte er die Übersetzung an Frau v. Schardt nach Weimar. Knebels Quelle war, wie mir Carl Redlich mittheilte, Robert Dodsleys Select collection of old plays I, 172—180 „Chiron to Achilles“. Die Übersetzung wurde zuerst gedruckt in Leo v. Seckendorfs Neujahrs Taschenbuch von Weimar auf das Jahr 1801 S. 197—212 mit geringen Abweichungen und der Unterschrift K., wiederholt in Knebels „Sammlung kleiner Gedichte“ Leipzig 1815 S. 39—45.

38. Stück. S. 296. Todeslied eines Gefangenen und S. 303 Liebes Lied eines Amerikanischen Wilden. Or. Goethes Handschrift, auf einem Quartblatt vereinigt (das zweite Gedicht mit den Correcturen 303, 24 andern Schlangen über gestrichnem deines gleichen und 25 dann über gestr. hoch), ausserdem in Or. Abschrift der Göchhausen. Reinhold Köhler hat in der Zeitschrift für deutsche Philologie (1871) III, 477 Goethes Quelle nachgewiesen: Montaigne theilte in seinen „Essais“ Buch I Cap. 30 beide Lieder als brasilianische chansons mit; Goethe hat Montaignes Übersetzung von J. D. Titius (Leipzig 1753—1754) benutzt, in der es heisst:

(I, 383) Ich habe einen Gesang, welchen ein Gefangener verfertigt hat, in welchem diese Stelle vorkömmt. „Sie sollten nur alle kühnlich kommen, und sich versammeln um von ihm zu schmausen. Sie würden zugleich auch ihre Väter und Großväter mitfressen, die seinem Leibe zur Nahrung und Speise gedient hätten. Diese Muskeln, sagt er, dieses Fleisch, und diese Adern, sind von euch, ihr Narren. Ihr wißt nicht daß das beste von eurer Vorfahren

Gliedern noch darinnen ist. Kostet sie nur recht: ihr werdet ener eigen Fleisch schmecken."

(I, 385) Außer dem gedachten Kriegsliede habe ich noch ein Liebeslied von ihrer Art welches sich so anfängt. „Schlange, warte, warte, Schlange, damit mir meine Schwester nach der Zeichnung deiner Haut ein schönes Band für meine Liebste machen kann. So mag deine Schönheit und deine Bildung der Schönheit aller andern Schlangen vorgezogen werden."

Auch die von Goethe 296, 24—27 scheinbar frei hinzugedichteten Verse haben inhaltlich ihre Quelle bei Titius I. 379 f. Dort wird geschildert, dass die Cannibalen ihre Opfer gegen das Geständniss des Überwundenseins freizugeben versprächen, dass aber kein Gefangener sich durch die furchtbarsten Drohungen und Anstalten zu seiner Marter ein solches Geständniss abzwingen lasse.

Das zweite Lied findet sich in freierer Bearbeitung auch in Goethes „Kunst und Alterthum" V, 3, 130 (1826).

S. 297. Die heilige Cäcilia. Von Herder, vgl. dessen Werke, hrsg. v. Suphan XV, 160. 628. XII, 442. Das Gespräch ist, wie dort berichtet wird, herausgesponnen aus einer ungedruckten Nachschrift zum 46. Briefe das Studium der Theologie betreffend. Das Resultat des vorliegenden Gespräches leitet dann den Aufsatz „Cäcilia" in der 5. Sammlung der „Zerstreuten Blätter" 1793 S. 289 ein; vgl. Werke XVI, 133. 253.

S. 301. Jubel-Ode u. s. f. Von Herder, wie mehrfache Niederschriften in seinem Nachlass gezeigt haben; vgl. Werke hrsg. v. Suphan XXIX, 552. 746. In einem älteren Druck („Eisenbahn" 1839 Nr. 27) war das Gedicht Goethe zugeschrieben worden, wogegen schon G. v. Loeper in Goethes Werken (Hempel) III, 396 begründete Zweifel erhob.

39. Stück. S. 304. An die Erinnerung. Am 10. November 1783 schrieb Fräulein v. Göchhausen an Knebel (Lewalds Europa 1840 II, 586) Ich schicke Ihnen auch hier ein recht artiges Tieffurther-Journal ... Das Erste, an die Erinnerung, ist von der kleinen Schardten, das Alphabet der Liebe von der Werthern, und das übrige von Herder. Vgl. die Einleitung.

S. 305. Alphabet der Liebe. Or. von zierlicher Frauenhand. Dass es die der Frau Emilie v. Werthern ist, zeigt die Angabe der Göchhausen in dem soeben angeführten Schreiben. Der Ausdruck „die Werthern" ist in einem an Knebel gerichteten Brief keinem Zweifel unterworfen, da er sich nur auf die von ihm geliebte Emilie beziehen kann; sonst würde man mit gleichem Recht an die geistvolle und schöne Gräfin v. Werthern in Neunheiligen denken dürfen.

S. 307. Ein Tartarisches Liedchen und An die Freundschaft. Von Herder, s. oben und Werke hrsg. v. Suphan XXV, 610. Das erste Gedicht hat Herder in die

6. Sammlung der „Zerstreuten Blätter“ 1797 S. 192 aufgenommen, vgl. Werke XVI, 363.

40. Stück. S. 308. Edel sey der Mensch u. s. f. Or. Handschrift der Göchhausen mit der Adresse (S. 4 des Bogens) An Herrn v. Einsiedel. Goethe schrieb am 19. November 1783 an Frau v. Stein Schicke mir doch die Ode wieder ich will sie in's Tiefurter Journal geben du kannst sie immer wieder haben. Da das 39. Stück im ersten Drittel des November 1783 erschien und Knebel den Empfang des 40. am 2. December im Tagebuch vermerkt, kann die Beziehung obiger Briefstelle nicht zweifelhaft sein. Hinsichtlich der späteren Abweichungen s. Werke II, 83. 314. Rauschen 309, 3 steht in den verglichenen Exemplaren des Journals auf Rasur, Or. hat dafür Eilen ohne Correctur.

S. 310. Ein Traumgespräch. Vgl. Einsiedels „Fortsetzung“ S. 321. Ob auch das vorliegende Einsiedel zuzuschreiben ist, darf zweifelhaft erscheinen; doch sei darauf hingewiesen, dass alle verglichenen Exemplare 311, 18 begränzt statt bekränzt lesen und dass dieser (freilich gut thüringische) Schreibfehler 312, 11 in Einsiedels Handschrift wiederkehrt.

S. 311. Entschuldigung. Or. von der Hand der Göchhausen, in bewusster oder unbewusster Angleichung an Goethische Schriftzüge. Sie meldet am 10. Nov. 1783 an Knebel (Lewalds Europa 1840 II, 586) Gestern Abend war Goethe bey mir, und kam mit folgendem *bon mot* in meiner Stube nieder: Entschuldigung u. s. f. Vgl. Werke II, 131. 330.

41. Stück. In allen Exemplaren folgt auf das 40. sogleich das 42. Stück. Vgl. die zum 17. gegebene Erklärung.

42. Stück. S. 312. Ein Trinklied. Or. Einsiedels Hand, mit Adresse Dem Fräulein Hofdame von Göchhausen. Gedruckt in Einsiedels Neuesten vermischten Schriften II, 62 (Dessau und Leipzig 1784).

S. 312. Madera. Mit der Unterschrift *D* in Schillers Musenalmanach auf 1796 S. 7—12 gedruckt, vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XXIX, 162. 727.

S. 316. An die Illusion. Verfasser oder Verfasserin unbekannt.

S. 316. Nach dem Petrarch. Vgl. Le rime di Francesco Petrarca Venezia 1751 4° S. 404. Knebels Tagebuch 9. Februar 1783 Übersetzte aus dem Petrarch *Io vo pensando* schickte es durch meine Schwester an Max [seinen Bruder]. Desgl. 4. März An Emilie [v. Werthern] nebst Gedichten von Petrarch. C. A. H. Burkhardt bemerkte in den Grenzboten 1871 III, 298 „Die Übersetzung der Frau von Schardt beginnt anders.“ Eine solche ist mir nicht bekannt geworden. Von Frau v. Schardt rührt die Petrarca-Übersetzung S. 323 her.

43. Stück. S. 317. *La Mort de Malbrouk.* Der französische Text nicht in allen Exemplaren. Es ist das damals

durch alle Welt verbreitete Lied, das Goethe noch 1786 in Italien verfolgte, vgl. Italienische Reise 17. Sept. 1786 und Römische Elegien II, 9.

S. 319. *L'un pensier* u. s. f. und S. 320 *Gia sai tu ben* u. s. f. Beide Sonette folgen bei Petrarca dem S. 316 in Übersetzung mitgetheilten (Ausg. 1751 S. 405. 406). Schon dieses macht wahrscheinlich, dass auch sie von Knebel übersetzt sind, der ja am 4. März 1783 mehrere „Gedichte von Petrarch" nach Weimar sandte und ausser der Notiz vom 9. Febr. auch am 14. die Übersetzung eines „Cansonett des Petrarch" im Tagebuch vermerkt. Die Übersetzung des 58. Sonetts durch Frau v. Schardt (S. 323) unterscheidet sich auch dadurch von diesen dreien, dass als Überschrift nicht der Anfang des Originals gegeben ist.

44. Stück. S. 321. An den Winter. Von C. A. H. Burkhardt (Grenzb. 1871 III, 298) Einsiedel zugeschrieben, mit der Bemerkung „Handschriftlich später etwas verändert". Vgl. zu S. 330.

S. 321. Das Mädchen und der Jüngling. Or. Einsiedels Hand. Vgl. zu S. 310.

S. 323. Nach dem Petrarch. Or. Handschrift der Frau v. Schardt. Unter der Überschrift sind die Worte Das 58te Sonnet gestrichen. Vgl. zu S. 316 und 319.

45. Stück. S. 324. Tändeley an *Milon.* Verfasser oder Verfasserin unbekannt.

S. 325. Von Bildung des Geschmacks u. s. f. Von Knebel, der am 16. April 1784 im Tagebuch notirt An Frl. v. Göchhausen, nebst aus dem Englischen. Da das 40. Stück Ende November 1783 ausgegeben wurde und Knebels Tagebuch am 13. Juni 1784 zum letzten Mal den Empfang eines Tiefurter Journals verzeichnet, darf obige Notiz unbedenklich auf den vorliegenden Aufsatz bezogen werden.

46. Stück. S. 330. An die Freude. Gedruckt mit der Unterschrift *Y* in Leo v. Seckendorfs Musenalmanach für das Jahr 1807 (Regensburg) S. 54 und von C. A. H. Burkhardt Grenzb. 1871 III, 298 Einsiedel zugeschrieben mit der Bemerkung „Später in den handschriftl. Gedichten geändert." Doch scheint hier eine Verwechslung vorzuliegen. Denn in Knebels Tagebuch, das in der ersten Hälfte 1784 fast durchgehends auf den unbedruckten Durchschussblättern Concepte von eigenen Gedichten enthält, steht neben dem 11.—14. März 1784, also unlängst vor dem Erscheinen des 46. Stückes, das Concept des vorliegenden Gedichtes mit folgenden Correcturen: 330, 17 blühen erricht für gestrichnes duften erbau 21 verlohr für gestr. entzog 26 Reichtest für gestr. Gabst du 28 Freude zuerst in Göttinn corrigirt, dann wiederhergestellt 29 corr. aus Schütze ferner mein Leben du 30 Leit für gestr. Reiß

S. 331. Eine Anekdote. *Consilium medicum.* Or. Einsiedels Hand. Fräulein v. Göchhausen, auf die sich ohne Frage diese Neckerei bezieht, wird unter 1—4 recht launig charakterisirt. Die Unterschrift erklärt sich durch Einsiedels Vornamen „Friedrich Hildebrand". Jedoch ist die Maske eines französischen Heilkünstlers wohl zugleich darauf zurückzuführen, dass in einer Beilage zum Journal de Paris April 1781 ein „Frederich Hildebrand" eine von ihm erfundene „machine nouvelle fumigatoire" anpreist (d. h. einen Apparat für Bearbeitung des Körpers mit beizenden Dämpfen).

S. 334. An eine Laube. Or. Handschrift der Göchhausen (Reinschrift). Verfasser oder Verfasserin unbekannt.

47. Stück. S. 336. Ob Malerei oder Tonkunst u. s. f. Eine späte oder vielleicht nur seinerzeit zurückgelegte Antwort Herders auf die Preisfrage des 5. Stückes S. 45. Vgl. Herders Werke hrsg. v. Suphan XV, 222—240.

48. Stück. S. 350. Lied eines Eremiten. Or. Einsiedels Hand.

S. 351. Ein Resultat der Witzkarte. Or. Einsiedels Hand (Concept). Die Stichworte (351, 22) sind im Original nicht unterstrichen, in den Abschriften ohne völlige Übereinstimmung; hier sind sie durch Sperrdruck hervorgehoben.

S. 353. Nach Plato. Vgl. zu S. 185.

49. Stück. S. 354 und 357. An Laura, früh und An Laura, abends. Or. Einsiedels Hand (Concepte). Im Mercur 1784 Aug. und Sept. gedruckt, ohne Angabe des Autors, „mit Melodie von Freyherrn v. Seckendorff".

S. 354. Der Wettstreit. Or. Einsiedels Hand (Reinschrift). Darüber stehen die gestrichnen Worte von der Hand der Herzogin Amalia Ein *Non plus ultra* der Witz-Carte Herrn Herder *Dediciret.* Vgl. Herders undatirten Brief an die Herzogin Amalia Grenzboten 1872 II, 263 Der Kammerherr [Einsiedel] hat sich mit Witz und Scharfsinn diesmal so elegant und schön übertroffen, daß Ew. Durchlaucht nichts besseres thun können, als ihm mit dem Lilienstabe [s. 355, 18. 357, 3] den Lorbeer selbst aufzusetzen ... Da sage man nun noch, daß nicht die Charte Geist verleihe. Das a. a. O. mitgetheilte Brieffragment enthält keine Stelle, die einen Anhalt zu näherer Datirung bietet: mit einer solchen wäre zugleich das Erscheinen dieses 49. und letzten Stückes fest datirt. So aber bietet das letzte unsichere Datum hierfür Knebels Tagebuch, das am 13. Juni 1784 zum letzten Mal den Empfang eines Tiefurter Journals vermerkt.

Eduard von der Hellen.

Zu dem „Fragment“ über die Natur.

(32. Stück.)

Als Knebel anfangs 1783 im 32. Stück des Tiefurter Journales das Fragment: „die Natur“ gelesen hatte, schrieb er in sein Tagebuch: „Goethes Fragment über die Natur hatte tiefen Eindruck auf mich. Es ist meisterhaft und groß. Es bestärkt mich in Liebe.“ Der Aufsatz erschien, wie die andern Beiträge des Journales, ohne Namen des Verfassers. Die Ideen, die darin niedergelegt sind, vermochte Knebel nur Goethe zuzuschreiben. In gleicher Weise werden wohl auch andere Leser des Journals gedacht haben. Goethe selbst trat dieser Meinung entgegen. Er schrieb (VII, 139, 3) an Knebel: „Der Aufsatz im Tiefurter Journal, dessen du erwähnst, ist nicht von mir, und ich habe bisher ein Geheimnis daraus gemacht, von wem er sei. Ich kann nicht leugnen, daß der Verfasser mit mir umgegangen und mit mir über diese Gegenstände oft gesprochen hat. Er hat mir selbst viel Vergnügen gemacht und hat eine gewisse Leichtigkeit und Weichheit, die ich ihm vielleicht nicht hätte geben können“. Und Frau von Stein schreibt am 28. März 1783 an Knebel: „Goethe ist nicht der Verfasser wie Sie es glauben von dem tausendfältigen Ansichtenbilde der Natur; es ist von Tobler; mitunter ist mirs nicht wohlthätig, aber es ist reich! Wären diese Briefstellen nicht vorhanden, so erschiene heute ein Aufwerfen der Fragen: „ist Goethe der Verfasser dieses Aufsatzes?“ oder „inwieferne gehören die in demselben ausgesprochenen Gedanken ihm an?“ geradezu unmöglich. Wenn wir in wenigen Worten sagen sollen, was bisher wohl jedem Kenner von Goethes wissenschaftlicher Entwickelung die Überzeugung von Goethes Autorschaft aufgedrängt hat, so ist es der Umstand, daß der letztere im Fortschreiten zu seinen späteren Naturanschauungen einmal nothwendig durch die Stufe durchgegangen sein muß, die in dem Aufsatze festgehalten ist. Als Ernst Haeckel zum Beleg dafür, daß Goethe einer der ersten Propheten einer einheitlichen (monistischen) Naturauffassung war, eine besonders charakteristische Arbeit desselben an die Spitze seiner „natürlichen Schöpfungsgeschichte“ stellen wollte, da wählte

er den Aufsatz: „Die Natur“ (Vergl. N. Sch. XLV—XLVI). Hiermit ist aber gar nichts anderes ausgesprochen, als was Goethe selbst in hohem Alter, als ihm der aus seinem Gedächtnisse längst entschwundene Aufsatz vorgelegt wurde, für das Richtige gehalten hat. Im Jahre 1828 erhielt er denselben aus dem Nachlaß der Herzogin Anna Amalia. Er nahm keinen Anstand, die darin ausgesprochenen Ideen als die seinigen zu bezeichnen, obwohl er sich thatsächlich an die Abfassung nicht erinnern konnte. In einer erläuternden Bemerkung zu dem Fragment, die er 1828 niederschreibt, lesen wir: „Daß ich diese Betrachtungen verfaßt, kann ich mich factisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet“. Und weiter oben: „er ist von einer wohlbekannten Hand geschrieben, deren ich mich in den achtziger Jahren in meinen Geschäften zu bedienen pflegte“. Diese Hand ist die Seidels, von der auch die andern Goethe'schen Beiträge zum Tiefurter Journal geschrieben sind. Zu diesen historischen Zeugnissen gehört auch ein Blatt, das im Goethe-Archiv unter den naturwissenschaftlichen Manuscripten Goethes liegt und das wohl eine Aufzeichnung des Kanzler von Müller ist. (Oben am Rande steht von Eckermanns Hand mit Bleistift: Betrifft wahrscheinlich den Aufsatz: die Natur in G. Werken 1890. Bd. 40 S. 385). Wir heben aus derselben folgende Stellen heraus: d. 25. Mai 1828. „Vorstehender Aufsatz, ohne Zweifel von Goethe, wahrscheinlich für das Tiefurter Journal bestimmt, von Einsiedeln dazu mit No. 3 bezeichnet, und also etwa aus den ersten 80er Jahren, jedoch vor der Metamorphose der Pflanzen geschrieben, wie Goethe selbst mir die Vermuthung äußerte, war mir am 24. Mai 1828 von ihm communicirt. Da er ihn drucken lassen wird, so habe ich kein Bedenken gefunden, ihn vorläufig abzuschreiben.“ . . . d. 30. Mai 1828. „Nach einem Gespräch bekennt sich Goethe nicht mit voller Überzeugung ganz dazu; und auch mir hat geschienen, daß es zwar seine Gedanken, aber nicht von ihm selbst sondern per traducem niedergeschrieben. Die Handschrift ist Seidels, des nachherigen Rentbeamten, und da dieser in Goethes Vorstellungen eingeweiht war, und eine Tendenz zu solchen Gedanken hatte, so ist es wahrscheinlich, daß jene Gedanken als aus Goethes Munde collectiv von ihm niedergeschrieben.“ Die Ansicht, daß Seidel wirklichen Antheil an der Autorschaft habe, wird wohl niemand festhalten können; dagegen spricht die ganz einzigartige Harmonie zwischen den Gedanken des Aufsatzes und der Form, in der sie ausgesprochen sind. Das sind keine umgeformten Gedanken; es sind solche, die ganz wie sie sind concipirt sein müssen. Man kann sich bei fast keinem Satze denken, daß der Inhalt genauer oder schöner formulirt werden könne. Wenn der Aufsatz nicht ein Dictat Goethes, sondern nach einer mündlichen Mittheilung von einem andern abgefaßt ist, dann könnte das nur von jemandem geschehen sein, der auf solcher Bildungshöhe stand, daß er Goethe nach allen Seiten erfassen und seine Gedanken in ihrer künstlerisch

vollendeten Gestalt fast wörtlich aus dem Gedächtnisse niederschreiben konnte. Nun scheint der von Frau von Stein genannte G. Chr. Tobler in der That ein solcher Mann gewesen zu sein. Frau Herder schrieb über ihn an Müller: „Er wurde in diesem Cirkel (Goethes und der fürstlichen Personen) sehr geehrt, geliebt und als der philosophischte, gelehrteste, geliebteste Mensch erhoben; kurz sie sprachen von ihm als von einem Menschen höherer Art.“ Und J. G. Müller schrieb in sein Tagebuch, als er im April 1781 Tobler mit Passavant in Münden kennen gelernt hatte: „Tobler ist ganz und gar griechischen Geblütes; sein einziges Bestreben ist, immer menschlicher zu werden, voll Gesundheit und Manneskraft, wie ein junger Baum; wen er liebt, den liebt er ganz. An den simplen Lichtsätzen des Christenthums hat er nicht genug. Er ist bald Christ, bald Grieche . . .“. Tobler brachte nur den Sommer 1781 in Weimar zu. Er wohnte bei Knebel, und Goethe verkehrte viel mit ihm. In einem Briefe Goethes an Lavater vom 22. Juni 1781 sagt der erstere, daß er Tobler sehr „lieb gewonnen“ und das Tagebuch enthält unter dem 2. August die Bemerkung: „Mit Toblern über Historie bei Gelegenheit Borromäus“. Das sind Beweise dafür, daß intime Gespräche über allgemeine Anschauungen zwischen Goethe und Tobler stattgefunden haben können, und daß der letztere eine Ausführung Goethes, das sich mit dem Fragment „Natur“ deckt, zu Papier gebracht haben kann.

Daß aber Tobler keine andere Rolle dabei spielen konnte als die eines Berichterstatters, der sich möglichst genau an den Wortlaut des Gehörten hielt, dafür sprechen gewichtige innere Gründe, die aus der Betrachtung des Verhältnisses des fraglichen Aufsatzes zu Goethes späteren Arbeiten über Naturwissenschaft hervorgehen. Er selbst sagt in der bereits oben citirten erläuternden Bemerkung: „Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Comparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äußern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten.

Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei großen Triebräder der Natur: der Begriff von Polarität und von Steigerung, jene der Materie, insofern wir sie materiell, diese ihr hingegen, insofern wir sie geistig denken, angehörig.“

Goethes wissenschaftliche Entwicklung stellt sich der genaueren Betrachtung als ein fortschreitendes Ausgestalten der im Aufsatz: „die Natur“ ausgesprochenen Maximen dar. In diesen Sätzen sind die allgemeinen Forderungen aufgestellt, nach denen das Denken bei der Erforschung besonderer Naturgebiete zu verfahren hat. Diesen Principien entspricht alles Naturgeschehen. Wie das im Einzelnen vor sich geht, sucht Goethe dann später auf ver-

schiedenen Gebieten zu ergründen. Der in Rede stehende Aufsatz ist eine Art Lebensprogramm, das allem Goetheschen Denken über die Natur zum Grunde liegt.

Wo immer wir mit der Betrachtung von Goethes Forschungen einsetzen, bestätigt sich uns dieses. In der Geologie stellt Goethe unabhängig von anderen Forschern den Grundsatz fest, daß dieselben Gesetze, die gegenwärtig die auf der Erdoberfläche vor sich gehenden Bildungen bedingen, auch in den verflossenen Epochen gültig waren, und daß dieselben niemals eine gewaltsame Unterbrechung durch ausnahmsweise Umwälzungen u. s. w. erlitten haben. Dieses Princip weist zurück auf die Stelle in dem „Fragment“: „Sie (die Natur) schafft ewig neue Gestalten; was da ist war noch nie, was war kommt nicht wieder — alles ist neu und doch immer das alte“. „Auch das Unnatürlichste ist Natur. Wer sie nicht allenthalben sieht, sieht sie nirgendwo recht.“

Fast wie die Pflanze aus dem Samen hat sich die Metamorphosenlehre aus folgenden Sätzen des Fragmentes entwickelt: „Es ist ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillstehen in ihr.“ „Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen.“ „Sie hat wenige Triebfedern, aber nie abgenutzte, immer wirksam, immer mannigfaltig.“ In dem ersten Satze ist schon ganz deutlich der Ansatz zu dem Gedanken von der Umwandlung der einzelnen Organe eines Lebewesens und der fortschreitenden Entwicklung derselben gemacht. Man braucht, um einen Beweis zu haben, nur folgende Stelle der „Metamorphose“ (1790) damit zu vergleichen: „Betrachten wir alle Gestalten, besonders die organischen, so finden wir, daß nirgend ein Bestehendes, nirgend ein Ruhendes, ein Abgeschlossenes vorkommt, sondern daß vielmehr alles in stäter Bewegung schwante“. Der angeführte Satz über die „Individualität“ ist der Keim zur Idee des Typus, die uns in Goethes osteologischen Arbeiten entgegentritt. In den „Vorträgen über den Typus“ (1796) sagt Goethe: „Dieß also hätten wir gewonnen, ungescheut behaupten zu dürfen, daß alle vollkommenern organischen Naturen worunter wir Fische, Amphibien, Vögel Säugethiere und an der Spitze der letztern den Menschen sehen, alle nach Einem Urbilde geformt seien, das nur in seinen sehr beständigen Theilen mehr oder weniger hin und her weicht und sich noch täglich durch Fortpflanzung aus- und umbildet“. Das heißt aber nichts anderes als: die Natur schafft zwar Individuen, aber aller Individualität liegt der Typus zu Grunde; auf diesen kommt es zuletzt doch an und nicht auf die Individuen. Ja auch die Art wie die Natur verfährt, um aus der allgemeinen Form des Typus heraus eine besondere Gestalt zu schaffen, finden wir in dem Fragment angedeutet. Diese Art besteht darinnen, daß ein Organ oder eine Organgruppe besonders stark entwickelt ist, und dagegen die anderen Theile des Typus zurückstehen müssen,

weil die Natur nur einen gewissen Etat für jedes Lebewesen hat, den sie nicht überschreiten darf. Je nachdem dann die eine oder andere Parthie des Typus entwickelt ist, entsteht die eine oder die andere Form der Lebewesen. In dem Aufsatz über den Streit zwischen Geoffroy de Saint Hilaire und Cuvier in der französischen Akademie faßt Goethe diese Regel in die Worte zusammen: „daß die haushältische Natur sich einen Etat, ein Budget vorgeschrieben, in dessen einzelnen Capiteln sie sich die vollkommenste Willkühr vorbehält, in der Hauptsumme jedoch sich völlig treu bleibt, indem, wenn an der einen Seite zu viel ausgegeben worden, sie es der andern abzieht und auf die entschiedenste Weise sich ins Gleiche stellt". Ganz der gleiche Begriff ist im Fragment enthalten: „Giebt sie (die Natur) eins (ein Bedürfniß) mehr, so ist's ein neuer Quell der Lust; aber sie kommt bald ins Gleichgewicht." Zwei parallele Gedankenreihen sind auch die folgenden. Fragment: „Sie (die Natur) ist die einzige Künstlerin: aus dem simpelsten Stoff zu den größten Contrasten"; und in den osteologischen Vorträgen: „Betrachten wir nach jenem erst im allgemeinen aufgestellten Typus die verschiedenen Theile der vollkommensten Thiere, die wir Säugethiere nennen, so finden wir, daß der Bildungskreis der Natur zwar eingeschränkt ist, dabei jedoch wegen der Menge der Theile und wegen der vielfachen Modificabilität, die Veränderungen der Gestalt ins Unendliche möglich werden." Selbst der Kernpunct der Metamorphosenlehre, daß der unendlichen Mannigfaltigkeit der organischen Wesen ein einziger Urorganismus zum Grunde liegt, findet sich in der im „Fragment" angedeuteten Idee: „Jedes ihrer (der Natur) Werke hat ein eigenes Wesen, jede ihrer Erscheinungen den isoliertesten Begriff, und doch macht alles Eins aus."

Nicht minder bemerkenswerth ist der Umstand, daß der Gesichtspunct, von dem aus Goethe später die Mißbildungen an Organismen ansah, bereits in unserem Aufsatze eingenommen ist. Die Abweichung von der gewöhnlichen Gestalt eines Naturwesens ist nach dieser Annahme nicht eine Abweichung von den allgemeinen Naturgesetzen, sondern nur eine Wirkungsweise derselben unter besonderen Bedingungen. „Die Natur bildet normal, wenn sie unzähligen Einzelnheiten die Regel giebt, sie bestimmt und bedingt, abnorm aber sind die Erscheinungen, wenn die Einzelnheiten obsiegen und auf eine willkürliche ja zufällig erscheinende Weise sich hervorthun. Weil aber beides nah zusammen verwandt und sowohl das Geregelte als Regellose von Einem Geiste belebt ist, so entsteht ein Schwanken zwischen Normalem und Abnormem, weil immer Bildung und Umbildung wechselt, so daß das Abnorme normal und das Normale abnorm zu werden scheint." (Goethes Werke, 2. Abth. VII. 173, 23 — 174, 6). Das ist in reiferer Form (der Aufsatz, dem der Satz angehört, ist im Hinblick auf Jägers Werk „Über die Mißbildung der Gewächse", das 1814 erschien, niedergeschrieben) der Gedanke aus dem Fragment: „Auch das unnatürlichste ist Natur."

Wenn wir absehen von den speciell auf das Reich der unorganischen Natur bezüglichen Principien Goethes, so finden wir dessen ganzes Gedankengebäude in dem Fragment „Natur" bereits vorgebildet. In der allgemeinen, abstracten Weise, wie diese Ideen hier stehen, erscheinen sie wie die Verkündigung einer neuen Weltanschauung. Man vermag sie nur einem Geiste zuzuschreiben, der eigene, neue Wege zur Erklärung der Erscheinungen einschlagen wollte. Die Erfüllung dieser Verkündigung sind Goethes specielle Arbeiten über naturwissenschaftliche Gegenstände. Hier erst erhalten jene allgemeinen Sätze ihren vollen Werth, ihre eigentliche Bedeutung. Wir verstehen sie sogar erst ganz, wenn wir sie in Goethes Metamorphosenlehre, in seinen osteologischen Studien und in seinen geologischen Betrachtungen verwirklicht sehen. Hätten wir diese letzteren ohne die allgemeinen theoretischen Grundsätze, so müßten wir sie selbst durch sie ergänzen. Wir müßten uns fragen: wie stellte Goethe die Natur im Ganzen vor, um sich über die Pflanzen- und Thierwelt die ihm eigenen Vorstellungen bilden zu können? Die Beantwortung dieser Frage kann aber mit nichts besser und befriedigender gegeben werden als mit dem Inhalte des Fragmentes: „die Natur". Goethe sagt in der „Geschichte der Farbenlehre": „Wie irgend jemand über einen gewissen Fall denke, wird man nur erst recht einsehen, wenn man weiß, wie er überhaupt gesinnt ist." Wir wissen erst vollständig wie Goethe über einen einzelnen Fall in der Natur gedacht, wenn wir aus dem besprochenen Fragment erfahren haben, was für Anschauungen er über die Natur überhaupt gehabt hat.

Diese Beziehung erscheint doch wichtiger als die Frage, ob derjenige, welcher die Niederschrift des Aufsatzes besorgt hat, ein unmittelbares Dictat oder einen mehr oder weniger wörtlichen Bericht aus dem Gedächtnisse geliefert hat.

Rudolf Steiner.

Inhalt.

Weimar. — Hof-Buchdruckerei.

